

The background of the book cover is a painting of a river scene. In the foreground, several large, dark logs are stacked on a sandy or rocky bank. The river flows from the background towards the viewer, its surface reflecting a warm, golden light. The banks are lined with dense, dark green trees and foliage. The overall mood is somewhat somber yet beautiful, with a focus on nature and light.

Deborah Crombie

Böses Erwachen
Roman

GOLDMANN

Deborah Crombie

Böses Erwachen

Roman

George Brent schwenkte die Arme, soweit es die Hundeleine erlaubte, und ging etwas schneller. Er brauchte die körperliche Bewegung in diesen Tagen ebenso dringend wie Sheba, denn selbst bei dieser Hitze taten ihm morgens beim Aufstehen sämtliche Knochen weh. Er verdrängte hastig die Gedanken daran wie er den kalten feuchten Winter überstehen sollte. Hatte keinen Sinn, über etwas zu jammern, das man nicht ändern konnte, schon gar nicht an einem so herrlich heißen Sommertag. Der Winter war noch Monate entfernt, und seine größte Sorge im Moment war, sich keinen Sonnenbrand auf der Glatze zu holen.

Sheba trottete vor ihm her, die Schnauze tief über dem Boden, um jede Witterung aufzunehmen, der kleine schwarze Körper zitternd vor gespannter Erregung. Als sie das indische Restaurant in der Manchester Road passierten, hob sie die Nase und schnüffelte geräuschvoll. Die würzigen Düfte, die aus der Küche drangen, waren George jetzt so vertraut wie einst der Geruch von Kohl und Wurst in seiner Kindheit aber er hatte sich nie recht entschließen können, das Zeug zu probieren ... obwohl er zugeben musste, dass er auf das Drängen von Mrs. Singh hin wohl eines Tages seinen Widerstand aufgeben würde.

Er winkte Mrs. Jenkins in der Reinigung nebenan zu und ging wieder schneller. Er war an diesem Morgen spät dran, denn er hatte Mrs. Singh mit ihrem Fernseher geholfen, und vermutlich würde er seine Kumpel verpassen, die sich täglich zum Kaffee im ASDA-Supermarkt trafen. Allerdings war es schließlich nur fair, einem Nachbarn zu helfen, oder? Besonders einer so guten Nachbarin wie Mrs.

Singh Er lächelte bei dem Gedanken daran, was seine Töchter sagen würden, wenn sie wüssten, was mit der Witwe nebenan lief, und bog um die Ecke in die Glengarnock. Sie dachten wohl, damit sei's für ihn vorbei. Aber er hatte noch nicht alle Munition verschossen. Wie konnte man von einem Mann erwarten, sich nach so vielen Jahren mit regelmäßigem Sex zu kasteien? Was für ihn das Andenken an die Mutter seiner Kinder allerdings nicht schmälerte.

Als sie in die Stebondale Street kamen, zerrte Sheba an der Leine, witterte die Nähe des Parks, doch George verlangsamte seine Schritte,

als sie die Wohnhäuser gegenüber dem Eingang zum Rope Walk erreichten. Sie weckten in ihm die Erinnerung an die Sendung über den Blitzkrieg, die er am Vorabend im Radio gehört hatte. Während er gemütlich bei einer abendlichen Tasse Tee in seiner Küche gesessen hatte, hatte ihn unerwartet die Flut der Erinnerungen eingeholt ... an das Geräusch der Bomber im Anflug, die Sirenen, die Zerstörung.

Er blieb stehen und befahl Sheba, sich zu setzen. Er nahm die Häuser jetzt für selbstverständlich, ging täglich gedankenlos an ihnen vorüber, aber diese kurze Reihe von einem halben Dutzend Häusern war alles, was von der Stebondale Street übrig geblieben war, die er vor dem Krieg gekannt hatte. Der Rest war zerstört worden, wie das meiste auf der Insel, wie die Häuser, in denen er aufgewachsen war.

Er war damals zu alt gewesen, um aufs Land verschickt zu werden, und hatte daher die schlimmsten Luftangriffe im Herbst und Winter 1940 miterlebt. Seine Mundwinkel zuckten nach oben, als er sich daran erinnerte, wie er sich an seinem siebzehnten Geburtstag in der Rekrutierungsstelle gemeldet hatte. Das eigentliche Kampfgeschehen, dessen war er sicher *gewesen*, war besser als das ständige Warten darauf, dass die Bomber kamen.

Wenige Monate später waren ihm die Nächte im Unterstand im Garten wie das Paradies erschienen.

Aber er hatte auch das überstanden. Zumindest hatte ihn die Zeit in Italien gelehrt, die Zukunft Zukunft sein zu lassen.

Shebas ungeduldiges Kläffen riss ihn aus seinen Tagträumereien. Er ging gehorsam weiter, und bald, als er sie von der Leine und in ihre ersehnte Freiheit entließ, rannte sie in gestrecktem Galopp davon. George folgte ihr in seinem Tempo, den Rope Walk zwischen Mudchute und Millwall Park hinunter, und geriet leicht außer Atem, als es die Anhöhe zum Mudchute Plateau hinaufging. Oben verschwand Sheba aus seinem Blickfeld, während sie den Karnickelspuren durch das dichte Gras folgte. George jedoch blieb auf dem schmalen Weg, der am Rand des Parks entlangführte. Der Hund schien stets zu *wissen*, wo sein Herrchen war, auch wenn dieser ihn längst aus den Augen verloren hatte. Und Sheba streunte nie.

Als er das Parkgatter zum ASDA-Supermarkt erreichte, warf er einen Blick auf die Uhr. Es war mittlerweile halb zehn geworden - und seine

Kumpel hatten das gemeinsame Frühstück wahrscheinlich längst beendet. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und er schwitzte... der Gedanke an eine Tasse Kaffee, auch wenn er sie allein trinken musste, war trotzdem verlockend. Doch je länger er herumtrödelte, desto heißer würde es auf dem Heimweg werden.

Er wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch trocken und ging weiter. Auf diesem Abschnitt wuchsen die Brombeerranken bis in den Weg, verhakten sich in seinen Hosenbeinen, und er blieb einen Moment stehen, um besonders hartnäckige Brombeerdornen aus den Schnürsenkeln seiner Schuhe zu lösen. Während er noch kniete, hörte er Sheba laut aufjaulen.

Stirnrunzelnd löste er die Brombeerranke aus dem Schuhband. Dass Sheba ausgerechnet hier jaulte, kam ihm merkwürdig vor, da ihr normales Repertoire auf dieser Wegstrecke aus aufgeregtem Bellen und Kläffen bestand. Hatte sie sich vielleicht verletzt? Unruhig geworden, stand er hastig auf und starrte angestrengt auf den Weg. Der Laut hatte geklungen, als sei Sheba weit vorausgelaufen.

»Sheba!« rief er und hörte selbst das ängstliche Vibrieren seiner Stimme. Diesmal war das Jaulen noch deutlicher zu hören. Es kam irgendwo von vorn und nach rechts versetzt neben dem Weg. George rannte in diese Richtung, sein Herz klopfte, als er die sanfte Kurve im Dauerlauf umrundete.

Die Frau lag auf dem Rücken im hohen Gras gleich neben dem Trampelpfad. Sie hatte die Augen geschlossen, und die Strähnen ihres üppigen langen, rotblonden Haars waren mit den Ranken einer weiß-blühenden Winde verwoben. Sheba, die neben ihr kauerte, sah erwartungsvoll zu George auf.

Die Frau war wunderschön. Im ersten Augenblick dachte er, sie schlief, sagte sogar zögernd: »Miss

...«

Dann ließ sich eine Fliege auf der weißen Hand nieder, die bewegungslos auf dem Revers ihres Jacketts ruhte, und da wusste er Bescheid.

Um fünf vor zehn an einem bereits heißen Samstagmorgen suchte Gemma nach einer Adresse am Lonsdale Square. Nur wenige Gehminuten von ihrer Wohnung in Islington entfernt war der Platz von den Autos der Anwohner gesäumt, die das Wochenende zu Hause verbrachten. Und es war kein Zentimeter frei geblieben. Es war eine schicke Wohngegend, Einzugsgebiet aufstrebender Blair-Anhänger, und Gemma fragte sich, wie sich eine alleinstehende Frau eine derart exklusive Adresse leisten konnte. Die Reihenhäuser im Stil der Zeit von George III. wirkten streng, ihre grauen Backsteinfassaden nur durch das Schwarzweiß von Fenstern und Türen durchbrochen. Nur eine glänzend rot gestrichene Tür bildete die Ausnahme.

Gemma vergewisserte sich mit einem Blick auf ihren Notizblock erneut, dass sie bei der richtigen Adresse war, stieg die Stufen zum Eingang hinauf und klingelte. Sie steckte eine Haarsträhne zurück, die sich aus ihrem Zopf im Nacken gelöst hatte, und sah an ihrer saloppen Samstagskleidung hinab ...

Jeans, Sandalen und ein limonenfarbenes Leinenhemd. Was war für den bevorstehenden Anlass das richtige Outfit? Vielleicht hätte sie sich ... Bevor sie sich noch entschließen konnte, doch lieber den Rückzug anzutreten, schwang die Tür auf.

»Sie müssen Gemma sein«, sagte die Frau im kirschroten Trägerkleid und lächelte. Bis auf ihre grellrot geschminkten, vollen Lippen war sie kaum zurechtgemacht. Ihr kurzes, dunkles Haar war modisch zerzaust, als sei es mit einer Nagelschere geschnitten worden, und ihre Augen im blassen Gesicht waren bernsteinfarben. »Ich bin Wendy.« »Ihre Tür gefällt mir«, sagte Gemma.

»Bricht das Eis, finde ich. Kommen Sie rein.« Das Zimmer, in das sie Gemma führte, war der Straße zugewandt. Es nahm offenbar das gesamte Parterre ein, war lang und schmal, einfach geschnitten und verhältnismäßig hoch. Ein schlichter Kamin im georgianischen Stil teilte den Raum in zwei symmetrische Hälften.

Alles andere stellte Gemmas Erwartungen völlig auf den Kopf. Die Wände waren kreidegelb, die Möbel im Stil der Sechziger, die Bezüge in

Primärfarben. Über dem Kaminsims hing ein großes Plakat, das die Beatles auf der Abbey Road zeigte.

An der einen Längswand zwischen Kamin und dem rückwärtigen Teil des Raumes stand ein Klavier.

Während Gemma sich noch umsah, berührte ihre Gastgeberin sie leicht am Arm und deutete auf das Sofa.

»Setzen Sie sich doch. Ich habe uns Kaffee gekocht. Heute Morgen sollten wir uns erst mal kennenlernen.«

»Aber ich dachte ...« Gemmas Nervosität regte sich wieder. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, diese Verabredung zu treffen, einen freien Samstagmorgen zu opfern, den sie mit Toby hätte verbringen können? Es war eine Schnapsidee gewesen, eine Marotte, die sie lieber hätte vergessen sollen, anstatt eine komplette Idiotin aus sich zu machen. Zum Glück hatte sie niemandem außer ihrer Freundin Hazel von ihrem Vorhaben erzählt.

Wendy Sheinart setzte sich neben Gemma und griff nach der Kaffeekanne. »Also ...« Sie füllte Gemmas Tasse. »Jetzt erzählen Sie mir bitte, weshalb Sie Klavierspielen lernen möchten.«

Kincaid hatte fürs Picknick die Dinge eingepackt, die er für jungengerecht hielt: dicke Schinkenbrote, Kartoffelchips, Coca-Cola und als Krönung ein riesiges Stück Schokoladentorte aus der Konditorei in der Heath Street. Er stellte den Korb - speziell für diese Gelegenheit gekauft - in den Kofferraum des Midget und öffnete das Cabriodach des Wagens mit einem dankbaren Blick hinauf in den klaren blauen Himmel über der Carlingford Road.

Nach den schweren Regenfällen Anfang Juni hatten die Wetteraussichten für die Endrunde in Wimbledon trübe ausgesehen. Kincaid hatte sich trotzdem beharrlich um Karten bemüht und schließlich zwei Plätze am Center Court für diesen Tag ergattert, und es schien, als wolle der Wettergott seine Ausdauer belohnen.

Mit einem letzten, dankbaren Blick zum Himmel setzte er sich mit einer für ihn neuen, freudigen Erwartung hinters Steuer. Der Motor des Midget rührte sonor, und als er den ersten Gang einlegte, dachte er voller Schuldbewusstsein daran, dass er drauf und dran gewesen war, den altersschwachen Sportwagen zu verkaufen. Jetzt kam ihm dieses

Ansinnen geradezu frevelhaft vor, nachdem ihm das Cabrio so viele Jahre treue Dienste erwiesen hatte ... fast so, als setze man einen lieben alten Hund aus. Und sowieso hätte Kit ihm das vermutlich nie verziehen. Der Junge hatte sich auf den ersten Blick in das Auto verliebt, und in seiner Lage brauchte er Kontinuität in seiner Umgebung mehr als alles andere.

Seit der Ermordung von Kincaids geschiedener Frau im April hatte er alles getan, um die Lücke im Leben ihres Sohnes zu füllen, die sie hinterlassen hatte. Dabei war es ihm mittlerweile zur Gewissheit geworden, dass Kit wirklich nicht das Kind von Vics zweitem Mann, sondern sein, nämlich Kincaids, Sohn war, gezeugt, kurz bevor sich Vic vor zwölf Jahren von ihm getrennt hatte ... Nur ahnte Kit bisher nichts von alledem.

Kincaid bog in die Rosslyn Hill ein und fuhr in südliche Richtung weiter zum Haverstock Hill, von dort ging es in die Chalk Farm und schließlich in die Camden High Street. Als er auf seinem Heimweg von Gemma früher am Morgen durch Camden Town gekommen war, hatten die Straßenverkäufer dort gerade ihre Stände aufgebaut. Jetzt war der Wochenendmarkt in vollem Gang, und die Auslage an bunten Baumwollröcken und Kleidern erinnerte ihn unwillkürlich an Gemma. Diese Art der Kleidung stand ihr, und er wusste, dass ihr das bunte Treiben gefallen würde. Vielleicht sollten sie bald mal mit Kit einen Wochenendausflug machen.

Er fragte sich, wie sie wohl ihren Samstag verbringen mochte. Sie hatte ihm versichert, sich wegen der Wimbledonkarten keinesfalls vernachlässigt vorzukommen, und behauptet, er und Kit bräuchten Zeit füreinander. Ihre eigenen Pläne fürs Wochenende hatte sie dabei mit keinem Wort erwähnt. Oder hatte er es einfach nur unterlassen, sie danach zu fragen?

Die abrupte Vollbremsung des Wagens vor ihm zwang ihn, seine Grübeleien über die Minenfelder zwischenmenschlicher Beziehungen aufzugeben und sich aufs Überleben im Straßenverkehr zu konzentrieren. Der Verkehrsstrom bewegte sich nur zäh in Richtung King's Cross vorwärts. Trotzdem fand er sofort einen Parkplatz am Straßenrand und erreichte den Bahnsteig mehr als rechtzeitig. Als der Zug aus Cambridge wenige Minuten später anhielt, empfand

Kincaid dieselbe Erregung, die ihn schon als Kind bei der Ankunft eines Zuges erfasst hatte. In seiner kleinen Heimatstadt in Cheshire hatten die Züge etwas von dem Flair der großen weiten Welt, von Abenteuern und interessanten Menschen verbreitet.

Sein Blick schweifte auf der Suche nach Kits semmelblondem Haarschopf über die Menge der aussteigenden Fahrgäste. Er winkte, als er ihn entdeckt hatte. Mit einem Lächeln überspielte er den Schock, den er noch immer angesichts der Ähnlichkeit des Jungen mit Vic empfand, gab dem Jungen einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter, bevor er für die übliche rituelle Begrüßung, die sie sich angewöhnt hatten, den Arm mit der Handfläche nach oben ausstreckte. »Hallo, Sportsfreund! Schlag ein! Heiß auf Tennis?«

Kit schlug grinsend ein, warf seine Reisetasche über die Schulter und folgte Kincaid zum Ausgang.

»Colin war grün vor Neid. Du hättest sein Gejammere hören sollen. Laura war ziemlich sauer.«

»Und wie ich dich kenne, hast du ihn gern in seinem eigenen Saft schmoren lassen«, bemerkte Kincaid trocken, als er den Kofferraum öffnete und Kits Tasche nahm. »Nein, nicht reinsehen.« Er klappte den Kofferraumdeckel zu, bevor Kit den Inhalt begutachten konnte »Ich habe eine Überraschung.«

»Eine Überraschung? Wirklich?« Kits Augen wurden groß; ein Beweis dafür, dass man mit elf Jahren für Überraschungen noch nicht zu alt war. Kit hechtete geschickt auf den Beifahrersitz des Midget »Was für eine Überraschung?«

»Die von der essbaren Sorte«, neckte Kincaid, als er den Wagen startete. »Warte und ...« Sein Telefon klingelte, als er den Wagen aus der Parklücke fuhr. Leise fluchend zog er es mit einer Hand aus der Tasche, während er mit der anderen das Auto wieder an den Straßenrand zurücklenkte.

»Kincaid!« meldete er sich unwirsch und hörte am anderen Ende die vertraute Stimme der Telefonistin von Scotland Yard: »Augenblick, ich verbinde.«

»Was gibt's?« fragte Kit.

Kincaid deckte eine Hand über die Sprechmuschel und antwortete »Ist beruflich.« Dann fügte er mit einer Zuversicht hinzu, die er nicht

empfand: »Dauert nicht lange.«

Chief Superintendent Denis Childs meldete sich am anderen Ende mit der für ihn typischen, stoischen Ruhe. Kincaid hatte mehr als einmal, wenn auch mit schlechtem Gewissen, eine Naturkatastrophe herbeigesehnt, nur um zu testen, ob Childs Herzfrequenz jemals zu einer Beschleunigung fähig war.

»Duncan? Tut mir leid.« Die sonor knarrende Stimme des Superintendent entsprach seiner beeindruckenden Körpergröße und Statur. »Ich weiß, Sie stehen dieses Wochenende nicht auf dem Dienstplan.

Kincaid stöhnte innerlich. Eine Entschuldigung als Einleitung war ein mieses Zeichen.

»Ist wieder mal einer dieser Chaostage«, fuhr sein Chef fort. »Die anderen Teams sind schon im Einsatz, und gerade ist die Meldung über einen Mordfall reingekommen, der für die Kollegen vor Ort offenbar eine Nummer zu groß ist. Ihr leitender Kriminalinspektor ist übers Wochenende verreist, und der Polizeichef ist der Meinung der frischgebackene weibliche Inspector, der übers Wochenende Dienst hat, sei überfordert.«

»Mord als Feuertaufe... ein bisschen happig, was?« stimmte Kincaid zu.

»Und wo liegt die Leiche?«

»Isle of Dogs. Mudchute Park.«

»Heiliger Strohsack!« Kincaid hasste Tatorte im Freien. In geschlossenen Räumen konnte man zumindest auf interessante Spuren hoffen.

»Es handelt sich um eine junge Frau«, fuhr Childs fort. »Der Vorbericht klingt nach Tod durch Erürgen.«

»Ist die Spurensicherung schon unterwegs?« fragte Kincaid und zog eine Grimasse. Ein Sexualmord im Freien. Wurde ja immer schöner. »Haben die Uniformierten den Tatort gesichert?«

»Sind gerade dabei. Wie schnell können Sie dort sein?«

»Geben Sie mir ...« Kincaid warf einen Blick auf seine Uhr und sah dabei aus den Augenwinkeln Kits bleiches, gespanntes Gesicht.

Er hatte den Jungen völlig vergessen.

»Chef ...« Er verstummte. Wie konnte er Childs seine missliche Lage

erklären? »In einer knappen Stunde«, sagte er schließlich mit einem weiteren Blick auf Kit. »Ich muss zuerst noch was regeln. Was ist mit Gemma?«

»Der diensthabende Sergeant ruft sie gerade an. Halten Sie mich auf dem laufenden«, fügte Childs hinzu und legte auf.

Kincaid schaltete das Handy aus und wandte sich langsam Kit zu. »Tut mir leid. Ist was dazwischengekommen. Ich muss leider arbeiten.«

»Kannst du nicht ...«, begann der Junge, aber Kincaid schüttelte bereits den Kopf.

»Habe keine Wahl, Kit. Ist wirklich ein Jammer, aber du musst nach Cambridge zurück.«

»Kann ich nicht«, antwortete Kit mit schriller werdender Stimme. »Die Millers sind übers Wochenende verreist. Schon vergessen?«

Kincaid starrte Kit an. Auch das hatte er vergessen. Es fiel ihm zunehmend schwerer, die Anforderungen seines Jobs mit seinen Verpflichtungen gegenüber Kit unter einen Hut zu bringen. Jetzt saß er in der Patsche.

»Schätze, dann musst du den Tag allein in meiner Wohnung verbringen«, erklärte er mit einem Lächeln, das die Hiobsbotschaft abmildern sollte.

»Aber das Tennismatch ...« Kit biss sich auf die zitternde Unterlippe. Kincaid wandte den Blick ab, gab dem Jungen Zeit, sich zu fassen. Dann kam ihm die Idee.

»Vielleicht können wir was deichseln. Abwarten und Tee trinken«, sagte er nachdenklich.

Die Münzen klimperten in unregelmäßigem Staccato in Gordon Finchs Klarinettenkasten. Die Kinder warfen sie, kamen so nahe, wie sie es wagten, und selbstvergessen in ihrer Faszination, bewegten sie ihre Körper unbewusst in Richtung zur Musik.

Er spielte *Cherry Blossom Pink* zu Ende und wischte das Klarinettenmundstück ab. Die Kinder sahen ihm mit großen Augen zu und hüpfen in gespannter Erwartung auf und ab. Ihre Eltern standen hinter ihnen; einige hatten sich auf den kniehohen Eisenzaun gesetzt, der die Blumenrabatte vom leicht schwülstigen Bogeneingang des Fußgängertunnels der Isle of Dogs trennte. Er hob die Klarinette erneut an die Lippen und intonierte ein paar Takte von *London Bridge*. Die

Kinder begannen zu kichern.

Er hielt inne, dachte einen Moment nach, zerbrach sich den Kopf darüber, welche Melodien sie mögen könnten, und improvisierte schließlich über die Leitmelodie von *Here We Go Round the Mulberry Bush*.

Er, der Rattenfänger mit der Klarinette, ging anschließend zu *Ob-La-Di, Ob-La-Da* über, und spielte danach *When I 'm Sixty-Four* aus dem Sergeant-Peppers-Album der Beatles, und die Kinder hüpfen und wiegten sich glücklich im Takt. Nach einiger Zeit jedoch wurden die Eltern unruhig, und eine Familie nach der anderen ging weiter. Sie haben alle einen genauen Tagesplan, dachte er, während er sie davongehen sah

...

Er beendete das Stück, trank einen Schluck Wasser aus der Flasche, die er am Kiosk einige Meter entfernt gekauft hatte. Er kauerte nieder und goss etwas Wasser in die Schale, die er stets für Sam dabei hatte. »Durst, Kumpel?« Der Hund hob den Kopf und rappelte sich mit einem eher pflichtschuldigen als freudigen Ausdruck hoch. Nach ein paar Schlucken beendete er die Gehorsamsübung, drehte sich zweimal auf dem kahlen Fleck, den er als Schlafstatt gewählt hatte, um die eigene Achse, ließ sich nieder und legte die Schnauze auf die Vorderläufe. Sams Bewegungen waren in diesen Tagen merklich langsamer geworden. Aber die Hitze machte alle lethargisch. Trotzdem hatte sich Gordon entschlossen, den Hund nicht mehr mit in den Tunnel zu nehmen. Die bis in die Knochen kriechende Feuchtigkeit war auch für die Gesundheit eines Hundes sicher nicht zuträglich.

Allerdings hatte er nicht vor, im Tunnel zu spielen; schon gar nicht nach dem, was vergangene Nacht geschehen war. Natürlich hatte er gewusst, dass er sie sehen würde... das war unausweichlich, wenn man so dicht beieinander arbeitete und wohnte. Trotzdem war er auf der Insel geblieben, spielte im Park, im Tunnel, im Schatten der Kräne auf der Glengall Bridge ... und forderte das Schicksal heraus.

Selbst an diesem Tag - und mochte der Standort noch so gut sein - hätte es lukrativere Gegenden für einen Straßenmusikanten gegeben.

Vielleicht sollte er seine Sachen zusammenpacken und es in South Kensington an der Hampstead High Street oder wieder in Islington

versuchen.

Er kniete nieder, die Hände an der Klarinette, als wolle er sie zerbrechen, als vor seinem geistigen Auge Annabelles Bild erschien, bleich und wütend. Am vergangenen Abend hatte die Wut ihr die typisch distanziert-kühle Maske vom Gesicht gerissen, die sie ihm selbst damals gezeigt hatte, als er ihr den Laufpass gegeben hatte. Und zum ersten Mal, vermutete er, hatte er gesehen, wie sie wirklich war und was sie wirklich fühlte. Und doch war er nicht willens gewesen, ihr Glauben zu schenken. Jetzt allerdings kamen ihm Zweifel, und er fragte sich, ob er sich von seinem Stolz hatte blenden lassen.

Was, wenn er sie falsch eingeschätzt hatte? Was, wenn er sich geirrt hatte?

Kincaid musste zu seinem großen Bedauern zweimal anhalten, um einen Blick in seinen Stadtplan zu werfen. Es war lange her, dass er einen Fall im East End bearbeitet hatte. Außerdem ergab sich selten ein Grund, sich weiter östlich als Wapping oder Limehouse zu begeben. Die gesamte Gegend östlich der Towerbridge nannte sich mittlerweile »Docklands«, aber nicht einmal der enorme Wiederaufbauplan des letzten Jahrzehnts hatte es vermocht, den Charakter der einzelnen Gegenden vollständig auszumerzen.

Als er zur Canary Wharf kam, sagte ihm ein Blick auf seinen Plan, dass er sich mittlerweile auf der Halbinsel »Isle of Dogs« befand, die eigentlich eine Insel war.

Er fuhr auf der West Ferry Road weiter in südlicher Richtung, folgte der Kette neuer Wohnprojekte und gähnender Baugruben, die wie Pilze zwischen Straße und Ufer aus dem Boden schossen. An vielen Bauzäunen prangte in auffälliger Graphik die Firmensignatur der legendären »Finch Ltd.«.

Zu seiner Linken entdeckte er eine Reihe alter, leicht erhöht gelegener Häuser aus der Vorkriegszeit; zu seiner Rechten lag eine Bauwüste. Hier musste die Verlängerung der Docklands - Light Railway - geplant sein, von der er gelesen hatte, die unter dem Fluss hindurch nach Greenwich und weiter nach Lewisham führen sollte. Das Ausmaß von Chaos und Erdbewegungen allerdings, die das kontrovers diskutierte Projekt offenbar mit sich brachte, übertraf sein Vorstellungsvermögen. Die Bauplanung hatte vorgesehen, zumindest die East Ferry Road passierbar zu halten, und hinter den Bauzäunen zu seiner Rechten stieg das Land steil zum Mudchute Park an. Kincaid fuhr am ersten Eingang des Parks vorbei, einem hohen, gewölbten Tunnel gegenüber dem Millwall Dock, und erreichte bald den Eingang am ASDA-Supermarkt. Als er auf den Parkplatz einbog, sah er die Funkstreifenwagen mit blinkendem Blaulicht, die in einem Knäuel vor der Tankstelle des ASDA parkten. Gemmas verbeulter Escort stand etwas abseits, und zwei uniformierte Beamte hielten eine kleine Menge Schaulustiger zurück. Kincaid parkte zwischen Gemmas Wagen und einem roten Vauxhall,

stieg aus und ging auf eine Gruppe von Leuten zu, die am Rand des Parkplatzes stand. Die Front der Personen geriet in Bewegung, und plötzlich entdeckte er Gemmas kupferrote Haarmähne und ihre grüne Bluse, als sie sich umdrehte, um ihn zu begrüßen.

»Boss ...« Gemma nickte ihm zu. »Darf ich vorstellen? Detective Inspector Janice Coppin. Sie ist die leitende Beamtin des zuständigen Reviers.«

Kincaid streckte der Frau im marineblauen Kostüm die Hand entgegen. Sie erwiderte die Geste äußerst zurückhaltend, und die Miene ihres groben Gesichts war kaum freundlicher als ihr Händedruck.

Sogar ihr störrisches blondes Haar schien Missfallen auszudrücken.

»Womit haben wir's denn zu tun, Inspector?« fragte Kincaid leichthin, während er sich an die Andeutung seines Chefs erinnerte, der frischgebackene, weibliche Inspector sei einem Mord vermutlich nicht gewachsen. Schon aus diesem Grund konnte ihn Coppins Feindseligkeit kaum überraschen.

Immerhin pfuschte Scotland Yard ihr ungefragt ins Handwerk.

»Dort droben.« DJ Coppin trat zur Seite, um den Blick auf den Eingang zum Mudchute Park freizugeben, der durch das dichte Gebüsch, das den Parkplatz säumte, kaum zu sehen war. »Eine Frauenleiche. Liegt völlig frei neben dem Weg. Wir haben schon auf Sie gewartet«, fuhr sie fort.

»Die Polizeiärztin ist fertig, aber wir konnten die Leiche nicht wegschaffen, solange Sie sie nicht gesehen haben.«

Kincaid hatte nicht die Absicht, sich für seine Verspätung zu entschuldigen. »Na, dann sehen wir uns die Bescherung mal an«, erwiderte er und ging in Richtung Parkeingang.

Der Müll, der die Asphaltfläche des Parkplatzes bedeckte, hatte sich bis auf das nackte Erdreich dahinter ausgebreitet und säumte den Plattenweg, der zum Eingang hinaufführte. Die Unmengen an Müll ließen den pastoralen, hölzernen Laubengang über dem Schwinggatter zum Park geradezu als Hohn erscheinen und würden natürlich erfahrungsgemäß die Arbeit der Spurensicherung sehr erschweren.

Es war nur ein sanfter Anstieg zu den bewaldeten Hängen des Parks, doch als Kincaid das Schwinggatter passiert hatte, stand ihm bereits der Schweiß auf der Stirn. Von ihm gabelte sich der Weg, dessen Oberfläche auch nach den Regenfällen der vergangenen Wochen noch so hart war,

dass seine Gummistiefel keinen Abdruck hinterließen. Die rechte Abzweigung stieg leicht zu einer Heckenanpflanzung und zu den weiten Parkwiesen dahinter an, während sich der Pfad zu seiner Linken einen steilen Abhang entlangschlängelte. Ungefähr in zehn Meter Entfernung entdeckte Kincaid auf dem Weg eine Ansammlung von Leuten der Spurensicherung in weißen Kitteln.

Kincaid zog einen Overall über und ging auf die Gruppe zu. Aus alter Gewohnheit verschränkte er die Hände auf dem Rücken, während er dem blau-weißen Band folgte, das den Tatort abspernte, denn auf diese Weise war die Versuchung geringer, unüberlegt etwas zu berühren.

Die Leute von der Spurensicherung traten beiseite, um ihn durchzulassen, und dann sah er sie, halb im Schatten der Hecke liegend.

»Sie war eine Schönheit, muss man sagen«, erklärte Willy Tucker, der Fotograf, der neben ihn getreten war.

Sie lag auf dem Rücken zwischen Wegrand und Hecke, die den Parkweg gegen das höher gelegene Gelände abschirmte. Sein erster flüchtiger Eindruck war, dass ihre Kleidung sorgfältig arrangiert worden war.

Der kurze Rock war auffällig glatt über ihre Oberschenkel gezogen. Das lange, schwarze Leinenjackett war züchtig hochgeschlossen bis zum letzten Zinnknopf. Nur ein cremefarbener BH-Träger aus Satin war dort sichtbar, wo ihr die Jacke leicht in Richtung Schulter verrutscht war.

Eine Bluse trug sie offenbar nicht.

Mit einem Blick auf Tucker sagte Kincaid: »Ihre Strumpfhose ... war nicht verrutscht oder ausgezogen?«

»Nicht, soviel wir sehen konnten ... ohne sie zu bewegen.«

Die Strümpfe waren dünn, nur ein Hauch von Schwarz über ihrer weißen Haut, und hatten Laufmaschen an beiden Beinen. Ein Fuß war nackt, der andere steckte in einem schwarzen Schuh mit breitem, hohem Absatz.

Kincaid ging in die Hocke, ohne sich der Toten weiter zu nähern, und betrachtete ihr Gesicht. Es war ein perfektes Oval, die Haut selbst im grellen Licht faltenlos glatt. Die Nase gerade, die Lippen gut geformt.

Als der Schatten weiterwanderte, entzündete die Sonne Funken auf der üppigen Mähne ihres rotgoldenen Haars. Sie sah so lebendig aus, dass - wären die Starre der Züge und die Fliegen nicht gewesen - man hätte annehmen können, sie habe sich hier nur zum Schlafen niedergelegt.

Ein erdiger, würziger Duft stieg von der zertrampelten Vegetation zu

seinen Füßen auf, der ihn unwillkürlich an Liebende denken ließ, die sich auf einem schattigen Plätzchen am Hang umfassen hielten. »Hat man den zweiten Schuh gefunden?« wollte er wissen.

Der Fotograf schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Die Uniformierten haben eine gründliche Suche gestartet.«

Festlich gekleidet, aber jeder Möglichkeit beraubt, je wieder eine Veranstaltung zu besuchen, schoss es Kincaid durch den Kopf, während er auf ihren leblosen Körper starrte. Er widerstand der Versuchung, die seidige Haarsträhne zurückzustreichen, die sich an ihrer Wange verfangen hatte. »Vielleicht hat sie ihn auf einem Fest beim Tanzen verloren.«

Gemma beobachtete Kincaid, der den Weg zurück entlang der Absperrung kletterte, das Gesicht ausdruckslos wie immer unter diesen Umständen. »Die Tat eines Psychopathen? Oder was meinst du?« fragte sie, als er sie erreicht hatte. Man sagte nicht »Serienkiller«, nicht, wenn auch nur annähernd die Möglichkeit bestand, dass die Presse lange Ohren machte. Trotzdem war es immer der erste Verdacht, wenn eine junge Frau auf diese Weise ermordet wurde.

Mit einem Blick zurück auf die Leute von der Spurensicherung, die wie seltsame weiße Insekten um die Leiche herumkrochen, schüttelte Kincaid den Kopf. »Ich glaube, der Mörder hat sie gekannt. Sieht so aus, als habe jemand ihre Kleidung züchtig arrangiert. Falls sie vergewaltigt worden sein sollte, lässt sich das auf den ersten Blick nicht erkennen.

Nach der Obduktion wissen wir mehr.«

»Ich bestelle jetzt den Leichenwagen«, sagte DJ Coppin. »Ihr Einverständnis vorausgesetzt, Sir«, fügte sie unverhohlen feindselig hinzu.

Kincaid zog leicht die Augenbrauen hoch, ließ sich jedoch auch diesmal nicht provozieren. »Nur zu, Inspector. Je schneller, desto besser ... bei dieser Hitze. Ein Glück, dass die Temperaturen vergangene Nacht gesunken sind.«

Coppin kletterte ungeschickt den Hang hinunter. Ihr enger Kostümrock behinderte sie ganz offensichtlich. Gemma beobachtete sie, bis sie durch das Schwinggatter verschwunden war, und wandte sich dann an Kincaid.

»Hör mal...«

Bevor sie fortfahren konnte, zog Kincaid sie in den Schatten, weit weg von den Kollegen der uniformierten Truppe. »Ist verdammt viel zu heiß, um in der Sonne rumzustehen«, sagte er, nahm ein Taschentuch aus der Tasche und trocknete sich die Stirn.

»Um noch mal auf Inspector Coppin zurückzukommen«, sagte sie und warf einen Blick zu den Uniformierten hinüber, um sich zu vergewissern, dass sie außer Hörweite waren. »Ihr Chief Inspector ist das ganze Wochenende bei der Hochzeit seines Sohnes. Offenbar hat er uns eingeschaltet, ohne sie zu informieren. Sie meint natürlich, dass es eigentlich *ihr* Fall hätte sein müssen. Und wer will ihr das übelnehmen? Vielleicht kannst du ihr gegenüber etwas nachsichtiger ...«

»Warum soll's ihr bessergehen als anderen?« entgegnete Kincaid, grinste und wurde schlagartig ernst: »Ist eine harte Erfahrung für sie, aber wenn sie eine gute Kriminalbeamtin werden will, muss sie lernen, damit umzugehen.«

Gemma konnte das nur unterstreichen. Ihr war es nicht anders ergangen. Trotzdem hatte sie Mitleid.

»Und wenn schon, ich möchte nicht in ihren Schuhen stecken.«

»Wenn du mich fragst, drücken die tierisch«, bemerkte Kincaid leise, denn Janice Coppin hatte ihren Funkspruch beendet und begann vom Eingang aus zu ihnen heraufzusteigen.

Als DJ Coppin sie schließlich erreichte, musste sie mehrfach tief Luft holen, bevor sie ein Wort herausbrachte: »Sie sind unterwegs. Was jetzt, Sir?«

»Erzählen Sie mir, was die Polizeiärztin bisher festgestellt hat.« Kincaid zückte sein kleines Notizbuch.

Janice Coppin konsultierte ihre Notizen. »Sie meint, dass das Opfer im Lauf des Abends oder in den frühen Morgenstunden gestorben ist ... viel länger kann sie bei diesen hohen Temperaturen nicht tot sein, anderenfalls hätte die Verwesung bereits eingesetzt. Äußere Zeichen von Vergewaltigung waren nicht festzustellen. Allerdings hat sie einen Bluterguss im Halsbereich.«

»Irgendwelche Papiere und so weiter?«

»Nein, Sir. Wir haben weder ihre Handtasche noch Reinigungsetiketten in ihrer Kleidung gefunden.«

»Wer hat die Leiche entdeckt?«

»Ein Rentner, Sir. George Brent. Lebt in der Siedlung unten am Park. Er war mit seinem Hund unterwegs, als er sie am Gebüsch entdeckt hat. Trotzdem wundert es mich, dass nicht schon früher jemand über sie gestolpert ist ... sie lag schließlich wie auf dem Präsentierteller.«

»Hat man diesen Brent schon vernommen?«

Coppin runzelte die Stirn. »Nein, das halte ich für zwecklos. Ich kenne ihn ... ein harmloser, alter Mann. Unwahrscheinlich, dass ihm überhaupt was Wichtiges aufgefallen ist.«

Nach kurzem Schweigen sagte Kincaid ruhig: »Inspector, in diesem Stadium der Ermittlungen wissen wir überhaupt nicht, was relevant sein könnte. Insofern ist *alles* und *nichts* wichtig. Ich knöpfe mir Mr. Brent persönlich vor.«

»Aber ...«

»Inzwischen sollten wir umgehend mit den Befragungen der Anwohner beginnen und die mobile Einsatzzentrale aufbauen. Die Identifizierung der Leiche hat absolute Priorität. Und wir sollten die Medien vor unseren Karren spannen.«

Während sie auf den Leichenwagen warteten, lief Gemma zum Supermarkt hinunter, um sich ein wenig Verpflegung zu holen. Schließlich konnte sie nicht wissen, wann sich wieder eine Gelegenheit bieten würde, einen Happen zu essen. Der klimatisierte Supermarkt erwies sich als willkommener Zufluchtsort vor der Hitze.

Sie kaufte eine Packung Ingwer-Nuss-Kekse für den Notfall, steckte sie in die Handtasche und trat in die flirrende Hitze hinaus. Der Leichenwagen parkte unauffällig an der Rückseite des Parkplatzes. Die hintere Flügeltür stand weit auf. Gemma überquerte den heißen Asphalt, und als sie den Pfad zum Mudchute Park erreicht hatte, sah sie, dass die beiden Männer von der Gerichtsmedizin versuchten, die Bahre mit dem schwarzen Leichensack durch die schmale Öffnung der Schwingtür zu manövrieren. Sie hatten hochrote Gesichter und schwitzten, und einer fluchte unablässig und phantasievoll. Kincaid stand ein paar Meter weiter oben am Hang, die Hände in den Taschen, die Lippen ungeduldig aufeinandergepresst.

Die Träger stellten die Bahre ab und sahen zu ihm hoch. »Tut uns leid, aber wir müssen sie aufrecht nehmen, Boss«, sagte der mit dem reichhaltigen Vokabular.

»Aber vorsichtig, bitte«, mahnte Kincaid, und Gemma hörte, wie er etwas von »versaut bloß nicht die wichtigsten Beweismittel« vor sich hin murmelte.

»Wir schnallen sie fest.«

Als die beiden Männer zum Leichenwagen zurückhasteten, nutzte Gemma die Gelegenheit, durch die Schwingtür auf Kincaids Seite zu gehen.

»Fühlst du dich besser?« fragte er. »Viel besser. Wo ist Inspector Coppin?«

»Im Revier von Limehouse. Sie organisiert alles Weitere. Unser Pech, dass sie das Revier hier auf der Insel dichtgemacht haben. Diese verdammten Sparmaßnahmen.«

Gemma sah zu ihm auf und entdeckte eine kleine Stelle an seinem Kinn, die er beim Rasieren am Morgen in ihrem winzigen Badezimmer übersehen haben musste. Sie war ihm nahe genug, um ihre Seife auf seiner Haut riechen zu können, und der Gedanke an die gemeinsame Dusche ließ sie unwillkürlich lächeln »Tut mir leid, dass dein Samstag verpuscht ist«, seufzte sie. »Was ist mit Kit?«

»Der Major ist für mich eingesprungen.«

»Kit muss trotzdem schrecklich enttäuscht gewesen sein.«

»Stimmt.« Kincaid sah sie nicht an.

»Verdammtes Pech für dich.« Gemma wusste, wie sehr er es hasste, Kit zu enttäuschen, und sie vermutete, dass sein schlechtes Gewissen gegenüber Kit die Schuldgefühle noch verstärkten, die ihn seit Vics Tod plagten. Auch wenn er nie darüber sprach, spürte sie, dass all das seit Monaten an ihm nagte, und fühlte, dass es einen Keil zwischen sie und Kincaid trieb.

»Ist für den Bengel doch noch viel schlimmer.«

Gemma dachte an Toby, der ihre Abwesenheit durch unerwartete Diensteseinsätze mit Gleichmut akzeptierte, weil er nie etwas anderes gekannt hatte. »Er wird sich daran gewöhnen. Der Job lässt dir eben keine andere Wahl.«

»Wir haben sie hier gleich raus, Boss«, rief der geschwätzigste Angestellte der Gerichtsmedizin, als er vom Wagen zurückkam.

Kincaid warf einen Blick auf Gemma, schien etwas antworten zu wollen,

zuckte dann jedoch nur die Schultern und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Toten auf der Bahre zu. »Ich frage mich nur«, überlegte er stirnrunzelnd, »falls der Mörder sie hier erst nach der Tat abgelegt hat... auf welchem Weg hat er sie in den Park geschafft? Dieses Gatter dürfte ihm Probleme gemacht haben.«

»Mit einer Leiche auf der Schulter kommt man schon irgendwie durch ... vorausgesetzt, man ist kräftig genug. Allerdings muss man damit rechnen, jederzeit gesehen zu werden ... auch in der Nacht.

Dürfte sicher noch andere Parkeingänge geben.« Gemma beobachtete, wie die Männer die Leiche festschnallten, die Bahre in eine aufrechte Position hievten und sie durch das Klappgatter manövierten, und fügte hinzu: »Hat man irgendwelche Spuren in der Umgebung der Leiche sichergestellt?«

»Nein. Vor allem fehlen deutlich sichtbare Schleifspuren. Aber der Untergrund hier ist steinhart.

Glück für den Mörder, Pech für uns.«

Die Träger brachten die Bahre hinter dem Gatter wieder in waagerechte Stellung und trugen sie zum Parkplatz hinunter. Gemma und Kincaid folgten ihnen. Kurz darauf schoben die beiden Männer die Bahre unter lautem Getöse in den Wagen und knallten die Türen zu.

Gemma zuckte unwillkürlich zusammen und dachte daran, wie sorgsam die Leiche der Frau auf die Grasmatte gebettet gewesen war. »Warum jetzt plötzlich diese Hast? Ändert doch auch nichts mehr, oder?«

Kincaid warf ihr einen überraschten Blick zu. »Du weißt, dass diese Leute völlig abgestumpft sind.

Eine Leiche ist für die kein Mensch mehr.«

Gemma schüttelte den Kopf. »Für irgendjemanden, irgendwo, ist sie das sehr wohl noch.«

»Sie hat erstaunlich friedlich ausgesehen«, murmelte er. Es klang betroffen. Komisch, dachte Gemma, je schlimmer die Leichen zugerichtet waren, desto leichter fiel es, das Schicksal des jeweiligen Opfers nicht an sich heranzulassen. Kincaid berührte leicht ihre Schulter und fügte hinzu: »Machen wir weiter. Reden wir zuerst mit dem Rentner, der die Leiche entdeckt hat. Und auf dem Weg zu ihm möchte ich mir mal die Lage des Parks genauer ansehen.«

Nachdem er Jackett und Stadtplan aus dem Wagen genommen hatte,

stiegen sie wieder zum Mudchute Plateau hinauf. Sie gingen um den Tatort herum und in östliche Richtung weiter den Pfad entlang. Zu ihrer Linken lag eine Steilböschung und darunter die durch hohe Zäune begrenzten, rückwärtigen Gärten einer neuen Siedlung. Die dichte Vegetationsdecke aus Brombeeren und Winden, die die Böschung überwucherten, ragte teilweise bis auf den Pfad, wies jedoch keinerlei sichtbare Trittsuren auf. Gemma blieb stehen, um hinunterzusehen, und fühlte, wie die Sonne auf ihr Haar brannte, während die Luft über dem am höchsten gelegenen Teil des Parks in der Mittagshitze flimmerte. Kincaid pflückte eine reife Brombeere und steckte sie in den Mund. »Nach dem Plan zu urteilen, ist es möglich, dass sie in der Siedlung unten ermordet und dann in den Park heraufgebracht wurde.« Er schüttelte den Kopf. »Aber an dieser Stelle gibt es keinen Zugang ... da müsste jemand schon fliegen können.«

Gemma betrachtete prüfend eine Brombeere. Sie hatte vom Beerenpflücken im Wald gelesen, es jedoch niemals selbst versucht ... Die Beeren in ihrer Kindheit waren in Schalen aus dem Supermarkt gekommen, und ihre Familie hatte nie Zeit für Ferien auf dem Land gehabt. Als Kincaid weiterging, pflückte sie ebenfalls eine Brombeere. Sie hinterließ klebrige, purpurrote Flecken an ihren Fingern, und als sie Kincaid hinterherlief, verschaffte ihr der herb-süße Geschmack auf der Zunge ein unerwartetes Gefühl von Freiheit.

Vor ihnen machten sowohl Pfad als auch Steilhang eine scharfe Rechtsbiegung. Gemma dachte an die unregelmäßige Ausdehnung des Parks, die sie bei einem flüchtigen Blick auf die Karte erkennen konnte. »Ich dachte, es sei ein ganz gewöhnlicher Stadtpark, aber jetzt kommt es mir fast so vor, als habe man die hügeligen Teile von Hampstead Heath wahllos auf einer Tischplatte verteilt.«

»Du vergleichst das Gelände mit einer Tischplatte?«

»Schätze, schon. Ist alles irgendwie komisch hier. Der Ort... und schon der Name ...«

»Der Mudchute Park ist durch Schlammaufschüttungen aus dem Millwall Dock entstanden. Ich glaube, der Schlick wurde einfach über eine Rutsche hierherbefördert«, erklärte Kincaid. Als Gemma ihn überrascht ansah, fügte er lächelnd hinzu: »Ich habe Inspector Coppin eine Frage gestellt und einen umfangreichen Vortrag als Antwort

bekommen. Das Grundstück gehörte zum Dock, und da das Betreten verboten war, hatte es für die Kinder der Gegend natürlich jahrelang einen großen Reiz. Erst vor zwanzig Jahren hat man einen öffentlichen Park daraus gemacht.«

Gemma und Kincaid kamen zu einer Parkbank, die etwas abseits des Weges lag und einen natürlichen Aussichtspunkt markierte. Gemma blieb stehen und sah über die sanft gewellten Wiesen, auf denen vereinzelt Bäume standen. »Ist ja ein riesiges Gelände! Was war hier früher?«

»Hauptsächlich Schrebergärten der Dockarbeiter. Außerdem wurde es als Holzlagerplatz genutzt.«

Er deutete die an dieser Stelle nur noch sanft geneigte Böschung hinab und auf ein kleines, mit Karnickeldraht umzäuntes Gemüsebeet. »Schau mal. Da ist ja ein Garten. Ein Teil des Parks wird noch immer von den Schrebergärtnern genutzt. Aber vermutlich ist es damit zu Ende, wenn die letzten der alten Garde tot sind. Außerdem gibt es einen Musterbauernhof, der hauptsächlich für den Anschauungsunterricht in den Schulen dient.«

»Klingt, als sei das Eis zwischen dir und Inspector Coppin geschmolzen. Wie hast du das fertiggebracht?«

Er grinste. »Ganz einfach. Es macht ihr Spaß, mehr zu wissen als ich.« Vor ihnen mündete der Pfad in eine breitere Dreckspur. Eine Brise wehte den Gestank von Kuhmist zu ihnen herauf. »Soll das eine Straße sein?« fragte Gemma.

Kincaid studierte die Karte. »Wir kommen jetzt zur Farm. Sieht so aus, als führe eine Fahrspur vom Farmgelände in unsere Richtung. Schauen wir mal, ob sie von hier aus zugänglich ist.«

»Wenn man so weit mit dem Wagen fahren kann, ist es kein Problem, eine Leiche zu der Stelle zu tragen, an der wir sie gefunden haben.«

Kincaid warf einen Blick zurück zum Parkweg und runzelte die Stirn.

»Ist trotzdem eine hübsche Strecke, wenn man schwer zu tragen hat.« Er kniete nieder und zerrieb die trockene Erde zwischen den Fingern. »Aber so hart, wie der Untergrund hier ist, kann man möglicherweise auch einen Teil der Strecke fahren, ohne Reifenspuren zu hinterlassen.«

Sie gingen den sanften Hang hinunter und hatten bald die Hauptgebäude der Farm erreicht. Im zentralen Hof aß eine Kindergruppe Eis, das sie am

Kiosk gekauft hatten. »Ein blühendes Geschäft muss das sein«, sagte Gemma. Beim Anblick der Kinder dachte sie an Toby, den sie mangels anderer Gelegenheit in die Obhut ihrer Schwester gegeben hatte. Ein Tag bei Cynthias kleinen Rackern, und ihr Sohn war eine Woche wie aufgedreht. Aber sie hatte keine andere Wahl gehabt.

Dort, wo die unbefestigte Fahrspur zur Farm in eine Asphaltstraße übergang, befand sich ein großes Metallgatter. Es stand offen. Ein rostiges Vorhängeschloss hing an einer Kette vom Rahmen.

»Sieht nicht so aus, als sei hier in letzter Zeit abgeschlossen gewesen.« Kincaid bohrte eine Schuhspitze in die staubige Straße. »Und keine Schleif- und Kratzspuren, soviel ich sehen kann.«

Gemma berührte die aufgesprungene Metalloberfläche des Gatters. »Der Mörder *könnte* sie also mit dem Wagen in den Park gefahren haben.« Sie drehte sich um und sah zu der Siedlung hinüber, die am asphaltierten Ende der Sackgasse lag. »Aber in dieser Gegend riskiert man sogar mitten in der Nacht, gesehen zu werden. Es wimmelt nur so vor neugierigen Nachbarn.«

»An einen fremden Wagen erinnern die sich bestimmt ... auch wenn sie die Insassen für Teenager auf der Suche nach einem abgelegenen Schmuseckchen gehalten haben.«

Gemma, die bei Kincaids Wortwahl unwillkürlich lächeln musste, berührte kurz seinen Arm. Sie wandten sich in Richtung Straße. »Wie diskret von Ihnen, Superintendent. Wo finden wir also Mr. Brent?«

Er warf erneut einen Blick auf die Karte. »Das ist die Pier Street. Von ihr müssten wir direkt in die Manchester Road kommen, wenn wir immer geradeaus gehen.«

Die Häuser der Siedlung des sozialen Wohnungsbaus, an denen sie auf ihrem Weg vorbeikamen, waren in der für die sechziger Jahre typischen Betonfertigbauweise erstellt worden, machten jedoch einen vorwiegend guterhaltenen Eindruck.

Einige der winzigen Vorgärten waren vollkommen mit Platten ausgelegt, in anderen standen oder hingen Topfpflanzen oder waren Blumenbeete angelegt. Der Garten des schmalen Häuschens jedoch, das ihr Ziel war, hätte ein Gartencenter vor Neid erblassen lassen. Jeder Zentimeter des höchstens zehn Quadratmeter großen Gevierts war mit blühenden

Pflanzen bedeckt, und als sie näher kamen, sah Gemma, dass sie sich durch eine Gartentür zwängen mussten, die von einer Masse purpurroter Clematis aufgehalten wurde.

Sie prüfte die Hausnummer über der Tür. »Hier müsste Mr. Brent wohnen.«

»Janice Coppin hat was von besonders schönen Blumen erwähnt.«

»Ist noch gelinde ausgedrückt.«

Drinne im Haus plärrte der Fernseher, und es ertönte die Erkennungsmelodie einer beliebten Familienserie.

Kincaid klopfte an den Türrahmen, wartete einen Moment und rief dann:

»Hallo?«

»Komme schon«, antwortete eine Frauenstimme. Die Frau kam aus den rückwärtigen Räumen des Hauses und wischte die Hände an einer geblühten Kittelschürze ab. »Was kann ich für Sie tun?«

»Wir möchten gern Mr. Brent sprechen.«

Die Frau zog eine Grimasse. »Warten Sie einen Moment. Ich drehe erst mal die Flimmerkiste leiser.«

Sie verschwand hinter der Wohnzimmertür.

Sie kehrte zu ihnen zurück und nickte. »So ist es besser. Das verdammte Ding macht mich verrückt.

Also, was wollen Sie?«

»Wir möchten zu Mr. Brent«, antwortete Gemma. »Wir sind von der Polizei. Es ist wegen heute Morgen.«

Das Gesicht der Frau verdüsterte sich besorgt. »Schreckliche Geschichte. Dad war ziemlich aufgebracht. Hat mich den ganzen Vormittag gekostet, ihn zu beruhigen. Musste ihm versprechen, ihm Braten und Kartoffeln zu machen ... ausgerechnet bei dieser Hitze. Und jetzt bringen Sie ihn wieder völlig durcheinander.« Sie war klein und drahtig, mit kurzem, schwarzgefärbtem Haar. Unter der geblühten Schürze trug sie Leggings und T-Shirt.

Kincaid lächelte. »Tut mir leid, Mrs....«

Sie berührte ihr Haar und reichte Kincaid die Hand. »Hubbard. Brenda Hubbard. Geborene Brent.

Ich will nur ...«

»Bren!« rief eine Männerstimme von der Rückseite des Hauses her.

»Wer ist da, Bren?«

Brenda zögerte einen Moment. Dann zuckte sie die Schultern. »Die Polizei ist da, Dad. Sie möchten mit dir reden.« Damit trat sie zurück und gab den Weg ins Wohnzimmer frei.

Gemma machte sich instinktiv ganz dünn, als sie den kleinen Raum betrat, der mit Möbeln und Nippes verstellt war, zwischen denen man sich hindurchschlängeln musste. Hier konkurrierten Lampenschirme mit Fransenrand mit dem Mohnblütenmuster der Tapete, während sich letztere schrill vom gewagten floralen Design des Teppichs abhob.

Souvenirs aller Art und Familienfotos belegten jeden freien Platz, und breiteten sich über die Wände aus. Brenda Hubbard sah sich nach Gemma um und deutete auf die Fotos. »Ich sage Dad immer, dass kein Platz dafür mehr ist, aber er kann sich von keinem trennen.«

Gemma blieb stehen und betrachtete eine Gruppe von Fotos in besonders kitschigen Bilderrahmen auf einem Bücherregal. »Seine Schulklasse?« fragte sie und deutete auf das größte Bild.

Brenda lächelte. »Familie. Wir waren vierzehn. Dreizehn Mädchen und ein Junge ... der jüngste.

Was Mum sich in den Kopf gesetzt hat, musste sein, da war nichts zu machen.« Sie berührte flüchtig die Fotografie einer verbrauchten Frau mit freundlichem Gesicht inmitten einer Kinderschar, und ging weiter. Der blaue Plüschsessel vor dem Fernseher war der einzig ungemusterte, ruhende Pol im Raum. Er war unbesetzt. Die Glastür zur kleinen Betonterrasse war geöffnet, und im Schatten des Sonnenschirms saß ein älterer Mann in einem weißen Plastikgartenstuhl. Neben ihm hob ein Terrier seinen schmalen Kopf von den Pfoten, als sie ins Freie traten.

»Mr. Brent.« Kincaid zückte auf der Terrasse seinen Dienstaussweis. Mit einem Blick auf den Hund, der an seinen Hosenaufschlägen schnupperte, fügte er hinzu: »Ich bin Superintendent Kincaid. Das ist Ser...«

»Sitz, Sheba.« George Brent schimpfte sanft mit dem Hund und betrachtete sie dann prüfend aus seinen wachen blauen Augen. »Janice Coppin hat Sie geschickt, was? Soviel Grips hätte ich ihr gar nicht zugetraut.«

Brenda Hubbard schüttelte ärgerlich den Kopf. »Dad, das ist nicht nett von dir. Das weißt du.« Mit einem Blick auf Gemma und Kincaid fügte sie entschuldigend hinzu: »Janice ist mit unserem Georgie zur Schule

gegangen. Und Dad kann sie wegen irgendeinem dummen Kinderkram nicht leiden, den alle längst vergessen haben.«

»Deine Mum hat's nie vergessen. Und für unseren Georgie war das alles andere als dummer Kinderkram... sie hat ihn vor dem Abschlussball sitzenlassen.« Nachdem er seiner Tochter seinen Standpunkt klargemacht hatte, hielt George Brent Kincaid die Hand hin. Sein Griff war kräftig, und die Arme und Schultern, die seine Baumwollweste unbedeckt ließen, waren immer noch muskulös.

Kincaid zog zwei weitere Plastikstühle heran. »Dürfen wir uns setzen, Mr. Brent?«

»Oh, Verzeihung! Wie unhöflich von mir.« Brenda Hubbard klang fast wie ein aufgescheuchtes Huhn, als sie ihnen half, die Stühle um den Tisch zu stellen. »Darf ich Ihnen was anbieten? Tee? Oder Orangensaft?«

»Saft wäre himmlisch«, sagte Gemma.

Als Brenda in der Küche verschwunden war, begann Kincaid erneut:

»Ohne Sie unnötig aufregen zu wollen, Mr. Brent, müssen wir Sie doch bitten, uns zu erzählen, was heute Morgen passiert ist.«

»Wer sagt, dass ich mich aufrege? Alles Blödsinn!« fügte er leise hinzu. Dann versenkte er seine Finger im rauen Fell seines Hundes.

»Man findet nicht jeden Tag eine Leiche, Mr. Brent«, bemerkte Gemma.

»Da würde sich jeder aufregen.«

Brent wandte den Blick ab. Gemma sah, wie sein Adamsapfel auf und ab hüpfte, als er schwer schluckte, und wie verkrampft die Hand das Fell des Hundes packte. »Sie war so schön ... so verdammt schön. Ich dachte, sie schläft... wie eine Märchenprinzessin.«

Brenda kam mit den Getränken, stellte die Gläser wortlos ab, zog einen weiteren Plastikstuhl in den Schatten und setzte sich.

»Erzählen Sie einfach der Reihe nach«, schlug Kincaid vor. »Sie haben also Ihren Hund in den Park geführt, oder?«

»Zuerst hast du gefrühstückt, stimmt's, Dad?« plapperte Brenda dazwischen. »Du gehst immer nach dem Frühstück mit Sheba Gassi.«

»Ganz recht. Einmal um den Park gehen wir jeden Morgen und jeden Abend. Hält uns fit, was, altes Mädchen?« Er streichelte den Kopf der Hündin. Das Tier klopfte mit dem Schwanz auf den Boden.

»Um wieviel Uhr war das, Mr. Brent?«

»Bisschen später als sonst... weil ich Mrs. Singh von nebenan mit ihrem Fernseher geholfen habe.

Ungefähr halb neun, schätze ich. Und es war schon heiß wie im Backofen.«

Gemma nippte an ihrem Saft. »Sind Sie den üblichen Weg gegangen?«

»Wir gehen immer denselben Weg, was, mein Mädchen?« sagte Brent, und Shebas Schwanz klopfte erneut zustimmend auf Beton »Die Stebondale Road runter, am Rope Walk in den Park, einmal quer durch, die andere Seite rauf.« Er schüttelte den Kopf. »Die verdammten Baufirmen vermiesen einem alles. Kannst dein eigenes Wort kaum noch verstehen.«

»Sie meinen an der East Ferry Road, oder?« fragte Kincaid. »Farm Road haben wir sie genannt. Als ich noch ein Junge war, waren da lauter Bauernhöfe ... Kann man sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen. Als wir noch in der Glengall Road gewohnt haben, vor der Bombardierung ...«

»Mr. Brent«, unterbrach Kincaid ihn sanft. »Erzählen Sie uns, was dann passiert ist.«

George Brent zog ein Taschentuch aus der Hosentasche und wischte sich damit über seine glänzende Glatze. Dabei beobachtete er Sheba, die glücklich in einem Blumenbeet an der Terrasse ein Loch buddelte. »Du bist wirklich eine Teufelin, was, mein Mädchen!« murmelte er und fing dann Kincaids Blick auf. »Meistens mache ich am ASDA- Supermarkt halt und trinke eine Tasse Tee, treffe alte Kumpels, obwohl Harry Thurgat allmählich nicht mehr ganz auf dem Damm ... aber heute Morgen war ich zu spät dran. Deshalb bin ich gleich oben über die Anhöhe weitergegangen.«

Sein Blick schweifte erneut zu der Hündin ab. »Ich habe sie von der Leine gelassen ... Sie ist immer hinter den Karnickeln her ... oder das, was sie für Karnickel hält. Dann habe ich sie jaulen hören. Und als ich sie eingeholt habe ...«

»Haben Sie die Tote berührt, Mr. Brent?« fragte sie. »Nein, ich ... Also, vielleicht hab ich's getan. Nur ein bisschen, um zu fühlen, ob sie ...«

»Aber Sie haben ihre Lage nicht verändert?« Brent schüttelte den Kopf.

»Ich hatte nur den einen Gedanken ... Hilfe zu holen. Keine Ahnung,

warum. Bin zum Supermarkt gerannt, ich Idiot! Zu alt, um noch laufen zu können wie früher. Habe von dort den Notruf gewählt.«

»Und haben auf die Polizei gewartet?« fragte Kincaid. »Konnte ja nicht wissen, dass sie Janice Coppin schicken würden, oder?« Brents Miene wurde düster, und Sheba reagierte mit leisem Knurren, das aus der Tiefe ihrer Kehle kam. »Hat mich wie ein Kind oder einen Idioten behandelt. Sie ist keine Leuchte, diese Frau. Und ihr Mann, diese Pfeife ...«

»Dad, das reicht«, mahnte Brenda. »Außerdem ist sie von Bill geschieden, wie du weißt.« Sie sah Kincaid und Gemma an. »Wenn das alles ist...«

»Nur noch ein paar Fragen, Mrs. Hubbard.« Kincaid wandte sich wieder dem Vater zu. »Hatten Sie die Frau... das Opfer ... schon mal irgendwo gesehen, Mr. Brent?«

»Ich ... ich bin nicht sicher.« George Brent wischte sich erneut mit dem Taschentuch über den Schädel. Er wirkte plötzlich alt, so als laste die eigene Unsicherheit schwer auf ihm.

»Uns genügt eine Vermutung.« Gemma lächelte, um ihm Zuversicht zu geben. »Erzählen Sie uns einfach, wo Sie sie vielleicht gesehen haben *könnten*.«

»Im Geschäftsviertel der Gegend ...«, antwortete Brent zögernd. »Dieses Haar ... so schönes Haar

... aber ihr Gesicht hatte ich nie richtig wahrgenommen.«

»War das in der letzten Zeit?«

Gemma hörte den Anflug von Spannung in Kincaids betont ruhigem Ton.

Brent schüttelte den Kopf. »Nein, ich ... mein Gedächtnis ist wirklich nicht mehr das, was es war.

Glaube, es war irgendwann im Frühjahr ... Vielleicht so um Ostern rum. Tut mir leid«, fügte er hinzu, als habe er die Enttäuschung in ihren Gesichtern gesehen. Aber Gemma hatte das unbestimmte Gefühl, dass der alte Mann ihnen nicht alles gesagt hatte, was er wusste.

Kincaid stand auf. »Sie waren eine große Hilfe, Mr. Brent. Wir lassen Sie jetzt in Ruhe. Nur noch eines: Sie hatten gesagt, dass Sie auch jeden Abend mit Sheba Gassi gehen ... machen Sie da dieselbe Runde?«

»Da müsste ich sie schon an die Leine legen, um sie davon abzuhalten,

wissen Sie? Arbeitet sich wie ein Uhrwerk durch den Park, der Hund.« Brent grinste bei seinem Witz.

»Um wieviel Uhr war das?«

»Die Neun-Uhr-Nachrichten sollten gerade anfangen. Versäume die Nachrichten nur ungern, aber hinterher ist es zu dunkel.«

»Und Sie sind sicher, dass die Leiche da noch nicht an der Stelle gelegen hatte?«

Brent straffte empört die Schultern. »Hätte sie doch sehen müssen, oder? Auch im Dunkeln. Bin doch nicht blind.«

»Selbstverständlich nicht, Mr. Brent«, versicherte Kincaid ihm, als Gemma aufstand. »Und wir sind dankbar, dass Sie uns so viel Zeit gewidmet haben.«

»Hat keinen Sinn, jemanden durch die Geschäfte an der Manchester Road zu schicken, solange wir kein Foto haben.« Kincaid lehnte sich gegen die Korridorwand vor dem Büro im Polizeirevier von Limehouse und trank lauwarmen Tee aus einer Plastiktasse.

»Ich habe einen der Jungs geschickt, die Abzüge vom Polizeifotografen zu holen«, sagte Gemma und fügte *hinzu*: »Hoffentlich ist ein Foto dabei, das wir der Öffentlichkeit zumuten können.« Kincaid wusste nicht, ob ihre Grimasse auf hysterische Anwohner oder auf die scheußliche Flüssigkeit in ihrem Plastikbecher bezogen war.

Er nickte zustimmend. »Die Fotos dürften in Ordnung sein. Ihr Gesicht war erstaunlich friedlich.« Der Nachmittag hatte keine weiteren Aufschlüsse über die Identität der Frau gebracht, so dass die Verteilung der Fotos durch das Ermittlungsteam der nächste logische Schritt war. Im Verlauf des Nachmittags hatten sie die Routine der Ermittlungen in Gang gesetzt; die erste Runde der Befragung der einzelnen Haushalte konzentrierte sich auf den Supermarkt und die Straßen in unmittelbarer Nachbarschaft des Parks. Gleichzeitig ging die intensive Suche nach Indizien am Tatort weiter, was immer ein Wettrennen mit der Zeit war, da Spuren im Freien schnell verwischt waren.

Außerdem wurde die Beschreibung des Opfers in die Vermisstenkartei des Polizeicomputers eingefüttert. Kincaid trank seinen Tee, warf den Becher in den Mülleimer und stieß sich von der Wand ab. »Schätze, ich gebe mich erst mal in die Höhle des Löwen.« Er rückte die Krawatte zurecht, die er aus seinem Kofferraum gefischt hatte, und fuhr sich mit

den Fingern durchs Haar.

Gemma lächelte. »Du bist durchaus präsentabel. Sie warten im Vor...«

Die Bürotür flog auf, und Janice Coppin kam heraus. Obwohl die vergangenen Stunden sowohl an Haarsprayfrisur als auch am Kostüm ihre Spuren hinterlassen hatten, war die Widerborstigkeit des weiblichen Inspectors unversehrt geblieben, wobei Kincaid sie gegenüber ihrem Team durchaus als kompetent und geduldig erlebt hatte. »Da sind Sie ja«, begann sie beim Anblick von Gemma und Kincaid. »Gerade kam ein Anruf aus dem Bereitschaftsraum. Unten am Empfang ist ein Typ, der einen Riesenauftand macht, weil die Kollegen sich weigern, vor Ablauf der üblichen vierundzwanzig Stunden eine Vermisstenanzeige aufzunehmen.«

Kincaid hörte, wie Gemma scharf die Luft einsog, und sagte: »Könnte das was für uns sein?«

Coppin zuckte die Schultern. »Seine Freundin ist gestern Nacht nicht nach Hause gekommen. Sie heißt Annabelle Hammond und wohnt am Ende von Island Gardens. Er sagt, sie habe langes, rotes Haar.«

»Blöder Wichtiguer«, murmelte Janice Coppin und drehte den Kopf in Richtung des Vernehmungszimmers, in das sie den Mann verfrachtet hatte, der eine Vermisstenanzeige erstatten wollte. »Man sollte ihm sein Handy ins Ohr implantieren.«

Gemma wusste nur zu gut, was sie meinte. Diese Typen zelebrierten die ausgiebige Benutzung ihrer Handys in den Restaurants und Cafés. Unter Missachtung jeglicher Manieren, stellen sie das Gerät als Statussymbol zur Schau. »Glauben Sie, es handelt sich um eine ernstzunehmende Sache?« fragte sie.

»Für einen Witzbold halte ich ihn nicht«, antwortete Janice zögernd.

»Und seine Verzweiflung scheint echt zu sein. Findet sich leider nur ein bisschen zu gut... für meinen Geschmack.« Mit einem düsteren Blick auf Kincaid, der gerade durch die Tür am Ende des Korridors trat, fügte sie dicht an Gemmas Ohr hinzu: »Dürfte Ihnen bekannt vorkommen.«

Bevor Gemma noch etwas antworten konnte, war Kincaid bei ihnen.

»Ich habe die Medien noch etwas hinhalten können. Wollen erst mal sehen, was der Bursche zu sagen hat. Haben Sie ihm gegenüber schon Andeutungen gemacht?«

Janice schüttelte den Kopf. »Er weiß nur, dass jemand mit ihm reden wird. Außerdem habe ich einen der Kollegen mit einer Tasse Tee reingeschickt.«

»Gut. Bauschen wir die Sache nicht allzusehr auf. Halten wir das Polizeiaufgebot gering. Wie wär's, wenn Sie die persönlichen Daten des Mannes inzwischen überprüfen, Inspector? Wie war doch gleich sein Name?«

»Reginald Mortimer.« Janice artikulierte jede Silbe besonders deutlich und rümpfte dabei die Nase.

»Gut, jagen Sie eine Anfrage durch den Computer, Inspector. Gemma und ich unterhalten uns inzwischen mit ihm.« »Sir...«

Kincaid blieb, eine Hand auf der Türklinke, stehen. Janice zögerte, dann zuckte sie die Schultern.

»Egal.« Als sie sich umdrehte, sah Gemma, wie sie auf die Uhr blickte.

Es war die Tageszeit, da familiäre Arrangements neu getroffen werden mussten, wenn man nicht rechtzeitig nach Hause kommen konnte, und während Gemma Kincaid in das Vernehmungszimmer folgte, fragte sie sich, wann sie wohl Gelegenheit bekam, sich nach Toby zu erkundigen. Sie sagte sich wie so oft, dass ihre häufige Abwesenheit ihren Sohn nur stärker und unabhängiger machen würde, aber das Argument überzeugte nicht besonders.

Das Vernehmungszimmer war geräumiger als die meisten. Trotz der Milchglasfenster zum Korridor, hing noch die abgestandene Luft der Hitze des Tages zwischen den Wänden. Es enthielt den üblichen Resopaltisch in unattraktivem Orangerot und ein halbes Dutzend Stühle unterschiedlichster Stilrichtungen von dubioser Herkunft.

Der Mann, der am anderen Tischende saß, sah zu ihnen auf und machte Anstalten, aufzustehen, seine Miene ängstlich angespannt. Als Kincaid vortrat und sich vorstellte, betrachtete Gemma Reginald Mortimer eingehend. Janice hatte recht. Mortimer trug eine Khakihose mit scharfen Bügelfalten und das Polohemd mit dem entsprechenden Designerlogo des Yuppies. Über der Stuhllehne hing ein Jackett aus grobem Leinen. Das teuerste aller Mobiltelefone ragte aus der Brusttasche.

Mortimer war groß und schlank, hatte schöne graublaue Augen und glänzendes, braunes Haar, das ihm leicht gewellt in die Stirn und über die rechte Augenbraue fiel. Sie fragte sich, ob Kincaid auffiel, wie ähnlich sich die Männer vom Typ her waren.

Reg Mortimer schüttelte Kincaid lächelnd die Hand, und die Ähnlichkeit relativierte sich sofort. Seine Züge waren zu wenig ausgeprägt, und er sah wesentlich jünger aus. Er roch leicht nach Alkohol und Nervosität. »Sicher ist das alles ein Irrtum. Sie halten mich bestimmt für einen Idioten«, begann er. Seine Stimme klang in Gemmas Ohren unangenehm schrill, und zweifellos war es sein saftiger Upper-Class-Akzent, der Janice sofort gegen ihn eingenommen hatte.

»Sergeant James«, stellte Gemma sich vor, drückte seine feuchte Hand und setzte sich auf den Stuhl neben Kincaid. Dann zückte sie Notizbuch und Bleistift. »Möchten Sie noch etwas Tee?«

»Nein, alles bestens. Danke.« Reg Mortimer schüttelte den Kopf. Dabei zuckte sein Blick zum Tonband. »Ich wollte kein solches Aufheben

machen. Habe mich da wohl ziemlich hineingesteigert. Und als dieser Sergeant an der Aufnahme dann so störrisch und uneinsichtig ...« Falls er Alkohol getrunken hatte, um seine Nerven zu beruhigen, schien er jedenfalls nicht betrunken zu sein. Er artikuliert klar und deutlich, und seine Augen fixierten sie ruhig und unverwandt.

»Lassen Sie sich von den Aufnahmegeräten nicht aus der Ruhe bringen, Mr. Mortimer.« Kincaid machte eine Bewegung in Richtung Tonbandapparat, als er sich setzte. »Unser Gespräch hat nichts Offizielles ... wir wollten uns nur ganz ungestört mit Ihnen unterhalten.« Er lächelte und zog den Stuhl näher zum Tisch, als wolle er damit eine entspannte Atmosphäre heraufbeschwören.

»Ich bin noch nie auf einem Polizeirevier gewesen.« Mortimers Versuch, Sorglosigkeit zu demonstrieren, wirkte leicht verunglückt.

»Polizeireviere stehen normalerweise nicht gerade ganz oben auf der Hitliste für angenehme Arbeitsbedingungen. Also, Mr. Mortimer«, fuhr Kincaid fort, und Gemma fühlte, wie die Spannung im Raum stieg, als er einen anderen Ton anschlug, »etwas muss Sie doch sehr besorgt gemacht haben, sonst wären Sie nicht hier. Erzählen Sie uns einfach, wie es dazu gekommen ist.«

Reg Mortimers Blick schweifte von Gemma zu Kincaid. Dann begann er zögernd: »Meine Verlobte, Annabelle - Annabelle Hammond sie ist heute Nacht nicht nach Hause gekommen.«

»Sie und Miss Hammond haben eine gemeinsame Wohnung?« fragte Kincaid.

»Nein, nein. Nein, haben wir nicht.« Reg Mortimers Antwort kam zögerlich. »Annabelle hat eine Wohnung gleich gegenüber der Island Gardens DLR Station. In der Ferry Street.«

Kincaid legte den Fußknöchel übers Knie und glättete den Hosenaufschlag. »Sie wissen also nicht sicher, dass sie nicht zu Hause gewesen ist?«

»Eigentlich ... nicht. Nicht hundertprozentig. Aber ich habe es ziemlich gründlich überprüft.«

»Könnte Miss Hammond beschlossen haben, übers Wochenende wegzufahren ... ohne Ihnen Bescheid zu sagen?«

Mortimer schüttelte den Kopf. Die Haarsträhne, die ihm über ein Auge fiel, bebte. »So war das nicht.

Wir sind gestern Abend zusammen *gewesen*. Wir waren bei einer Dinnerparty in Greenwich eingeladen.

Bei Annabelles Schwester Jo. Aber Annabelle wollte plötzlich nach Hause ...«

»Um wieviel Uhr ist das gewesen, Mr. Mortimer?« »So ungefähr um halb zehn. Aber ...«

»Bisschen früh, um eine Dinnerparty zu verlassen, finden Sie nicht?« Kincaid zog skeptisch die Augenbrauen hoch.

»Annabelle ... hat sich ... nicht gut gefühlt«, antwortete Mortimer und griff nach seinem Becher mit Tee.

»Mr. Mortimer.« Gemma wählte ihre Worte sorgfältig. »Könnte es nicht sein, dass Annabelle eine Ausrede erfunden hat, weil sie anderweitige Pläne hatte?«

»Nein, da bin ich sicher.« Er fing ihren Blick auf. »Anschließend wollten wir noch auf einen Drink in ein Lokal gehen. Wir waren auf dem Rückweg durch den Fußgängertunnel als ... also, das war ziemlich seltsam ...« Er verstummte.

Mit einem Blick auf Kincaid, führte Gemma das Gespräch fort: »Was war seltsam, Mr. Mortimer?«

Mortimer runzelte die Stirn und rieb sich mit den Handflächen die Knie.

»Die Aufzüge waren geschlossen, also haben wir die Treppe zum Tunnel runter genommen. Da war mit ihr noch alles in Ordnung. Erst als wir unten waren, ist sie ziemlich still geworden ... Sind Sie je im Tunnel gewesen?« Er sah Gemma an, die den Kopf schüttelte. »Ist schon ein bisschen unheimlich«, fuhr er fort. »Kalt... und jedes Geräusch hallt vielfach von den Wänden wider. Aber bisher hatte Annabelle das nie was ausgemacht. Nicht offensichtlich, jedenfalls. Aber gestern wurden ihre Schritte immer langsamer, bis sie stehenblieb und mich bat, allein weiterzugehen, um im Ferry House auf mich zu warten, wo wir noch einkehren wollten.«

»Sie haben sie dort unten also allein gelassen?« fragte Kincaid. »Am Anfang des Tunnels?«

Mortimer wurde rot. »Hat noch nie Sinn gehabt, mit Annabelle zu diskutieren, wenn sie sich was in den Kopf gesetzt hat. Aber ich hab's versucht. Sie hat behauptet, es gehe ihr bestens, sie wolle nur ein paar

Minuten allein sein. Daraufhin bin ich weitergegangen. Das komische ist nur... als ich schon halb auf der anderen Seite am Ausgang war ... *habe ich mich* umgesehen. *Und* ich könnte schwören, dass Annabelle dort hinten mit dem Straßenmusikanten geredet hat.«

»Es war ein Straßenmusikant im Fußgängertunnel?« Gemma war überrascht.

»Ja, da ist normalerweise immer einer. Auf dem kurzen, flachen Stück. Aber ich kann mich nicht erinnern, den Kerl dort schon mal gesehen zu haben.«

Kincaid schlug die Beine übereinander und beugte sich leicht vor. »Und? Sind Sie noch mal zurückgegangen?«

Mortimer legte die Hände um seinen kalten Becher Tee wie um einen Rettungsring und schüttelte den Kopf. »Jetzt wünschte ich, ich hätt's getan.«

»Haben Sie sie danach noch einmal gesehen?«

»Ich habe über eine Stunde im Pub und danach vor ihrer Wohnung gewartet.«

»Sie haben keinen Schlüssel?« Kincaid klang erstaunt.

»Nein. Annabelle hat ihre Intimsphäre von jeher eisern verteidigt«, erwiderte Mortimer gelassen.

»Ich bin später zum Tunnel zurückgelaufen, aber dort waren weder Annabelle noch der Musikant zu sehen. Anschließend hab ich's erneut bei ihrer Wohnung versucht und sie von meinem Handy aus angerufen. Vergeblich.«

»Und dann?«

»Bin ich nach Hause gegangen. Gleich am Morgen habe ich als erstes wieder anzurufen versucht, bin bei ihrer Wohnung und im Büro gewesen ... wir arbeiten zusammen ..., und das in regelmäßigen Abständen den ganzen Tag lang. Heute Nachmittag habe ich mit ihrer Schwester telefoniert, aber die hatte auch nichts von ihr gehört.«

»Zieht sich Miss Hammond häufiger auf diese Weise zurück?« wollte Kincaid wissen.

»Ist mir jedenfalls bisher nicht aufgefallen«, erwiderte Mortimer humorlos. »Sie vermuten natürlich, sie hätte sich mit irgendeinen Kerl übers Wochenende vergnügt, und ich sei nur eifersüchtig, was?« Seine Stimme wurde schrill.

»Keinesfalls«, wehrte Kincaid ab. »Das, was Sie uns erzählt haben interessiert uns offen gestanden sehr.«

Reg Mortimers Augen wurden groß. Er schnappte kurz nach Luft bevor er sagte: »Aus welchem Grund? Was ist passiert?«

»Haben Sie noch ein bisschen Geduld mit uns, Mr. Mortimer« erwiderte Gemma freundlich, um ihn nicht völlig zu verschrecken »Wir wissen natürlich nicht, ob Ihrer Verlobten etwas zugestoßen ist.

Trotzdem wäre es ganz gut, wenn Sie uns etwas mehr über Miss Hammond erzählen könnten.«

Nach kurzem Zögern antwortete Mortimer: »Annabelle ist einunddreißig. Sie ist im Januar einunddreißig geworden. Sie ist Geschäftsführerin von *Hammond's Teas*. Die Firma gehört ihrer Familie

... Annabelle hat sie von ihrem Vater vor fünf Jahren übernommen. Ich bin der Marketingchef. Der alte Speicher, der Firmensitz, liegt genau am Ende von Saunders Ness Road.«

Gemma hatte keine Ahnung, wo das war, aber sie schrieb die Adresse in ihr Notizbuch. »Und wie sieht Annabelle aus?« Sie sah, wie sich die Sehnen von Mortimers Händen spannten, als er den Becher noch fester umfasste. »Größe?« gab sie das Stichwort, um ihm nicht länger Zeit zu lassen, über die Bedeutung ihrer Frage nachzudenken.

»Ungefähr so groß wie Sie. Und sie ist schlank. Hat rotes Haar.« Er sah Gemma prüfend an. »Aber nicht so wie bei Ihnen ... heller, fast golden. Und vor allem länger.«

»Augenfarbe?«

»Blau.«

»Können Sie uns sagen, was sie gestern Abend getragen hat?« Gemma hatte den Blick auf den Stift geheftet, den sie ruhig über dem Notizbuch hielt.

Sie fühlte seine Augen auf sich ruhen, bevor er leise antwortete: »Ein schwarzes Jackett, lang, mit Silberknöpfen, und einen kurzen schwarzen Rock.«

Gemma, die bewusst vermied, Kincaid anzusehen, trug alles sorgfältig in ihr Notizbuch ein.

Angesichts dieser beinahe sicheren Identifizierung der Leiche, blieb das

erwartete Triumphgefühl aus.

Bis zu diesem Augenblick war die unbekannte Frau nur ein offenes Rätsel gewesen; jetzt war sie eine konkrete Person, jemand mit einem Namen, einem Job, einer Familie, einem Liebhaber geworden.

Kincaid legte die Fingerspitzen auf die Tischkante. »Danke, Mr. Mortimer. Das war sehr hilfreich.«

Gemma sah auf und fing zögernd Reg Mortimers Blick auf. Sie wollte seine Reaktion auf Kincaids folgende Worte genau beobachten.

»Mr. Mortimer, ich muss Ihnen leider sagen, dass die Beschreibung, die Sie uns von Annabelle Hammond gegeben haben, auf eine junge Frau zutrifft, die heute Morgen im Mudchute Park gefunden worden ist.«

Mortimers Gesicht blieb unbewegt und ausdruckslos. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Tot?«

»Tut mir leid ... ja.«

Reg Mortimer starrte sie einen Moment an, dann wich all< Farbe aus seinem Gesicht. Plötzlich brach der Henkel des Teebecher: ab, den er noch immer in den Händen hielt. Er sah auf das demolierte billige Porzellan in seiner Hand, als wisse er nicht recht, was er damit anfangen solle.

»Wenn Sie eine offizielle Aussage machen könnten ...«

»Seit wann?« wollte Mortimer wissen.

»Irgendwann vergangene Nacht. Tut mir leid, aber Genaueres können wir noch nicht sagen, ohne

...«

»Wie?«

»Mr. Mortimer, auch da sind wir nicht sicher. Bitte nennen Sie uns den Namen ihrer Schwester und

...«

»Ich möchte sie sehen.«

»Tut mir leid, aber die Identifizierung muss ein Familienangehörige vornehmen«, warf Gemma leise ein. »Wenn Sie uns nur ...«

»Sie wollen doch wohl nicht, dass Jo ...« Die Stimme versagte ihm.

»Das ist Vorschrift. Mr. Mortimer, ich bin ...«

»Das halte ich nicht aus ... Ich möchte Gewissheit haben ...«

Obwohl Gemma seine Bitte nur zu gut verstand, schüttelte sie den Kopf.

»Tut mir aufrichtig leid«, wiederholte sie.

Mortimer kam unsicher auf die Beine. »Dann möchte ich jetzt lieber nach Hause.«

Kincaid schob seinen Stuhl zurück. »Ich lasse Sie nach Hause bringen. Aber falls dieser Straßenmusiker der letzte gewesen ist, den Annabelle lebend gesehen hat, müssen wir uns mit ihm Unterhalten. Hatten Sie ihn schon mal gesehen? Können Sie ihn beschreiben?«

Einen Moment glaubte Gemma, er habe nicht zugehört, aber dann wischte er sich mit zitternder Hand über den Mund und versucht sichtlich, Haltung zu bewahren. »Der Straßenmusiker? Nein, den war mir völlig unbekannt. Ich habe ihn mir nicht mal genau angesehen, als ich im Tunnel an ihm vorbeigegangen bin. Aber, als ich zurückgeschaut habe ...« Er runzelte die Stirn und schloss die Augen.

Dann umfasste er die Stuhllehne. Er schwankte. »Er war groß - ich erinnere mich, dass Annabelle zu ihm aufsehen musste. Kurze Haare ... blond, Militärklamotten.«

»Welches Instrument hat er gespielt?«

Reg Mortimer schlug die Augen auf. »Ich erinnere mich, dass es mir ziemlich ungewöhnlich vorkam: Klarinette.«

»Kit müsste *inzwischen* wieder in der Wohnung sein.« Kincaid nahm das Handy aus der Halterung, während sie in den Blackwell-Tunnel einfuhren.

Er hatte das Verdeck des Midget offen gelassen, und Gemma hielt sich mit einer Hand die Haarsträhnen aus dem Gesicht, die sich aus ihrem Haarband gelöst hatten, und blätterte mit der anderen den Stadtplan um.

»Mit Kit ist alles in Ordnung«, versicherte sie ihm, ohne aufzuschauen.

»Der Major hat ein Auge auf ihn.« Sie folgte mit dem Finger einer Linie auf dem Stadtplan. »Ich glaube, ich habe die Straße gefunden. Sieht allerdings auf der Karte winzig aus. Verläuft direkt über der Altstadt von Greenwich.« »Gut. Soweit komme ich mit.«

Sie waren auf dem Weg zu Annabelle Hammonds Schwester. Reg Mortimer hatte ihnen die Adresse gegeben.

»Bist du bei Mortimer fündig geworden?« fragte Gemma. Sie tauchten aus dem Tunnel auf und erneut in gleißende Sonne. Sie hatte einen Wagen organisiert, der Mortimer nach Hause bringen sollte, während

Kincaid mit Janice Coppin gesprochen hatte.

»Absolute Fehlanzeige. Jedenfalls, was unsere Akten betrifft. Nicht mal eine Verkehrsverwarnung, denn offenbar fährt unser Mr. Mortimer nicht Auto.« Er blinzelte ins Gegenlicht und bog in westlicher Richtung zur Trafalgar Road ab. Die tiefstehende Sonne blendete ihn. »Was hältst du von seiner Story?«

»Löchrig wie ein Schweizer Käse«, antwortete Gemma. »Annabelle Hammond soll die Party ihrer Schwester verlassen haben, weil es ihr nicht gutging ... und dann lässt er sie im Tunnel einfach allein? Unwahrscheinlich.«

»Und weshalb ist er nicht zurückgegangen, als er sie im Gespräch mit dem Musikanten gesehen hat? Es sei denn ... er hat den Musiker erfunden, um nicht derjenige zu sein, der sie als letzter lebend gesehen hat«, überlegte Kincaid laut.

»In diesem Fall frage ich mich, weshalb er überhaupt auf sich aufmerksam gemacht hat. Ich meine, er wollte immerhin unbedingt eine Vermisstenanzeige aufgeben.«

Kincaid zuckte die Achseln. »Wir wissen nicht sicher, dass *sie* tatsächlich unser Opfer ist. Eigentlich ziemlich voreilig von uns, davon auszugehen.« Er warf einen Seitenblick nach links, sah den Anfang von Greenwich Park, dessen gepflegte Rasenfläche den sanften Hang hinaufführte, auf dem das alte Königliche Observatorium stand. Er erinnerte sich noch, wie niederschmetternd er die Nachricht empfunden hatte, dass die mittlere Greenwich-Normalzeit jetzt in Deptford gemessen wurde. Etwas von der Romantik seiner Kindheit war in diesem Moment gestorben. »Wir müssen mal mit den Jungs hierherkommen«, sagte er und streckte die Hand aus. »Die *Cutty Sark* besichtigen, das Observatorium besuchen. Kit müsste das doch interessieren, was meinst du? Außerdem gibt's einen Imbisspavillon.«

»Für die nimmersatten Mäuler«, bemerkte Gemma mit einem Lächeln.

»Du biegst am besten dort vorn nach links, fährst am Polizeirevier vorbei und biegst auf der Circus Street rechts und auf der Prior wieder links ab.«

Er folgte ihren Anweisungen, und sie schlängelten sich auf diese Weise bergauf, bis sie in eine kleine, unasphalтиerte Gasse mit dem reichlich übertriebenen Namen Emerald Crescent kamen. Die schmale,

verwinkelte, von Hecken, Hintergärten und einigen alten Häusern gesäumte Straße hatte eher die Form eines Z als eines Halbmonds. Gleich hinter der letzten, spitzen Kurve des Z und zu ihrer Linken entdeckten sie die Adresse, die man ihnen von Jo Lowell, Annabeiles Schwester, genannt hatte.

Quadratisch und symmetrisch, aus grauem Backstein mit weißen Fenstern und Läden, wurde das Haus von der Straße nur durch einen Eisenzaun getrennt, der den Kellereingang flankierte. Durch das Fenster zur Linken der Eingangstür konnten sie eine Vase mit Sonnenblumen auf einem Tisch erkennen.

Kincaid fuhr um die letzte Kurve zurück, bis er einen Parkplatz für den Wagen gefunden hatte. Er machte den Motor des Midget aus, stieg aus und horchte einen Moment auf die abendlichen Geräusche der Gasse. Ein Kind schrie, ein Hund bellte, und irgendwo klapperte Geschirr. »Ein friedlicher Abend«, murmelte er leise, als sie zum Haus gingen.

»Bis jetzt.« Gemma drängte sich etwas dichter an ihn, ihre Schulter rieb gegen seine Schulter. »Kann man leider nichts machen.«

Er sah auf sie herab und war ihr für die tröstlich gemeinten Wort dankbar. Sie wusste, wie sehr er diesen Teil seines Berufs hasste. Einen kurzen Moment, als sie die Tür erreichten, ruhte seine Handfläche auf ihrem Rücken. Dann drückte er auf den Klingelknopf.

Die Klingel hallte laut durchs Haus, und als eine Stimme rief: »Komme schon!«, schwang auch schon die Tür auf. Die Frau, die ihnen gegenüberstand, sah ihnen mit der neutralen Miene entgegen, die sie für unerwartete Besucher reserviert hatte. Dann lächelte sie zögernd. »Was kann ich für Sie tun?«

Kincaid erwiderte ihr Lächeln. »Sind Sie Josephine Lowell?« Sie runzelte die Stirn. »Ja, ich bin Jo.

Aber falls Sie etwas verkaufen ...«

»Wir sind von der Polizei, Mrs. Lowell.« Kincaid stellte sich vor und zückte seinen Dienstausweis. Jo Lowells Augen weiteten sich.

»Was...« Sie sah ins Haus zurück, wo streitende Kinderstimmen deutlich zu hören waren.

»Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen, Mrs. Lowell. Dürfen wir reinkommen?«

»Oh ... natürlich.« Sie trat einen Schritt zurück. »Macht es was aus, wenn

wir uns in der Küche unterhalten? Ich koche gerade Abendessen ... schätze, da läuft mittlerweile einiges aus dem Ruder.«

Sie folgten ihr durch ein gelbgestrichenes Esszimmer mit dem Strauß Sonnenblumen, den sie durchs Fenster gesehen hatten, in eine geräumige, gemütliche Küche, deren Fenster zum rückwärtigen Garten führten. Ein kleines Mädchen stand auf einem Hocker vor dem Herd und rührte in einem Topf, und ein älterer Junge war offenbar bemüht, ihr den Kochlöffel zu entreißen. Es roch nach Zwiebeln, Knoblauch und Gewürzen, die sich in den vorherrschenden Duft gekochter Tomaten mengten.

»Gib endlich her, Sarah! Du hast schon Sauce über den ganzen Herd gespritzt.« Der Junge griff erneut energisch nach dem Kochlöffel, doch das Mädchen riss ihn mit lautem Kreischen an sich.

»Mami! Ich will rühren!« Tomatensauce tropfte vom Löffel auf den Fußboden und verteilte sich dort wie frisches Blut.

»Okay, ihr beiden, das reicht.« Jo Lowell entwand ihrer Tochter den Kochlöffel und hob sie vom Hocker. Dann wischte sie den Boden mit einem Küchentuch auf.

Der Junge wurde rot bis unter die Wurzeln seines roten Haars. »Wollte nur helfen. Für die Sauerei kann ich nichts. Du denkst immer ...«

»Harry, bitte!« Jo Lowells resignierter Ton machte klar, dass dies eine alltägliche Szene war. »Gehst du bitte ein paar Minuten mit Sarah *in den Garten?*«

Etwas am Ton der Mutter schien ihn aufmerksam gemacht zu haben, denn der Junge drehte sich um und sah sie zum ersten Mal an. »Aber ...«

»Harry.« Jos Ton war streng.

Mit einem letzten Blick auf die Besucher kapitulierte er. »Schon gut, schon gut.« Damit nahm er seine Schwester bei der Hand und führte sie zur Tür hinaus. »Komm jetzt, Sarah. Du darfst den Ball schlagen.«

Die Tür klappte hinter ihnen zu, und Gemma lächelte. »Da bringt er aber ein großes Opfer... ich meine, der kleinen Schwester den Ball zuzuwerfen ...«

Jo schüttelte den Kopf. »Harrys Leben scheint im Augenblick voller Schwierigkeiten zu sein. Aber das interessiert Sie bestimmt nicht. Bitte, setzen Sie sich doch.« Sie deutete auf die Frühstücksnische links neben

der Tür zum Garten. Dann drehte sie sich zum Herd um. Dampf stieg von einem großen Topf hinter der Stielpfanne auf. »Ich will nur das Spaghettiwasser vom Herd nehmen.« Dann wandte sie sich wieder um und lehnte sich gegen den Herd. Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Kann ich Ihnen was anbieten?«

»Nein danke«, wehrte Kincaid ab und musterte Jo Lowell prüfend, nachdem er Gemma einen Stuhl zurechtgerückt hatte. Ein Fleck Tomatensauce prangte auf ihrem T-Shirt, und ihre Jeans war farbverschmiert. Ihr kastanienbraunes Haar hatte sie mit einem Tuch zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie war ungeschminkt und hatte blasse Sommersprossen. Für seinen Geschmack war sie etwas zu schlank, und sie hatte Schatten unter den Augen, als habe sie nicht gut geschlafen. Jo Lowell war eine attraktive Frau, hatte jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit der Toten vom Mudchute Park. Der einzige Anhaltspunkt war die Haarfarbe des Jungen namens Harry ... Er setzte sich so, dass er durch das große Fenster in den Garten hinaussehen konnte. »Wir möchten Ihnen nur ein paar Fragen stellen, Es geht um Ihre Schwester.«

»Um meine Schwester?« Ihre Überraschung wirkte so echt, dass er sich automatisch fragte, was sie wohl erwartet hatte.

»Ihr Verlobter, Reginald Mortimer, hat sie als vermisst gemeldet. Er soll Sie anrufen haben.

Stimmt das?«

Jo machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ja, hat er. Aber ich nehme an, Annabelle ist noch wütend auf ihn und hat sich daher vorübergehend rar gemacht.«

»Dann ist das also schon öfter vorgekommen?« »Nein, nein. Aber gestern Abend ...«

Bevor Jos Zögern zu echter *Vorsicht* werden konnte, fiel Gemma ihr ins Wort: »Was war gestern Abend?«

»Sie sind hier gewesen ... Reg muss Ihnen das doch erzählt haben ..., und ich glaube, sie hatten Streit. Ist Annabelles Methode, wenn sie wütend ist... dann hält sie einen auf Distanz.«

»Haben die beiden deshalb die Party verlassen? Weil sie Streit hatten?«

»Warum interessiert Sie das?« fragte Jo Lowell. »Ich finde, Sie sollten mir lieber sagen, was los ...«

»Haben Sie eine Ahnung, worum es bei dem Streit gegangen ist?«

Kincaid war nicht bereit, sich ablenken zu lassen.

»Nein, tut mir leid. Habe ich nicht.« Jo veränderte ihre Position vor dem Herd und verschränkte die Hände ineinander.

»Hier bei Ihnen hat doch ein Abendessen für mehrere Personen stattgefunden, oder?« drängte Gemma. »Sollte was Bestimmtes gefeiert werden?«

Durch die Tür hörten sie Harrys ständiges Maulen und Sarahs hohe durchdringende Stimme, die gelegentlich antwortete. Jo sah aus dem Fenster über dem Spülbecken. »Nein. Aber mein Mann und ich haben uns scheiden lassen, und es war mein erster Versuch als alleinstehende Gastgeberin ...«

»Muss Ihren gesellschaftlichen Bemühungen einen ziemlichen Dämpfer gegeben haben, als Ihre Schwester und ihr Verlobter einen Streit vom Zaun gebrochen haben«, bemerkte Gemma mitfühlend.

»Ein bisschen peinlich war es schon«, gab Jo stirnrunzelnd zu. »Soviel ich verstanden habe, arbeiten die beiden zusammen. Muss im Beruf noch viel peinlicher sein, wenn sie sich nicht verstehen.«

Jo zuckte die Achseln. »Ich finde, sie kommen besser miteinander aus als die meisten ... Hatten auch genug Zeit, ihre Differenzen auszurichten.«

»Dann kennen sich die beiden schon lange?« fragte Kincaid. »Seit ihrer Kindheit. Unsere Eltern waren befreundet. Und eigentlich war es Vater, der Annabelle ermuntert hat, sich für Reg zu entscheiden.« »*Sie* meinen beruflich? Nicht privat?«

»Vater hatte von jeher *ehrgeizige, dynastische Pläne mit Annabelle*, und Reg passt in *jeder* Hinsicht prächtig ins Bild. Eine Verbindung der Hammonds mit den Mortimers würde ihn sogar fast dafür entschädigen, keinen Sohn in der Firma zu haben.«

»Was ist denn so Besonderes an den Mortimers?« erkundigte sich Gemma.

»Sir Peter ... Regs Vater ... ist ein ziemlich großes Tier im Gastronomiegewerbe. Ich mag ihn eigentlich sehr. Was den Schwiegervater betrifft, hat Annabelle es gut getroffen.« Und nachdenklich fügte sie hinzu: »Was soll das alles? Sie nehmen diese

Vermisstenanzeige doch wohl nicht ernst, oder?«

»Mrs. Lowell, haben Sie Ihre Schwester gesehen oder von ihr gehört, seit sie vergangenen Abend Ihr Haus verlassen hat?« Kincaid wusste, dass er in die üblichen Polizeiplatitüden verfiel, aber ähnlich den Floskeln anlässlich von Geburten und Todesfällen hatten sie durchaus ihre Berechtigung.

Jo starrte ihn an. »Nein, aber daran ist nichts Ungewöhnliches.

Manchmal sprechen wir uns wochenlang nicht. Was ...«

»Mrs. Lowell, ich glaube, Sie sollten sich setzen.«

Jo kam langsam und unwillig zum Tisch und ließ sich auf einem Stuhl nieder, ohne den Blick von ihnen zu wenden. Ihre Miene wurde ängstlich. »Was ist passiert? Ist mit Annabelle alles in Ordnung?«

Falls sie sich geirrt hatten, musste Jo Lowell die Fahrt zum Leichenschauhaus umsonst auf sich nehmen. Wenn sie recht hatten, wünschte er, er könne ihr gerade diesen Moment bewahren, ungetrübt von Trauer, erfüllt vom Kinderlachen in der Abendluft.

Kincaid hatte Gemma nach der Rückkehr vom Leichenschauhaus nach Hause geschickt. An diesem Abend kamen sie in ihrem Mordfall sowieso nicht mehr weiter. Kincaid wollte lediglich der anstehenden Papierkram im Limehouse-Polizeirevier erledigen. Darauf hatte er bestanden. In Wirklichkeit jedoch brauchte er etwas Zeit für sich allein, um die Eindrücke des Tages zu verarbeiten.

Jo Lowells ruhige Identifizierung der Leiche ihrer Schwester hatte ihm mehr zu schaffen gemacht als Tränen. Seine Beileidsbekundung hatte selbst in seinen Ohren steif und plump geklungen.

Anschließend hatte er sie nach Hause gefahren, ohne den Versuch zu machen, sie weiter zur Sache zu befragen.

Jetzt, da das Opfer einen Namen hatte, würde man bei den Ermittlungen dazu übergehen, die Beweise zu sichten und jeder Verbindung zu Annabelle Hammond nachzugehen. Der Constable, den man zum Greenwich-Fußgängertunnel geschickt hatte, hatte keine Spur von einem Straßenmusikanten entdecken können, auf den Reg Mortimers Beschreibung gepasst hätte. Aber Kincaid hatte von Anfang an seine Zweifel bezüglich des Wahrheitsgehalts der Geschichte gehabt. Sie kam einfach viel zu gelegen für Reg Mortimer, und Kincaid hatte den Verdacht, dass der Verlobte des Opfers über einigen Erfindungsreichtum

verfügte.

Nachdem er die Papiere auf seinem provisorischen Schreibtisch im Limehouse-Revier aufgearbeitet hatte, verabschiedete er sich von den diensthabenden Beamten im Bereitschaftsraum und verließ das Gebäude durch einen Seiteneingang. Als er den Midget vom Parkplatz fuhr, hörte er Musik und Lachen aus der Kneipe gegenüber. Die Vorstellung, dass Kit jetzt allein in seiner Wohnung wartete, erstickte die Versuchung, auf ein Glas Bier einzukehren, bereits im Keim. Während er sich vornahm, den Midget gleich am folgenden Morgen gegen einen Rover-Funkwagen aus dem Fuhrpark von Scotland Yard einzutauschen, genoss er an diesem Abend noch einmal das Gefühl, mit offenem Verdeck durch die milde Abendluft zu fahren.

Er liebte London bei Nacht, wenn die Straßen leer waren und sich die Unmenge der Lichter zu einem Kaleidoskop verdichtete. Als er auf die West India Dock Road hinausfuhr, sah er zu seiner Linken das blinkende Warnlicht auf dem Canada Tower der Canary Wharf. Er fragte sich, ob Annabelle Hammond es wohl vergangene Nacht gesehen haben mochte, als sie aus dem Greenwich-Tunnel gekommen war, und ob sie allein gewesen war ...

Natürlich war die Möglichkeit nicht auszuschließen, dass Annabelle von einem Fremden - vielleicht nach misslungener Vergewaltigung - ermordet worden war. Vielleicht hatte sie sich nur zur falschen Zeit am falschen Ort aufgehalten. Sein Gefühl allerdings sagte ihm, dass mehr dahintersteckte. Er vermutete, dass Annabelle Hammond eine Frau gewesen war, die in ihrer Umgebung starke emotionale Reaktionen hervorgerufen hatte, und dass es diese Veranlagung gewesen war, die sie das Leben gekostet hatte.

Die Fahrt von Limehouse nach Hampstead dauerte nur halb so lang wie bei Tag, und als er die Carlingford Road erreichte, fand er einen Parkplatz in der Nähe seiner Wohnung, was zu dieser späten *Stunde* ein unverhoffter Glücksfall war. Die Fenster der Parterrewohnung des Majors waren bereits dunkel. Er betrat das Gebäude und ging die Stufen zu seinem Apartment hinauf.

Leise steckte er den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Sein Wohnzimmer lag im Halbdunkel, nur von der kleinen Lampe in der Küchennische und dem Flackern des Fernsehbildschirms ohne Ton

erhellte. Kit lag in Jeans und T-Shirt auf dem Sofa, hatte einen Arm ausgestreckt und schlief fest. Sid hatte sich vor seiner Brust zusammengerollt. Der Kater machte die grünen Augen auf und sah Kincaid blinzelnd an. Der Junge rührte sich nicht.

Während Kincaid so dastand und ihn beobachtete, stellte sich dasselbe alte Gefühl ein wie damals beim Anblick des schlafenden Kit, als er den Jungen in seinem Versteck im Landhaus in Grantchester nach dem Tod der Mutter gefunden hatte.

Er wandte sich ab und entdeckte in der Küchennische einen abgedeckten Teller mit Sandwiches, ein Glas Milch und eine Nachricht in Kits kleiner, sauberer Handschrift: Lieber Duncan, wir haben dir ein paar Brote vom Picknick aufgehoben. Den Kuchen allerdings haben wir (oder eigentlich ich) aufgegessen.

Der Major will morgen mit mir nach Kew Gardens ... wenn du arbeiten musst.

P.S. Habe Sid gefüttert. Er liebt Schinkenbrote.

P.S. Tennis war toll! Nur schade, dass du nicht dabei warst.

Die Nachricht war mit einem großen geschwungenen K signiert, das Kit reich verziert hatte.

Kincaid fand eine leichte Decke im Wäscheschrank und legte sie über Kit, nicht jedoch über die Katze. Dann stellte er Sandwiches und Milch in den Kühlschrank, schenkte sich einen Finger hoch fünfundzwanzig Jahre gereiften Macallan Whisky ein und trug Zettel und Drink quer durchs Wohnzimmer zum Sessel. Dort saß er lange und bewegungslos, hob nur gelegentlich sein Glas an die Lippen und bewachte Kits gleichmäßige Atemzüge.

Nachdem sie die Kinder ins Bett gebracht hatte, lief Jo zum Nachbarhaus und schloss mit ihrem Schlüssel die Haustür ihres Vaters auf. Er hatte Sir Peter und Helena ins Savoy zum Essen eingeladen, sollte jedoch in Kürze nach Hause zurückkehren, und sie hatte beschlossen, ihm die Nachricht noch an diesem Abend zu überbringen.

Es den Kindern zu sagen, hatte sie nicht über sich gebracht; noch nicht ... obwohl ihr klar war, dass sie das nur bis zum kommenden Morgen würde aufschieben können. Die beiden waren ohne Widerrede ins Bett gegangen, ein Zeichen, dass sie spürten, dass etwas nicht stimmte, aber

sie hatten keine Fragen gestellt. Auch ihre unerklärte Abwesenheit hatten sie nicht hinterfragt, als sie mit den Polizeibeamten zum Leichenschauhaus gefahren war. Nur Harry hatte gemeckert, als sie für ein paar Stunden zu den Nachbarn geschickt wurden.

Jetzt stand sie in der Diele und horchte auf die Geräusche des leeren Hauses. Die alte Standuhr tickte; die Fußbodenbohlen knarrten; aus der Küche drang das tiefe Brummen des Kühlschranks, begleitet vom Tropfen des Wasserhahns. Sie war in diesem Haus aufgewachsen, und für sie war es eine lebendige, atmende Einheit, so vertraut wie der eigene Körper. Es hatte einen eigenen, einzigartigen Geruch, und sie schloss die Augen, als sie die einzelnen Komponenten zu definieren versuchte. Hing da nicht auch noch vier Jahre nach dem Tod der Mutter ein Hauch von Teerosenduft in der Luft? Es war das Lieblingsparfüm der Mutter, und das Haus war von Frühjahr bis zum ersten Frost mit Gartenrosen gefüllt gewesen. Blieben Düfte wie Gespenster latent vorhanden, unsichtbar und doch präsent für diejenigen, die fähig waren, sie wahrzunehmen?

Sie sah zum Portrait der Mutter im Treppenaufgang hinauf. Spitzenschal und Hut, die Isabel Hammond auf dem Bild trug, verbargen zum großen Teil ihr rotgoldenes Haar, doch die Augen, die auf sie herabblickten, waren Annabeiles Augen.

Das einzig Gute, das Jo im Tod der Schwester erkennen konnte, war, dass ihre Mutter ihn nicht hatte erleben müssen. Obwohl die Mutter Annabelle objektiver gesehen hatte als die meisten, hatte sie sie nichtsdestotrotz sehr geliebt. So wie Jo die eigenen Kinder liebte - trotz ihrer Fehler -, und ihr wurde klar, dass sie sich mit ihrem Tod, in welchem Alter auch immer, nie würde abfinden können.

Als sie das Wohnzimmer betrat, schlug ihr der Geruch des Vaters entgegen, das herbe Aroma seiner Rasierseife, überlagert von dem scharfen Geruch von Leim und dem leicht würzigen Duft von Balsaholz. Er war schon immer sehr geschickt mit seinen Händen gewesen, und als zuerst die Krankheit der Mutter, dann die eigene, ihn gezwungen hatte, das Tagesgeschäft in der Firma Annabelle zu überlassen, hatte er angefangen, Modelle von alten Teefrachtseglern zu bauen. Seit seiner Kindheit hatte ihn die komplizierte Präzision der Konstruktion von Schiffen, die als erste Tee nach Großbritannien gebracht hatten, fasziniert.

Der Esstisch diente ihm als Werkbank, und er hatte das Speisezimmer nicht nur zweckentfremdet, sondern auch selbstgebaute, beleuchtete Vitrinen für seine Modelle aufgestellt.

Jo hob ein halbfertiges Modell hoch, strich mit den Fingern über die geschwungene Linie des Rumpfs und suchte nach kleinen Fehlern. Waren diese Holzmodelle Ersatz genug für den Verlust einer Tochter, die ihm alles bedeutet hatte?

Er lebte noch immer von seinen Firmenanteilen ... wie auch, bis zu einem gewissen Grad, sie selbst.

Jedenfalls hielt das Einkommen aus der Firma auch ihr kleines Unternehmen in Schwung, erlaubte es ihr, zu Hause zu arbeiten und gleichzeitig für die Kinder dazusein. Würde Hammond's ihnen weiterhin diese finanzielle Sicherheit bieten können ... ohne Annabelle?

Jo schüttelte den Kopf und ging zum Getränkeschrank. Es hatte keinen Sinn, soweit vorauszudenken. Erst war dieser Abend zu überstehen; morgen würde sie an den nächsten Schritt denken. Eines nach dem anderen zu nehmen, das hatte sie nach dem Tod der Mutter gelernt. Sie schenkte sich den geliebten Courvoisier des Vaters in einen Kognakschwenker, ging damit ins Wohnzimmer und sank in den Sessel am Kamin. Die Fenster standen weit offen, und die Vorhänge bauschten sich von Zeit zu Zeit im Abendwind.

Grüner Samt. Die Wahl der Mutter. Wenn Jo neben ihnen stand, glaubte sie den Pfeifentabak zu riechen, den ihr Vater geraucht hatte, als sie Kinder gewesen waren. Annabelle war diejenige gewesen, die nicht geruht hatte, bis er das Rauchen aufgegeben hatte. Sie hatte behauptet, ihr würde davon schlecht, sie könne es nicht ertragen, mit ihm in einem Zimmer zu sein, wenn er rauche; den Gnadenstoß hatte sie ihm gegeben, indem sie sich wochenlang geweigert hatte, ihm einen Gutenachtkuss zu geben. Als Machtprobe war dieser Trick brilliant und das erste Anzeichen dessen gewesen, was sie noch von Annabelle zu erwarten hatten.

Jos Hand zuckte beim Geräusch eines näher kommenden Wagens, und Kognak schwappte über den Glasrand. Sie hielt die Luft an. Wie sollte sie es nur anstellen? Was hatte sie mit ihren vierunddreißig Jahren darauf vorbereitet, ihrem Vater diese schreckliche Nachricht überbringen zu müssen? Einen kurzen Augenblick lang hoffte sie, dass Reg Mortimer seine Eltern bereits angerufen und Peter und Helene es ihm gesagt haben

könnten; dann schimpfte sie *sich* einen Feigling Kies knirschte, als der Wagen in die Einfahrt einbog. Sie hörte, wie *die* Schaltung knackte, als das Auto bergauf fuhr.

Vorsichtig stellte sie das Glas auf den Beistelltisch und stand auf. Ihre Glieder fühlten sich komisch an, unkoordiniert wie die eines Kleinkindes, und sobald sie sich aus dem Sessel gestemmt hatte, blieb sie wie angewurzelt stehen. Die Autotür schlug zu, und kurz darauf hörte sie den Schlüssel des Vaters in der Tür, die sie unverschlossen gelassen hatte. Die Tür schwang auf. »Jo?« Sie fand ihre Stimme wieder. »Ich bin hier, Dad.« »Gut. Ich hätte schwören können, dass ich die Tür abgeschlossen habe.

Hasse die Vorstellung, langsam zum alten vergesslichen Trottel zu werden.« Er trat ins Wohnzimmer und hielt ihr die Wange zum Kuss hin. Er trug einen leichten grauen Sommeranzug, der sein silbergraues Haar betonte. William Hammond war Ende Sechzig und noch immer ein gutaussehender Mann. Seit Isabels Tod hatte er sich heftig gegen Übergriffe des »Witwenclubs«, wie Annabelle die Damenfront nannte, erwehren müssen.

Genannt hatte, erinnerte Jo sich. Sie schluckte. »Dad ...« »Peter und Helen lassen grüßen. Wie ich sehe, hast du dir schon was zu trinken eingeschenkt. Schätze, ich leiste dir mit einem Gutenachttrunk Gesellschaft. Wollte nicht zuviel trinken und dann Auto fahren. Du weißt, wie scharf die Polizei heutzutage ...«

»Dad.« Jo berührte seinen Arm. Ihre Hand zitterte. »Ich möchte, dass du dich setzt.«

William betrachtete prüfend ihr Gesicht. »Ist mit dir alles in Ordnung, Jo?«

»Dad, bitte.« Sie sah, wie sich sein leicht besorgter Ausdruck in Angst verwandelte.

»Was gibt's, Jo? Ist was mit den Kindern?« »Denen geht's gut. Es ist...«

»Ist es wegen Martin?«

»Dad, bitte.« Sie presste die Hand gegen seine Brust und zwang ihn, einen Schritt zurückzutreten.

Als seine Waden gegen die Sofakante stießen, musste er sich unfreiwillig setzen. Jo ging vor ihm in die Knie. »Dad, es ist wegen Annabelle. Sie ist tot.« »Was?« Er starrte sie verständnislos an.

»Annabelle ist tot.« *Annabelle ist tot.* Der Satz hallte in Jo wider wie ein Kinderreim.

William zog die Augenbrauen hoch. »Rede keinen Blödsinn, Jo. Was ist denn nur los mit dir?«

Jo ergriff die Hände des Vaters. Die Haut auf den Knöcheln fühlte sich wie Seide unter ihren Fingern an. »Die Polizei ist bei mir gewesen. Reg hatte sie als vermisst gemeldet, weil sie gestern Nacht nicht nach Hause gekommen ist.«

»Die beiden hatten bestimmt nur einen harmlosen Streit...«

»Das habe ich auch gedacht, als er mich heute Nachmittag anrief. Aber die Polizei hat sie gefunden.

Tot. Ich weiß es. Ich habe sie gesehen.«

»Nein ...« Williams Gesichtsmuskeln erschlafften schlagartig wie Modelliermasse, die zu nah an eine Flamme gekommen war. Er schüttelte heftig den Kopf. »Das muss ein Irrtum sein, Jo. Annabelle kann nicht tot sein. Nicht Annabelle ...«

Nicht Annabelle. Niemals deine kostbare Annabelle.

»Daddy, es tut mir so leid.« Als sie die Hände des Vaters drückte, fühlte sie, wie die Ungeheuerlichkeit des Geschehens sie plötzlich zu überwältigen drohte. Annabelle war immer dagewesen, um geliebt oder gehasst zu werden. Wie sollte sie nur ohne sie auskommen?

Als Kincaids Wecker schrillte, hatte er das Kissen über den Kopf gelegt. Um sechs Uhr morgens war es bereits hell, und die Luft, die durch das offene Fenster drang, roch frisch und rein. Das erleichterte ihm das Aufstehen zu dieser nachtschlafenden Zeit an einem Sonntagmorgen. Die Obduktion von Annabelle Hammond war auf acht Uhr angesetzt, und er hatte mit Gemma verabredet, sich mit ihr im Yard zu treffen und gemeinsam mit ihr zum Leichenschauhaus zu fahren.

Obwohl er sich hastig und leise duschte und rasierte, begann Kit sich zu regen und schlug schließlich die Augen auf, als er auf Zehenspitzen durchs Wohnzimmer zur Tür schlich.

»Wieviel Uhr ist es?« fragte Kit schläfrig und stützte sich auf einen Ellbogen auf. »Bist du gerade nach Hause gekommen?«

»Es ist halb sieben Uhr morgens. Und ich bin schon seit gestern Abend zu Hause, aber ich muss wieder weg.« Kincaid bückte sich, um Sid zu streicheln, der Kit verlassen hatte und aufdringlich um seine Beine strich und schnurrte. »Ich wollte dir eine Nachricht hinterlassen.«

Kit warf die Decke zurück und setzte sich auf. »Kann ich mitkommen?«

»Tut mir leid, Kumpel. Ist nur Arbeit.«

»Aber es ist Sonntag.«

Kincaid seufzte. »Ich weiß. Aber das spielt keine Rolle, wenn ein Fall erst mal ins Rollen gekommen ist.«

»Geht um Mord, stimmt's?« Kit starrte ihn an. Er war jetzt hellwach.

Kincaid schob Sid sanft aus dem Weg und setzte sich auf die Kante des Couchtischs.

Bevor er antworten konnte, fuhr Kit fort: »Du könntest mich mitnehmen. Ich warte im Wagen. Mache bestimmt keine Schwierigkeiten.«

Kincaid dachte an die Leiche auf dem rostfreien Stahl des Obduktionstischs ... und was mit ihr geschehen würde. »Kit, das geht nicht. Ist einfach nicht drin. Und ich habe keine Ahnung, wie lange ich unterwegs bin.«

»Aber ich muss heute Abend mit dem Zug nach Cambridge zurück.«

Kits blaue Augen wurden groß vor Angst. »Ich habe morgen Schule. Ist

Prüfungswoche. Und da ist Tess ...«

»Ich bring dich zum Zug. Keine Sorge. Und in der Zwischenzeit... warum nimmst du nicht das Angebot des Majors an? Ich glaube, Kew Gardens gefällt dir.« Kincaid warf einen Blick auf die Uhr. »Tut mir wirklich leid, Kumpel, aber ich muss gehen ...«

»Ist gar nichts zum Frühstück da.« Kits Mund verzog sich eigensinnig. Kincaid hatte gelernt, dass das seine Methode war, Enttäuschungen zu verarbeiten.

»Ich weiß«, sagte Kincaid mit traurigem Lächeln. »Ich hatte vorgehabt, zusammen mit dir einzukaufen.« Er dachte einen Moment nach. »Ich habe eine Idee.« Er zückte seine Brieftasche und zog ein paar Scheine heraus. »Gleich um die Ecke am Rosslyn Hill ist ein gutes Cafe. Du könntest den Major zu einem anständigen Frühstück einladen. Der Rest ist für die S-Bahn und den Eintritt in den Botanischen Garten.« Er steckte seine Brieftasche wieder ein und zögerte. Wie sollte er Kit begreiflich machen, dass er ihn nicht aus freien Stücken allein ließ?

»Wir sehen uns heute Abend«, erklärte Kincaid schließlich. Als er aus der Wohnung ging, fiel ihm ein, dass seine Rechtfertigung doch nicht ganz hieb- und stichfest war. Schließlich hatte er sich seinen Job freiwillig ausgesucht.

»Das Leichenschauhaus um acht Uhr an einem Sonntagmorgen«, murmelte Gemma, als sie in den Keller des Krankenhauses hinuntergingen. »Mein absoluter Wunschtraum.« Sie hasste den Geruch von Desinfektionsmitteln und den allgegenwärtigen, widerlichen Geruch von Krankheit.

Um sich abzulenken, dachte sie an die Musikalienhandlung, die sie auf dem Weg zur S-Bahn-Station Angel an diesem Morgen gesehen hatte. Sie hatte natürlich geschlossen gehabt, aber sie hatte trotzdem die Pentonville Road überquert und in die Schaufenster geschaut. Vielleicht hatte sie am nächsten Tag Gelegenheit, die Musikbücher zu kaufen, die Wendy empfohlen hatte, und bei der nächsten Stunde am Samstag - immer vorausgesetzt, die laufenden Ermittlungen ließen ihr Zeit, sie wahrzunehmen - sollte sie wirklich mit dem Klavierspiel beginnen. Am Vorabend, nachdem sie Toby ins Bett gebracht hatte, hatte sie das Licht gedimmt und sich aus der angebrochenen Flasche im Kühlschrank ein Glas Wein eingeschenkt. Dann hatte sie zögernd in den Garten im

Zwielicht hinausgesehen. So sehr sie ihre wenigen Stunden des Alleinseins zu schätzen wusste, war sie unruhig und rastlos gewesen und hatte sich gefragt, ob ein kurzes Gespräch mit Hazel helfen konnte, Annabelle Hammonds Bild aus ihren Gedanken zu verbannen.

Als sie lautlos die Garagenwohnung verlassen hatte und quer durch den Garten gegangen war, dankte sie erneut dem Schicksal, das sie zu den Cavendishs geführt hatte. Hazel hatte nicht nur angeboten, sich um Toby und ihre eigene Tochter zu kümmern, während Gemma arbeitete, sondern war auch eine wertvolle Freundin geworden. In vielerlei Hinsicht fühlte sich Gemma Hazel enger verbunden als ihrer Schwester, denn sie hatte gelernt, dass Blutsverwandtschaft keine Garantie für Sympathie oder gemeinsame Interessen ist.

Sie hatte Hazel und Tim bei einer Tasse Kakao und einem ruhigen Gespräch am Küchentisch vorgefunden. »Ich störe«, sagte sie, eine Hand noch an der Türklinke. »Wollte einfach nur gute Nacht sagen.«

»Blödsinn! Komm, setz dich«, sagte Hazel und klopfte auf den Stuhl neben sich. »Ich würde dir Kakao anbieten, aber wie ich sehe, bist du bei Alkohol«, fügte sie mit einem Blick auf Gemmas *Weinglas* hinzu.

»Harten Tag gehabt?«

»War der absolute Hammer.« Gemma schlenderte zum Tisch, setzte sich jedoch nicht. »Und du kannst dir vorstellen, wie Toby nach einem Tag bei Cyn gewesen ist. Er hat sich vehement geweigert, ins Bett zu gehen, nur um dann von einer Sekunde zur anderen wie ohnmächtig einzuschlafen.« Sie berührte die weiche Strickwolle in Hazels Handarbeitskorb. »Was dagegen, wenn ich kurz ins Wohnzimmer gehe?«

Tim sah von seiner Zeitung auf und lächelte. »Überhaupt nicht.« Sie schlenderte ins Wohnzimmer, wie magnetisch angezogen vom Klavier. Sie schlug den Deckel zurück, ließ die Finger leicht über die Tasten gleiten, nur um ein Gefühl dafür zu bekommen, spielte wahllos ein paar Noten und hörte auf die Töne, die erklangen und erstarben. Sie konnte sich nicht vorstellen, je in der Lage zu sein, die Töne so zu spielen, dass sie eine Melodie ergaben ... Seit ihrem Gespräch mit Wendy Sheinart hatte sie versucht herauszufinden, warum sie diesen unbändigen Wunsch verspürte, Klavierspielen zu können.

Im vergangenen Herbst hatten sie einen Fall bearbeitet, der ihr ganz unerwartet die Welt der Oper erschlossen hatte, und sie hatte eine unglaubliche Faszination verspürt ... und seit sie in die Garagenwohnung gezogen war, hatte Hazels umfangreiche CD-Sammlung es ihr ermöglicht, alles zu hören - vom Klavierkonzert bis zu Modern Jazz -, und im Frühjahr war der Straßenmusikant mit der Klarinette aufgetaucht, der sie in seinen Bann gezogen hatte, wann immer sie Sainsbury's auf dem Heimweg passiert hatte. Ein seltsamer Zufall, dachte sie flüchtig, dass Reg Mortimer einen Musiker mit Klarinette beschrieben hatte, aber sicher steckte nichts dahinter. Als Wendy Sheinart sie gefragt hatte, weshalb sie Klavier spielen wolle, hatte diese schließlich ihren stotternden Versuch einer Erklärung mit einem Lächeln akzeptiert. »Sie müssen es nicht verstehen«, hatte sie gesagt. »Ich glaube, das Bedürfnis, Musik zu machen, ist einigen von uns angeboren. Äußere Umstände oder Erfahrung haben damit nichts zu tun. Und es ist auch gleichgültig. Ich wollte nur sicher sein, dass Sie das für *sich allein* tun.«

»Wir sind da.« Kincaid berührte ihren Arm, und Gemma stellte entsetzt fest, dass sie am Eingang des Leichenschauhauses vorbeigegangen wäre. Er warf ihr einen fragenden Blick zu. »Weshalb habe ich nur das Gefühl, dass du heute Morgen Lichtjahre weit weg bist?«

Gemma lächelte und drückte auf den Klingelknopf, »'tschuldigung. War in Gedanken versunken.«

»Dann bin ich neidisch auf die Gedanken.«

Die Tür klappte zurück, und sie wiesen sich gegenüber der jungen Frau mit Pferdeschwanz aus.

»Dr. Ling erwartet Sie schon«, sagte sie und scheuchte sie hastig weiter. Kincaid runzelte die Stirn. »Dr. Ling? Meinen Sie zufällig Kate Ling?«

»Höchstpersönlich«, sagte eine Frau im weißen Arztkittel, die aus dem Obduktionssaal trat. Dunkles, glattes Haar rahmte ihr blasses, ovales Gesicht ein und reichte knapp bis auf die Schultern. Die schwarzen Augen der Pathologin glitzerten mit jenem spitzbübischen Humor, an den Gemma sich so gut erinnerte. Sie hatten im vergangenen Herbst in Surrey mit ihr zusammengearbeitet. Damals war es um den Tod eines Freundes von Gemma und die fast tödliche Verletzung eines anderen gegangen. Die Erinnerung daran überkam Gemma mit schmerzlicher Heftigkeit und machte sie vorübergehend sprachlos. Kincaid sprang in

die Bresche.

»Was machen Sie in London?« fragte er und schüttelte Kate Ling herzlich die Hand.

»Ist eine Art Beförderung«, antwortete Kate. »Im Innenministerium wurde eine Stelle frei, die besetzt werden musste, und ich habe den Kürzeren gezogen. Kann allerdings nicht behaupten, dass es mich stört, so im Rampenlicht zu stehen. Außerdem ist meine Klientel hübsch abwechslungsreich.« Sie nickte in Richtung der Tür in ihrem Rücken.

»Hübsches Frischfleisch, da drinnen. Kam gerade aus dem Eis. Dürfte nicht zu abschreckend für euch sein. Seid ihr bereit?«

Sie folgten ihr in den Obduktionssaal. Auf dem Weg zogen sie sich OP-Kleidung und Mundschutz an.

Kate legte ebenfalls ihren Mundschutz an und schob den Instrumentenwagen zum Obduktionstisch.

Konnte man Tote überhaupt beneiden, schoss es Gemma durch den Kopf, als sie auf Annabelle Hammond herabsah. Die Brüste waren perfekt, weder zu groß, noch zu klein; der Hals schlank, die Schultern schön geformt; die Taille schmal, der Bauch flach; die Oberschenkel glatt und schlank. Selbst Füße und Fußgelenke waren zierlich und elegant, und Gemma hatte selten Zehen gesehen, die der Beachtung wert gewesen waren. Hilft ihr jetzt allerdings nicht die Bohne, ihre ganze Schönheit ... wenn sie ihr nicht sogar zum Verhängnis geworden ist, überlegte Gemma. Leidenschaft war vermutlich noch das geringste der Gefühle, die dieser Körper geweckt haben mochte.

»Haben Sie gestern die erste Untersuchung am Tatort durchgeführt?« wollte Kincaid von Kate Ling wissen. »Tut mir leid, dass ich Sie verpasst habe. War ein ziemliches Chaos dort im Park.«

»Ging alles drunter und drüber, wie immer«, stimmte Kate ihm zu und streifte ein Paar sterile Gummihandschuhe über, die sie aus einem Spender genommen hatte. »Schätze aber, das können wir jetzt wiedergutmachen.«

Sie streckte den Arm aus, um das Mikrofon über dem Obduktionstisch einzuschalten, und Kincaid sagte: »Wann ist der Tod Ihrer Meinung nach eingetreten? Ganz inoffiziell. Bleibt unter uns.«

Kates Mundwinkel zuckten, als sie hinter dem Mundschutz lächelte. »Ich

tippe auf halb eins morgens.« Sie lachte laut, als sie Kincaids skeptischen Ausdruck sah. »Sie haben mich ganz privat um meine Meinung gefragt, und jetzt glauben Sie mir nicht? Aber ganz im Ernst. Ich gehe nicht davon aus, dass sie vor Mitternacht gestorben ist. Allerdings ist die Körpertemperatur kein absolut verlässlicher Hinweis, da die Lufttemperatur nach Sonnenaufgang rasch gestiegen ist. Die Totenflecken waren da, aber die Hornhaut hatte sich gerade erst getrübt, und die Totenstarre war noch nicht ganz eingetreten.«

Gemma sah von ihrem Notizbuch auf, den Stift über der Seite. »Dann war sie acht Stunden tot...

oder weniger?«

Kate zuckte die Achseln. »Es gibt immer nicht vorhersehbare Faktoren. Vielleicht helfen Ihnen der toxikologische Befund und die Analyse des Mageninhalts.«

»Gut gesprochen, Frau Doktor der Pathologie«, bemerkte Kincaid und grinste. Gemma kam plötzlich der Gedanke, dass er Kate Ling attraktiv finden könnte. Er flirtete nicht offensichtlich, aber in seinen Antworten lag eine ungewöhnliche Konzentration auf ihre Person. Und Kincaids Interesse konnte gefährlich werden, wie sie nur zu gut wusste.

»Wurde sie am Fundort umgebracht?« fragte Gemma, um Kincaids Interesse von Kate weg und auf den Fall zu lenken.

»Spricht einiges dafür... es sei denn, man hat sie unmittelbar nach ihrem Tod weggebracht. Die Totenflecken entsprechen der Lage der Leiche.«

»Wagen Sie eine Vermutung, wodurch sie gestorben sein könnte?« fragte Kincaid.

»Also, das wäre im Augenblick reine Spekulation.« Kate knipste endlich das Mikrofon an, und erklärte, dass sie jetzt die äußerliche Untersuchung von Annabelle Hammond fortführen werde. Sie bog den Kopf des Opfers zurück, um den Hals genau sehen zu können. »Ob der Kehlkopf gequetscht ist, wissen wir erst, wenn wir das Gewebe freilegen. Der Bluterguss an der Kehle ist minimal, genau wie die Verkrampfung der Gesichtsmuskeln.«

»Sonst noch was, was ins Auge sticht?«

Kate hob zuerst die eine, dann die andere Hand von Annabelle, prüfte die langen, schmalen Finger.

»Keine mit bloßem Auge sichtbaren Haut- oder Blutpartikel unter den

Nägeln, aber wir schicken für alle Fälle Proben ins Labor.«

Nach der sorgfältigen Reinigung der Nägel klingelte Kate nach ihrem Assistenten. »Gerald, wir wollen uns jetzt den Rücken ansehen.«

Gerald drehte den schmalen Körper mit der Leichtigkeit eines erfahrenen Pflegers auf den Bauch, und Kate begann mit ihrer Untersuchung an Annabelles Hinterkopf, indem sie vorsichtig die Massen rotblonden Haars mit ihren Fingern teilte, die trotz der Gummihandschuhe schnell und geschickt arbeiteten. »Hier ist was«, sagte sie nach wenigen Minuten und sah auf. Sie benutzte ein Vergrößerungsglas, um sich die Stelle genauer zu betrachten. »Könnte sein, dass wir es mit einem Schädeltrauma aufgrund brutaler Gewalteinwirkung zu tun haben. Da ist eine Stelle mit losem Haar und Hautabschürfungen, vielleicht auch eine Schwellung. Sicher wissen wir das erst, wenn wir die Kopfhaut entfernt haben.«

Gemma schluckte und konzentrierte sich wild entschlossen auf ihr Notizbuch. Das war der Teil, den sie am meisten hasste; noch mehr als den ersten Schnitt und die Entfernung der inneren Organe. Sie hatte immer angenommen, dass dieser Bereich ihres Jobs leichter zu ertragen sein würde, je weiter die Obduktion fortgeschritten war, aber das hatte sich als Irrtum erwiesen. Seltsamerweise war es immer besonders schlimm, wenn der Körper so unversehrt war wie dieser.

»Was ist mit Fremdflüssigkeiten?« hörte sie Kincaid fragen, während sie auf ihre Notizen starrte.

»Die Abstriche haben nichts ergeben, und ich habe - oberflächlich betrachtet - nichts entdecken können. Das gilt auch für Spuren von Geschlechtsverkehr.«

»Keine Hinweise also, dass es sich um ein Sexualverbrechen handeln könnte?«

»*Es sei denn, es war ein Verrückter, der nur was brauchte, um hinterher seine Phantasie zu beflügeln*«, antwortete Kate abwiegend. »Aber selbst so einer lässt meistens was zurück.«

Als Kate mit Annabelles Rückseite fertig war, und Gerald die Tote erneut umgedreht hatte, sagte sie:

»Falls ihr nichts wisst, wonach ich im Besonderen suchen soll, fange ich jetzt mit den inneren Organen an.«

Kincaid schüttelte den Kopf und fing Gemmas Blick auf. Er wusste, dass

sie um Beherrschung rang, wollte sie jedoch nicht mit einer Bemerkung in Verlegenheit bringen. Seiner Miene war anzusehen, dass ihn das, was kommen musste, ebenfalls nicht begeisterte.

Kate wählte ein Skalpell aus dem Sortiment auf dem Instrumententablett und sagte ins Mikro: »Also gut. Fangen wir mit einem Y-Schnitt an.«

Gemma konzentrierte sich darauf, ruhig durch die Nase zu atmen und Kates Kommentare in ihr Notizbuch einzutragen. Weiblich und gesund. Vermutlich Gelegenheitsraucherin. Keine Anzeichen einer Schwangerschaft oder früherer Schwangerschaften.

Nachdem sie die inneren Organe entfernt und gewogen hatte, sagte Kate: »Wir schicken den Mageninhalt ins Labor ... Das Ergebnis dürfte nicht lange auf sich warten lassen. Sehen wir uns jetzt mal den Hals an.«

Gemma sah gerade lange genug auf, um festzustellen, dass das Skalpell an Annabelles weiße Kehle angesetzt wurde. Dann zwang sie den Blick zurück auf ihre Notizen.

»Seht euch das an.« Kate klang, als habe sie in einem Silvesterknallbonbon was Hübsches gefunden. »Da sind Blutergüsse auf dem Gewebe, die auf der Haut nicht zu sehen waren. Seltsam, aber es kommt vor. Und der Kehlkopf ist intakt.«

»Was heißt das? Ist sie nicht erwürgt worden?« fragte Kincaid stirnrunzelnd.

»So kann man das nicht sagen. Es ist nur nicht offensichtlich. Und es besteht immer die Möglichkeit, dass durch eine Vagusreizung ein Herzstillstand eingetreten ist. Aber sehen wir uns erst die Kopfverletzung an.«

Gemma holte tief Luft und hielt den Blick stur auf Annabelle Hammonds Zehen gerichtet.

Trotz Einnahme eines Beruhigungsmittels hatte Reg Mortimer schlecht geschlafen. Er hatte von Annabelle geträumt, unzusammenhängende Sequenzen, in denen sie ihn entweder fortgeschickt oder wütend wegen etwas attackiert hatte, an das er sich nicht erinnern konnte. Im letzten Traum waren sie wieder Kinder gewesen, und er hatte hilflos zugesehen, wie sie in eine steile Schlucht stürzte ... und plötzlich war er derjenige gewesen, der sich im freien Fall befand, bis er mit trockenem Mund und Herzklopfen aufgewacht war.

Er zwang sich, ein Bad zu nehmen und sich anzuziehen, eine Schüssel Cornflakes zu essen und eine Tasse Tee zu trinken, wobei das merkwürdige Gefühl anhielt, dass nichts wirklich war und er jeden Moment aufwachen und feststellen würde, dass alles - sogar das Ankleiden - nur ein Traum gewesen war.

Gegen halb neun Uhr hatte er es in seiner Wohnung nicht mehr ausgehalten, und nicht einmal die geliebte Aussicht auf die Themse von seinem Wohnzimmerfenster aus hatte ihn ablenken können. Er hatte die verspielte Illusion geliebt, die das Haus wie das architektonische Mimikry eines großen Passagierdampfers erscheinen ließ. Jetzt plötzlich plagte ihn die Vorstellung, das Gebäude habe Schlagseite, könne kentern und alles mit sich in die Tiefe reißen.

Reg blinzelte gegen das Schwindelgefühl an, und nahm seine Schlüssel vom leeren Tisch. Der Lift trug ihn in die Halle hinunter und in einen herrlichen Morgen hinaus. Er wandte sich unwillkürlich Richtung Süden und ging auf dem Uferpfad und am gleißenden Band der Themse entlang in die West Ferry Road und von dort um die Ecke in die Ferry Street.

Der Anblick des blauweißen Absperrungsbandes, das vor der Tür zu Annabelles Wohnung flatterte, ließ ihn abrupt stehenbleiben. Ein Polizist in Uniform stand neben einem Lieferwagen und sprach mit einem Mann im weißen Overall. Reg beobachtete die beiden einen Moment und zwang sich dann, an ihnen vorbeizugehen. Welcher Impuls ihn auch getrieben haben mochte, er hatte sich in Luft aufgelöst.

Trotzdem wusste er jetzt, wohin er sich wenden musste.

Nachdem er unter dem Fluss hindurch zum anderen Ufer gelaufen und halbwegs die Anhöhe in Greenwich hinaufgestiegen war, war er in Schweiß gebadet. Er bog in den Emerald Crescent am unteren Ende ein, und seine Schritte verlangsamten sich, je stärker das Gefühl der Unwirklichkeit in ihm wurde. Über der Gasse lag die typische Stille eines Sonntagmorgens, wenn die Familien ausschlieften oder sich beim Frühstück und der Morgenzeitung Zeit ließen. Vogelgezwitscher drang aus den Hecken, und jeder Gedanke an den Tod erschien grotesk.

Als er sich dem oberen Ende der Gasse näherte, stieg das Land zu seiner Linken steil an. Zwischen den dicken Stämmen der Bäume am Abhang hindurch schimmerte William Hammonds blassblaue Haustür. Vor ihm, dort, wo die Straße eine scharfe Biegung nach rechts machte, lag Jos

quadratisches Haus am Fuß des Hanges an der Straße. Die rückwärtigen Gärten der beiden Grundstücke grenzten aneinander, waren jedoch nicht durch eine Tür miteinander verbunden.

Jo und Martin Lowell hatten das Haus gekauft, als Isabel Hammond schwer krank geworden war.

Während es für Reg undenkbar schien, neben seinem Vater zu wohnen, konnte er Jos Wunsch verstehen, sich in der Nähe der Eltern anzusiedeln. Seine Familie hatte in einem georgianischen Stadthaus in Knightsbridge gewohnt, und als er als Kind hierhergekommen war, war er sowohl von der idyllischen Atmosphäre der schmalen Straße als auch vom Haus der Hammonds fasziniert gewesen.

Geduckt am Hang liegend, von Bäumen geschützt, war es ihm geradezu märchenhaft erschienen.

An diesem Morgen jedoch wollte er nicht zu Jo ... er konnte und wollte noch nicht darüber nachdenken, was dort am Freitagabend geschehen war. Plötzlich fiel ihm ein, dass Jo bei William sein könnte, und er zögerte einen Moment. Dann zuckte er die Schultern und begann den Treppenweg über den mit Efeu überwucherten Hang hinaufzusteigen. Er musste nichts befürchten. Jo würde vor ihrem Vater nichts sagen.

Ein Geräusch ließ ihn herumwirbeln, und er hätte beinahe auf der steilen Treppe seine Balance verloren. Er hätte schwören können, ein helles, leises Lachen zu hören, aber er konnte niemanden sehen. Dann, als er sich wieder dem Aufstieg zuwandte, flackerte am Rand seines

Blickfeldes ein Bild auf... von einem Mädchen, das vor ihm davon- und die Treppen hinaufrannte. Sie hatte nackte Beine, und ihr rotes zu einem langen Zopf geflochtenes Haar hüpfte auf ihrem Rücken auf und ab.

Blinzelnd schnappte er nach Luft. Da war niemand. Er schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kam, und stieg langsam weiter hinauf. Schlafmangel, keine regelmäßigen Mahlzeiten und zu viele rückwärtsgewandte Gedanken, dachte er.

Als er Williams Haustür erreicht hatte, hatte er sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden.

William Hammond öffnete selbst. Reg sah ihn an und erkannte, dass er bis zu diesem Zeitpunkt William Hammond nie für einen alten Mann gehalten hatte. Als Kind hatte er ihn so sehr bewundert, dass er sich dieses Bild von ihm bewahrt hatte. An diesem Morgen jedoch schien

William in sich zusammengesunken, wirkte in seinem schwarzen Anzug gebrechlicher, als er war, und seine Haut war plötzlich welk.

Reg schluckte. »Mr. Hammond«, begann er. »Mein herzliches Beileid. Kann ich irgendetwas tun?«

William lächelte und streckte seine Hand aus, die zitterte, als habe er Schüttellähmung. »Reginald, mein Junge. Wie lieb von dir, dass du vorbeischaust. Komm rein. Trink eine Tasse Tee mit mir.«

Reg folgte ihm durchs Haus und in die Küche. William stellte den Wasserkessel auf und bedeutete Reg, sich zu setzen. »Jo wollte Kekse rüberbringen, aber bisher hat sie's wohl noch nicht geschafft.«

»Macht nichts, Mr. Hammond. Schätze, Jo hat heute Morgen genug um die Ohren.«

»Ja, ja. Sie hat alles in die Hand genommen. Die ganze Telefoniererei und so. Sie und Annabelle sind Organisationstalente ... wie ihre Mutter.«

William stellte kobaltblaue und rostrote Teetassen aus hauchdünnem Porzellan auf ein Tablett und griff nach einem hell gemusterten Paket Ceylon-Tee mit dem Warenzeichen der Firma Hammonds. Annabelle hatte die Mischung selbst zusammengestellt, und es war ihr Lieblingstee gewesen.

Reg unterdrückte den Impuls, aufzuspringen und William das Paket aus der Hand zu reißen. »Haben Sie was dagegen, wenn wir lieber den Assam nehmen? Irgendwie kann ich nicht ...«

William schien erst jetzt zu merken, was er in der Hand hielt. »O natürlich! Ganz richtig ...« Er stand einen Moment da, als habe er durch die Unterbrechung die Orientierung verloren. Dann tauschte er die Teepakete aus und fuhr methodisch mit seinen Vorbereitungen fort. Nachdem er die Kanne mit heißem Wasser vorgewärmt hatte goss er Tee auf und trug das Tablett zum Tisch. Reg bemerkte, dass seine Hände nicht mehr zitterten.

Tatenlos warteten sie zwischen dem Ticken der Eieruhr und den Schlägen der Standuhr in der Diele darauf, dass der Tee zog. Reg, den die Stille keineswegs verlegen machte, sah sich in der ihm so vertrauten Küche um. Hier hing seit seiner Kindheit Williams Sammlung von gerahmten Werbezeichnungen der Firma Hammond's. Die ältesten Exemplare stammten aus dem Jahr 1880, als ein junger Mann namens John Hammond seinem Chef aus der Mincing Lane gekündigt und sich

als erster Teehändler auf der Isle of Dogs niedergelassen hatte. Er war Williams Urgroßvater gewesen.

»Die habe ich immer geliebt.« Reg deutete auf die Schwarzweißzeichnungen. »Besonders die aus der *London Illustrated News*.«

»Ja. Das hier war Annabelles Lieblingszeichnung. Ich meine die mit den kleinen Chinesen.«

Während eine hübsche Frau in der Kleidung der Viktorianischen Zeit in einem Liegestuhl döste, versuchte ein ganzer Schwarm winziger Chinesen eine Blechbüchse Tee an die Tischkante zu schieben, wo eine Kanne und eine Tasse warteten. »Jetzt würde man sie vermutlich für rassistisch halten. Für mich hatte das Plakat immer was sehr Charmantes. Und Annabelle hat ständig Geschichten über die Chinesen erfunden ... ihnen sogar Namen gegeben ... wenn ich mich recht erinnere. Ihre Gesichter sind so individuell verschieden.« William starrte lange auf die Skizze. Dann sagte er leise.

»Ich fürchte, ich habe es noch gar nicht begriffen. Nicht wirklich, jedenfalls.«

»Haben Sie schon mit der Polizei gesprochen?«

»Der Polizei? Nein. Aber Jo hat das getan. Sie sagt, wir können sie nicht beerdigen ... kein offizielles Begräbnis organisieren, weil ...« Die Eieruhr klingelte, und William griff offensichtlich erleichtert nach der Teekanne. Er schob seine Brille hoch und goss vorsichtig etwas Milch in seine Tasse, bevor er Tee hineingab. *Zuerst die Milch, nachdem man die Teeblätter mindestens fünf Minuten in einer vorgewärmten Kanne hat ziehen lassen.* Das hatte Annabelle Reg beigebracht, als sie noch Kinder gewesen waren. Und sie wiederum hatte es von ihrem Vater gelernt.

Und wie ihr Vater hatte sie stets auf echtem Porzellan beharrt mit dem Argument, dass die Entwicklung englischen Porzellans und die Kultur des Teetrinkens untrennbar miteinander verbunden seien. Dabei war es für sie auch eine Frage der Ästhetik gewesen. Sie hatte nicht nur behauptet, das Porzellan beeinflusse den Geschmack des Tees, sondern die Vollkommenheit des Teerituals war ihr ebenso wichtig gewesen wie die Qualität des Tees selbst.

Reg zwang sich zurück in die Gegenwart. »Kann mir nicht vorstellen,

dass die Polizei gefühllos sein will«, bemerkte er, wenn er auch den Gedanken an die Gründe der Polizei, Annabelles Leiche nicht freizugeben, verdrängte. »Man versteht ja, dass sie gründlich sein müssen.« Er griff nach seiner Tasse und gab einen Löffel Zucker in den Tee. Annabelle hatte ihn solange gequält, bis er seinen Zuckerkonsum pro Tasse von zwei auf einen Löffel reduziert hatte. Sie hatte darauf beharrt, dass zuviel Zucker den Geschmack des Tees verderbe. Er fügte einen zweiten Löffel Zucker hinzu und rührte um.

»Ich begreife nicht, wie so etwas passieren konnte«, sagte William stockend. »Sie haben gesagt, dass sie im Park war ... Aber was hatte sie nachts allein im Mudchute zu suchen? Annabelle wäre doch nie so dumm gewesen ...«

Sicher nicht, dachte Reg, aber hatte auch nur einer von ihnen Annabelle wirklich gekannt? Und wie hatte ihr Tod zufällig sein können? Ein grotesker Zufall, unabhängig von den Ereignissen der vergangenen Tage? Doch darüber nachzudenken, sträubte sich alles in ihm, und er weigerte sich, die Kette der Möglichkeiten bis zu einer wahrscheinlichen Erklärung weiterzuverfolgen.

William sah auf, und ihre Blicke kreuzten sich. Er zog eine Grimasse.

»Es tut mir so unendlich leid, mein lieber Junge. Ich wollte damit nicht sagen, dass du in irgendeiner Form nachlässig gewesen bist.

Muss schon schwierig genug für dich sein. Alle deine Pläne ...«

Wie hätte er William sagen sollen, dass es Monate her war, seit Annabelle gewillt gewesen war, über ihre Hochzeit zu sprechen? Dass, als er sie unverblümt gebeten hatte, ein Datum festzusetzen, sie ihm das verweigert hatte? Er hob seine Tasse mit beiden Händen und nippte am Tee. Er war noch zu heiß, aber die Mischung von Schmerz und Wohlbefinden auf den empfindlichen Geschmacksnerven war ihm willkommen. Alles war besser als diese Taubheit. »Sie und ich wissen, wie eigensinnig Annabelle sein konnte«, begann er vorsichtig. »Und wir haben beide gelernt, dass es meistens leichter war, ihr ihren Willen zu lassen, als zu kämpfen und die Schlacht zu verlieren. Aber diesmal habe ich sie zu weit gehen lassen ...« Tränen traten in seine Augen.

William streckte verlegen die Hand aus, tätschelte seine Schulter. »Du darfst dir keine Vorwürfe machen. Du hast recht. Annabelle hat immer nur das gemacht, was sie wollte. Aber sie war trotzdem ein liebes

Mädchen, war alles, was ein Vater sich hat wünschen können.« Seine Gesichtsmuskeln zuckten, als die Gefühle ihn zu überwältigen drohten, und er wandte den Blick ab, starrte auf das Küchenfenster und in die Blätterkulisse hinaus.

Reg ließ ihm Zeit. Ohne zu fragen, schenkte er etwas Milch in Williams Tasse nach, füllte sie mit frischem Tee aus der Kanne, stand auf und nahm den noch immer kochenden Wasserkessel vom Herd.

Nachdem er heißes Wasser in die Kanne nachgegossen hatte, wandte er sich erneut dem Herd zu und starrte wie William aus dem Fenster. Er fühlte, wie sich die Luft um sein Gesicht bewegte, schwer wie eine Hand, wärmer als seine Haut; sie schien keinerlei Kraft zu haben, den Schweiß zu trocknen, der in seinen Hemdkragen rann.

Jos Kinder spielten im Garten nebenan. Er hörte den an- und abschwellenden Klang ihrer Stimmen wie eine Radiosendung aus einem fernen Land. Es hätte seine Stimme sein können, die er wahrnahm, vermischt mit Jos und Annabelles, als sie vor Jahren in diesem Garten gespielt hatten ... War er in ihrer Kindheit auch schon so grün gewesen? Vielleicht, denn er erinnerte sich plötzlich, dass Annabelle gern so getan hatte, als sei er der Dschungel von Sri Lanka, und die Rhododendronhecke ihrer Mutter eine Teeplantage. Er überlegte, ob es wohl eine genetisch bedingte Veranlagung für Leidenschaften gab, denn in Annabelle hatte sich Williams Begeisterung für Tee unvermindert und in Reinform fortgesetzt, während das Thema bei Jo nie mehr als höfliches Interesse wecken konnte.

Als sie noch zu klein gewesen war, um die komplizierteren Texte in den Büchern des Vaters zu verstehen, hatte Annabelle gefordert, die Bilder erklärt zu bekommen. Sie hatten ihre Phantasie beflügelt. An einem regnerischen Frühjahrstag im Garten hatte sie beschlossen, Teepflücken zu spielen. Es solle der feinste Tee, königlicher Tee sein, hatte sie erklärt, als sie Reg und Jo mit Körben ausgerüstet und instruiert hatte, nur den Trieb und das oberste Blatt von jedem Zweig zu brechen.

Man hatte sie erst entdeckt, als die armen Rhododendronbüsche fast kahl gewesen waren. Und als sie von der wütenden und verblüfften Mutter zur Rede gestellt wurde, *hatte* Annabelle nur gebrüllt, sie hätte ihre Arbeit eben gründlich erledigt. Danach hatte sie eine Woche Zimmerarrest gehabt.

»Erinnern Sie sich noch daran, wie Annabelle die Rhododendronbüsche abgepflückt hat?« fragte er.

William lächelte. »Und als ihre Mutter sie schließlich wieder aus dem Zimmer gela *ssen* hat, hat sie beim Versuch, die Blätter zu trocknen, fast den Geräteschuppen niedergebrannt.« Reg ging um den Tisch herum und setzte sich langsam. Er legte die Hände um die Wedgwood-Tasse und starrte auf den dünnen Film, der sich über dem Tee bildete, ihn trübte, so wie die Zeit ihre Erinnerung trüben würde, und Annabelles klare Konturen unter dem Schleier liebenswerter Selbsttäuschung verschwimmen würden. Sie würde zu dem »lieben Mädchen« werden, das William in ihr sah, und die Illusionen des Vaters würden von der mehr als in nur einem Punkt fehlerhaften Person unbeeinträchtigt bleiben, die Annabelle verkörpert hatte.

Reg sah auf, begegnete Williams Blick. »*Nichts* war Annabelle wichtiger als die Firma, das weiß ich jetzt.« Reg hörte erstaunt die Kälte in seiner Stimme und fuhr trotzdem fort: »Wir müssen so weitermachen, wie sie es gewollt hätte. Soviel sind wir ihr schuldig.«

Janice Coppin nahm einen letzten Biss von ihrem Doughnut und wischte die Zuckerkristalle von ihrem Schreibtisch. Sie trank einen Schluck Kaffee, um die Süße hinunterzuspülen, ordnete die Papiere neu und runzelte die Stirn. Nur zähneknirschend war sie der Anweisung von Mister Scotland Yard gefolgt, der sie zu Reg Mortimers Wohnung geschickt hatte. Sie hatte Mortimer zwar für einen Blender gehalten und war kaum beglückt gewesen, zusehen zu müssen, wie ihm angesichts der Hiobsbotschaft, bleich und grün im Gesicht, auch der letzte Rest von Charme abhandengekommen war.

Aber vielleicht tat sie dem Superintendent unrecht. Es gab schlimmere Pflichten, einschließlich der Aufgabe, die Kincaid am vergangenen Abend auf sich genommen hatte ... nämlich die Schwester der Toten zu informieren und sie zum Leichenschauhaus zu begleiten. Außerdem hatte er sie tatsächlich gefragt, ob sie der Obduktion an diesem Morgen beiwohnen wolle - und sie hatte es nicht über sich gebracht zuzugeben, dass ihr dazu der Mumm fehlte, und sie es nicht ertragen hätte, sich vor ihm zu blamieren.

Es war sogar entfernt möglich, nahm sie an, dass, als Kincaid ihr am Vorabend gesagt hatte, sie solle nach Hause gehen und nach ihrer

Familie sehen, dies nicht als gönnerhafte Geste einer Frau gegenüber gemeint gewesen war. Sein weiblicher Sergeant hatte erwähnt, ebenfalls einen kleinen Jungen zu haben. Schon aus diesem Grund musste er mit den Schwierigkeiten alleinerziehender Mütter vertraut sein.

Janice fragte sich, ob die beiden ein Verhältnis hatten. Sie spürte eine stumme Vertrautheit zwischen ihnen, die weit über die Erfordernisse des *Jobs* hinausging. *Natürlich war ihr das gleichgültig...* wenn Sergeant Gemma dumm genug war, sich mit einem Vorgesetzten einzulassen, war das ihr Problem.

Falls sie Kincaid jedoch tatsächlich etwas Sensibilität zutrauen durfte, sollte sie seinen Ratschlag vielleicht doch überdenken. So etwas wie einen unwichtigen Zeugen gäbe es in einem Mordfall nicht, hatte er gesagt.

Das war ihr Bezirk, ihre Gegend. Sie kannte Vergangenheit und Gegenwart der Leute, alles Dinge, von denen Außenseiter keine Ahnung hatten. Es wurde Zeit, dass sie *dieses* Wissen zu ihrem Vorteil nutzte. Sie wollte noch einmal mit dem alten George reden, auch wenn es sie die Entschuldigung für einen längst verjährten Fehltritt kostete.

Eins nach dem anderen, dachte sie. Sie stand auf, warf die Tüte, die den Doughnut enthalten hatte, in den Papierkorb und schnippte Krümel von ihrem Jackett. Reg Mortimers Beschreibung des Straßenmusikanten im Tunnel hatte sie augenblicklich an den abtrünnigen Sohn von Lewis Finch denken lassen, jenem lokalen Bauunternehmer, der sich mit dem Wiederaufbau der Docklands einen Namen und ein Vermögen gemacht hatte. Sie konnte sich nicht denken, welche Verbindung Gordon Finch zu der verstorbenen Annabelle Hammond gehabt haben sollte, hatte jedoch eine recht gute Vorstellung davon, wo sie ihn finden würde.

Die drei Apartmenthäuser am Ende der Ferry Street waren Ende der siebziger Jahre in der letzten Phase des hochfliegenden Wohnungsbauplans am Fluss entstanden, der aufgrund der Rezession auf dem Ölmarkt gescheitert war. Nur kühn aufragende Dachsilhouetten waren hinter der Backsteinmauer und den gut eingewachsenen Privatgärten sichtbar, die zwischen den Häusern und der Straße lagen. Allerdings waren schon diese Details spektakulär genug, um in Kincaid den Wunsch zu wecken, die Häuser vom Fluss aus sehen zu können. Janice Coppin hatte ihn in bezug auf die Gegend aufgeklärt... als sie

vergangenen Abend die Adresse gehört hatte, hatte sie die Nase gerümpft und erklärt, die Häuser sähen wie vom Einsturz bedrohte Kartenhäuser aus: Jetzt musste Kincaid angesichts der treffenden Beschreibung unwillkürlich lächeln. Trotzdem gefiel ihm das Spielerische an dem geometrischen Konzept, und er wünschte, ein besseres wirtschaftliches Klima hätte die Fertigstellung des Projekts erlaubt.

Nach Janice' Aussage war die wirtschaftliche Situation in den folgenden Jahren einem ständigen Auf und Ab unterworfen gewesen. Erst vor kurzem war ein altes Gebäude, das zwischen den Privatgärten und der Ferry Street stand, zu Apartments umgebaut worden, und genau dort hatte Annabelle Hammond gewohnt.

Die Tür zu Annabelles Apartment lag an einer Seitenstraße, einem kurzen gepflasterten Streifen, der direkt zum Fluss hinunterführte. Eine Bronzetafel im Betonsockel des Hauses informierte Kincaid darüber, dass es sich hier um das Johnsons Drawdock handelte und die Anlegestelle der alten Fähre nach Greenwich gewesen war. Er drehte sich um und sah über die Ferry Street hinweg. Dabei stachen ihm die grellroten und blau gemusterten Waggons der Docklands Light Railway auf der anderen Straßenseite ins Auge, die über das alte Millwall Viadukt und in die Haltestelle Island Gardens donnerten.

Das Absperrband von Scotland Yard flatterte quer vor dem in einer Mauernische liegenden Eingang.

Dort stand Gemma und unterhielt sich mit einem uniformierten Polizeibeamten, der offenbar als Wache vor der Wohnung des Opfers abgestellt worden war. »Die Jungs waren einen Tick zu ungeduldig mit dem Schloss«, erklärte der Constable gerade, als Kincaid zu den beiden trat. »Ich soll hierbleiben, bis wir's repariert haben.«

»Machen Sie eine Teepause«, sagte Gemma. »Vielleicht kriegen Sie auch irgendwo was zu essen«, fügte sie mit einem fragenden Blick auf Kincaid hinzu.

Kincaid nickte. »Schätze, wir brauchen hier 'ne Weile. Zeit genug für eine kleine Pause, wenn Sie wollen.«

»Klar doch, Sir. Heißen Dank.« Er winkte ihnen zu und ging über die Straße in Richtung Park.

Kincaid zog die Augenbrauen hoch, als er die Reste von Annabelle Hammonds Türschloss begutachtete. »Da scheint jemand mit den Brecheisen hantiert zu haben.«

»Wie nachlässig von ihr, uns keinen Schlüssel hinterlassen zu haben«, bemerkte Gemma, als sie die Tür weit aufstieß. Kincaid folgte ihr. Er musterte Gemma besorgt. Zu sarkastischen Bemerkungen neigt sie meist nur, wenn sie etwas bedrückte. Dann fiel die Tür hinter ihm zu, und plötzlich schienen sie sich in der Diele wie in einem geräusch-losen Vakuum zu befinden. Die Stille begann in *Kincaids* Ohren zu dröhnen. »Gute Schalldämpfung«, bemerkte er, knipste das Licht an und hob die Post auf, die auf dem Fußboden verstreut lag. Nachdem er die Briefe hastig durchgeblättert hatte, legte er sie auf einen Tisch an der Wand. »Nichts Aufschlussreiches? Keine Briefe, die sie an sich selbst adressiert hatte?«

»Nichts dergleichen. Nur Rechnungen, wie mir scheint.« Er sah von Gemma zu den geschlossenen Türen entlang des T-förmigen Korridors. »Ene mene ming mang ...?«

Gemma überlegte und deutete dann auf die Tür am anderen Ende des kurzen Balkens des Ts. »Die da!«

»In Ordnung.« Der sandfarbene Berberteppich fühlte sich weich unter *seinen* Sohlen an, als er den Gang entlangging. »Keine Unkosten gescheut, was den Teppich betrifft«, murmelte er.

»Nirgends Unkosten gescheut, würde ich meinen«, sagte Gemma dicht hinter ihm. »Eine Wohnung in diesem Haus muss eine Stange Geld gekostet haben.«

Er öffnete die Tür und fand sich im Wohnzimmer wieder. Sie standen auf der Schwelle und staunten.

Vor ihnen lag ein großer, schlicht eingerichteter Raum mit spärlicher Möblierung in neutralen Sand- und Weizentönen. An der gegenüberliegenden Seite führte eine hohe Glastür in einen Garten auf der Rückseite des Gebäudes hinaus, und es war das Grün, das die Glasfenster einfingen und das den zentralen Blickfang des Raumes bildete.

»Phantastisch«, murmelte Gemma und trat näher. »Wie idyllisch. Sie muss den Garten geliebt haben.«

Von einem kleinen, mit Platten ausgelegten, quadratischen

Terrassenplatz führten einige Stufen in die Oase zwischen hohen Mauern. Ein weißer Holztisch und Stühle standen unter den Bäumen am hinteren Ende. Einige Töpfe mit Blütenpflanzen waren die einzigen Farbtupfer, und auf der teppichartigen, sattgrünen Rasenfläche lag verlassen ein Croquetset, als sei jemand mitten im Spiel abgerufen worden.

Dieser Garten, der nur auf seine Besitzerin zu warten schien, vermittelte Kincaid ein viel stärkeres Gefühl vom Verlust eines Lebens, als er das beim Anblick von Annabelle Hammonds Leiche im Leichenschauhaus empfunden hatte.

Er wandte sich ab und sah sich neugierig im Zimmer um. Die Spurensicherung war hier offenbar gefühlvoller vorgegangen und hatte, abgesehen von Resten des Puders zur Sicherung von Fingerabdrücken, kaum Spuren ihrer Arbeit hinterlassen. In der linken Wand befand sich ein offener Kamin mit Glaseinsatz, der von maßgefertigten Bücherregalen eingefasst wurde. Die Lektüre anderer Menschen faszinierte Kincaid immer wieder aufs Neue. Er ging sofort darauf zu, um sich die Titel genauer anzusehen.

In den Regalen standen zahlreiche Bestseller und eine Handvoll Romane, in deren Titel er die Lebensbeschreibungen erfolgreicher, vielen Widrigkeiten trotztender Frauen erkannte. Kein Buch stand für einen besonders abenteuerlustigen oder besinnlichen Geist, alle waren ordentlich zwischen Buchstützen aus Messing oder Alabaster aufgestellt, und die Buchrücken eher nach Größe und nicht nach Autor oder Inhalt sortiert. Es schien, als sei Annabelle Hammond in ihren Lesegehnheiten ebenso ordentlich gewesen wie in ihrer Haushaltsführung und als habe sie ihre Leidenschaft auf andere Dinge als auf Bücher konzentriert.

»Irgendwas Interessantes?« wollte Gemma wissen, die neben ihn trat.

»Interessant ist nur das, was nicht da ist. Und alles kommt mir geradezu krankhaft ordentlich vor.«

»Ist mir auch schon aufgefallen.« Gemma deutete auf den Couchtisch, wo penibel gestapelt etliche teure Hochglanz-Einrichtungsmagazine lagen. »Nichts deutet auf eine letzte Tätigkeit oder Beschäftigung hin ... nirgends liegen halb gelesene Bücher oder Magazine, aufgeschlagene Zeitungen, ein Korb mit Strickzeug oder andere Handarbeit herum.« Sie

wandte sich wieder der Regalwand zu und berührte die CDs, die hinter der Stereoanlage gestapelt waren »Sie mochte offenbar Musik... Auf diesem Gebiet hatte sie einen etwas intellektuelleren Geschmack. Da ist Jazz, Klassik und Pop.«

Die Hände in den Hosentaschen, nahm Kincaid seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf und blieb stehen, um in die kleine Küchennische an der Rückseite zu sehen. Dort herrschte die gleich peinliche, sterile Ordnung vor wie im Wohnzimmer. Die Küche enthielt einige wenige, teure Geräte, die einen völlig unbenutzten Eindruck machten. Im Kühlschrank standen ein Karton Milch, Orangensaft, Butter, eine Flasche Wein, Oliven. Die Auswahl erinnert Kincaid fatal an die eigenen Küchenvorräte.

»Sie muss immer auswärts gegessen oder bei einem Essensservice bestellt haben«, überlegte er laut. Gemma antwortete nicht, und als er ins Wohnzimmer zurückkam, sah er, dass sie noch immer vor dem Bücherregal stand und auf ein Foto starrte, das in einem Goldrahmen steckte.

Das Foto zeigte Annabelle allein. Sie stand in einem weizenfarbenen Kleid auf einer Wiese, lachte in die Kamera, und ihr Haar schimmerte wie geschmolzenes Rotgold in der Sonne.

»Weißt du«, begann Gemma bedächtig, »idyllisch oder friedlich ist eigentlich nichts in diesem Raum.

Ich glaube, es ist alles darauf abgestimmt, nicht mit Annabelle in Konkurrenz zu treten.« Sie drehte sich zu ihm um. »Es ist eine Kulisse. Kannst du dir vorstellen, wie spektakulär sie hier vor diesem neutralen Hintergrund ausgesehen haben muss? Du hättest dich keinen Moment von ihrem Anblick losreißen können ... obwohl das schon unter normalen Umständen vermutlich nicht leicht gewesen sein muss.«

Man konnte die wesentlichen Strukturen eines toten Gesichts erkennen, aber keine Spur eines Lächelns oder das Leuchten der Augen. Erst das Foto verlieh dem Gesicht Leben, das sie zwar als schön, jedoch ohne lebendige Persönlichkeit auf dem Obduktionstisch erkannt hatten.

Kincaid nahm das Foto, um es genauer zu betrachten. »Sie war tatsächlich sehr schön. Und vermutlich hast du recht.«

»Frage mich, wer das Bild gemacht hat«, murmelte Gemma, als sie es

ins Regal zurückstellte.

»Tippe darauf, dass ihr die Person hinter der Kamera einiges bedeutet hat. Andernfalls muss sie es glänzend verstanden haben, sich zu verstellen.«

»Auf diesem Foto hat sie was Übermütiges, wenn nicht Verwegenes an sich ... etwas, das hier in ihrer Wohnung überhaupt nicht zum Ausdruck kommt.« Kincaid machte eine Geste, die den Raum einschloss. »Glaube nicht, dass sie hier zu Hause war ... emotional gesehen, meine ich.«

»Wo hat sich Annabelle Hammond dann verwirklicht?« überlegte Gemma. »Sehen wir uns den Rest der Wohnung an.«

Im Schlafzimmer hatte Annabelle in die übliche sandfarbene Kulisse noch sanftes Meeresblau integriert, doch es war ebenso penibel sauber und aufgeräumt wie das Wohnzimmer. Kein einziges Kleidungsstück war über einen Stuhl geworfen oder lag auf dem *Boden doch ein* Blick in den Schrank entlockte Gemma einen leisen Pfiff durch die Zähne.

»Jedenfalls ist mir jetzt klar, was sie mit einem Großteil ihres Geldes gemacht haben muss«, erklärte sie und rieb die Stoffe zwischen den Fingern.

Kincaid warf einen Blick in das angrenzende Badezimmer. Die Handtücher hingen über der Heizung, ein seidener Morgenmantel baumelte an einem Haken an der Tür. »Man hat fast das Gefühl, als habe sie ständig hinter sich aufgeräumt. Keine Spur von normalem Leben.« Als nächstes öffneten sie die mittlere Tür im Flur. Dahinter lag ein kleines Büro mit einem eingebauten Schreibtisch, Aktenschränken und einem Arbeitsbereich. Auf dem Schreibtisch stand ein Drucker, daneben befand sich eine Telefonleitung und ein Modem. »Offenbar hat sie ihren Computer im Büro gelassen«, sagte Kincaid und öffnete auf der Suche nach irgendetwas Aufschlussreicherem sämtliche Schubladen.

»Schau dir das mal an.« Gemma stand vor dem Pinboard aus Kork an der Wand. »Sieht fast so aus, als habe Annabelle doch ein Privatleben gehabt.« Vorsichtig zog sie Zettel beiseite und tauschte Pins aus.

Darunter kamen Fotos zum Vorschein, auf denen Kincaid vorrangig Jo Lowell und deren Kinder erkannte. Auf einem Bild saß Annabelle in einem Garten, ein rothaariges Kleinkind auf dem Schoß. Ein älteres Paar stand neben ihr. Der Mann war groß und hatte silbergraues Haar, die Frau war eine verblichene Schönheit, die einst Annabelle ebenbürtig

gewesen sein mochte. »Ihre Eltern?« vermutete Kincaid und berührte leicht das Foto. »Mit ihrem Neffen Harry?«

»Die Taufeinladung hängt auch hier«, sagte Gemma. »Aber da ist was Komisches. Sieh dir das doch an. Es gibt einige Bilder von der kleinen Sarah als Baby, dann nichts mehr. Sieht so aus, als sei Annabelle eine liebende Tante gewesen. Trotzdem existieren keine Fotos neueren Datums von den Kindern.«

Kincaid prüfte vorsichtig den Inhalt der Pinnwand. Er entdeckte Glückwunschkarten und Speisekarten von Restaurants, Geschenkbänder, eine getrocknete Rose, die Postkarte mit einem Rossetti-Engel, der eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Annabelle aufwies, und das Programm von einer Musikveranstaltung in Island Gardens. Er sah flüchtig ein rothaariges Kind, doch bei näherer Prüfung zeigte das Foto Alterungserscheinungen. Das Kind war Annabelle selbst, da war er sicher, eine sonnengebräunte kleine Göre mit einer rotgoldenen Haarmähne und einem herzerweichenden Lächeln.

Zu ihrer Rechten stand ein hagerer Junge mit dem unverkennbar treuherzigen *Lächeln* von Reg Mortimer; auf der Linken blickte Jo Lowell düster in die Kamera. »Die drei Musketiere, so scheint es«, bemerkte er leise. Aber Gemma hatte recht. In den letzten Jahren schienen die Nichte und der Neffe in Annabelles Leben keinen Platz mehr gehabt zu haben.

»Sieh dir das an.« Gemma reichte ihm ein seitenfüllendes Foto aus dem *Tatler*. Es zeigte Reg und Annabelle in spektakulärer Abendkleidung. Untergehakt lächelten beide in die Kamera. »Das Bilderbuchpaar der Society.«

Er sah Gemma an. »He, was ist, Liebling? Du bist doch wohl nicht neidisch, oder?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie kommt mir nur so lebendig ... und vor allem ... sogar charmant vor. Wie hat es nur jemand fertiggebracht, diese Schönheit einfach auszulöschen?«

»Vielleicht wurde sie getötet, weil sie so schön war und nicht *obwohl*«, vermutete Kincaid. »Solche Schönheit kann gefährliche Eifersucht wecken.«

»Reg Mortimer scheint mir nicht der Typ für haltlose Eifersuchtsanfälle

zu sein. Aber möglich ist alles.« Gemma trat an den Tisch und streckte die Hand nach dem Anrufbeantworter neben dem Telefon aus. »Mal sehen, ob Mortimer wirklich so oft angerufen hat, wie er behauptet hat.« Sie drückte auf den Play-Knopf, und nach einem Moment hörten sie Mortimers Stimme.

»Annabelle, ich bin's, Reg. Ich bin im Ferry House.« *Es folgte eine Pause, dann fügte er hinzu:*

»Komm doch ... bitte!« *Ein Piepton beendete die Nachricht. Ihm folgte ein weiterer Piepton zu Beginn der nächsten Meldung:* »Also gut. Ich habe Strafe verdient. Aber jetzt habe ich genug gelitten, findest du nicht? Ich entschuldige mich auf Knien.«

Danach kamen noch zwei weitere Anrufe ohne hinterlassene Nachrichten. »Wieder Mortimer?«

überlegte Kincaid, doch bevor Gemma antworten konnte, begann die nächste Nachricht.

»Annabelle? Wo bist du? Ruf mich zu Hause an!« Es war eine Männerstimme, die tiefer und autoritärer klang als die von Mortimer. Es folgte der nächste Piepton und dieselbe Stimme sagte:

»Annabelle, wo, zum Teufel bist du? Hier spricht Lewis. Ruf mich zurück.«

Es folgten weitere Anrufe, ohne dass eine Nachricht auf Band gesprochen wurde, dann ertönte eine Frauenstimme: »Annabelle, es ist jetzt halb zehn. Ich weiß, du kannst es nicht vergessen haben ... wir warten auf dich.« Und wieder: »Annabelle, wo bist du? Wir sind mit dem Frühstück fertig. Wir können Sir Peter nicht länger hinhalten. Bitte ruf mich zu Hause an.«

In der letzten Anruferin erkannte Kincaid Jo Lowell, die entspannt und leicht vergnügt schien:

»Annabelle, Reg sagt, du hast ihn verlassen und er hat sich deshalb in was reingesteigert. Erlöse ihn von seinen Qualen. Ruf mich an, sobald du zu Hause bist.«

Kincaid sah Gemma an und zog die Augenbrauen hoch. »Das klingt, als hätten Annabelle und Reg Streit gehabt.«

»Ja, aber es bestätigt seine Behauptung, er habe im Restaurant auf sie gewartet.«

»Möglich«, erwiderte Kincaid skeptisch. »Könnte mit Sir Peter Reg

Mortimers Vater gemeint sein, was meinst du? Und wer ist Lewis?« Sein Handy klingelte. Während er es mit einer Hand aus der Tasche zog, strich er mit dem Rücken der anderen flüchtig über Gemmas Wange und fühlte plötzlich bei ihrem entrückten Anblick Verlangen in sich aufsteigen. Er berührte ihre Lippen mit den Fingerkuppen, hörte, wie sie schnell die Luft einzog.

Die Wohnung war schließlich völlig leer ...

»Kincaid!« meldete er sich unwirsch am Telefon.

»Janice Coppin, hier, Sir. Ich glaube, ich habe unseren Straßenmusikanten gefunden.«

Janice fing sie ab, als sie vom Parkplatz in das Limehouse-Polizeirevier kamen. Als sie Gemma zunickte, blitzte in ihren Augen kaum merklich der Schalk. »Ich habe ihn ins Vernehmungszimmer gebracht, damit er Dampf ablassen kann. Ist nicht gerade begeistert, dass er uns bei unseren Ermittlungen helfen darf.«

»Haben Sie ihm was gesagt?« fragte Kincaid.

»Nein, ich habe mir nur bestätigen lassen, wo er vorgestern Abend gewesen ist ... Gern hat er's allerdings nicht zugegeben. Habe ihm gesagt, dass wir ein Dutzend Zeugen haben, die beschwören können, dass er unten im Tunnel gewesen ist.«

»Haben Sie ihn dort gefunden? Unten im Tunnel?«

»Im Park. Island Gardens. Nach der Beschreibung wusste ich ungefähr, wer er ist. Außerdem hat er ein paar Stammplätze auf der Insel. Ist einer unserer Aktivisten in der Bürgerinitiative... trägt seinen Teil dazu bei, die Yuppies in Schach zu halten.« Ihr langer Seitenblick auf Kincaid ließ vermuten, dass sie es in ihrer Selbstzufriedenheit sogar riskierte, ihn zu reizen. »Und, *Ironie des Schicksals* ... er ist ausgerechnet Lewis Finchs Sohn.«

»Lewis Finch?« wiederholte Kincaid, und Gemma dachte an die Nachricht auf Annabelle Hammonds Anrufbeantworter. »Wer ist das, wenn ich fragen darf?«

»Unser legendärer Lewis, der Heilige von East End ... wenn man ein paar Leuten glauben darf. Ihm ist es angeblich zu verdanken, dass viele der alten Speicher und Fabriken renoviert und einer neuen Bestimmung zugeführt wurden.«

Gemma hörte die Skepsis in Janice' Stimme. »Ist das keine gute Sache?«

Janice zuckte die Schultern. »Ich kann die Argumente seiner Gegner verstehen. Sobald die meisten dieser Immobilien renoviert worden sind, kann es sich von uns - ich meine von denen, die auf der Insel großgeworden sind - keiner mehr leisten, drin zu wohnen.« Sie machte eine Kopfbewegung in Richtung Vernehmungszimmer. »Nicht zu übersehen, von wem der Sohn sein Aussehen, wenn auch nicht seine Ansichten hat. Man munkelt, Lewis sei ein Frauenheld.« Sollte Annabelle Hammond eine seiner Eroberungen gewesen sein? fragte sich Gemma und folgte den beiden anderen ins Vernehmungszimmer.

»Fangen Sie ruhig mit den Fragen an, Janice«, sagte Kincaid drinnen, und Gemma blieb auf der Schwelle wie angewurzelt stehen. Der Mann stand ihnen zugewandt in der Mitte des Raumes, die Hände tief in den Taschen seiner Drillichhose im Militarylook vergraben. Aus der Tarnanzugjacke waren die Ärmel herausgetrennt, so dass seine muskulösen, sonnengebräunten Arme nackt waren. Seit Gemma ihn zum letzten Mal gesehen hatte, war sein blondes, kurzgeschorenes Haar nachgewachsen, und er trug jetzt einen goldenen Ring im linken Ohr. »Sie haben kein Recht, mich einfach hier festzuhalten«, begann er, und sie erinnerte sich, wie sehr sie seine gebildete Stimme und Ausdrucksweise damals überrascht hatte. »Sie lassen mich jetzt entweder gehen, oder ich rufe meinen An...« Er sah sie und verstummte. *Seine Überraschung, überlegte Gemma, muss noch größer sein als meine, denn jetzt wurde ihr klar, dass sie bereits unbewusst diesen Mann mit Reg Mortimers Beschreibung in Verbindung gebracht hatte. Einige Monate lang hatte er vor dem Sainsbury-Kaufhaus an der Liverpool Road Klarinette gespielt, bis er zu einem ständigen, wenn auch rätselhaften Teil ihres Lebens geworden war. Obwohl er selten etwas gesagt oder gelächelt hatte, hatte sie sich auf unerklärliche Weise zu ihm hingezogen gefühlt. Als sie es schließlich gewagt hatte, ihn anzusprechen, war seine Antwort so brüsk ausgefallen, dass sie sich wie eine Idiotin vorgekommen war. Und kurze Zeit später war er aus der Gegend verschwunden. Seither hatte sie ihn nicht mehr gesehen.* Janice Coppin setzte sich, schaltete das Tonbandgerät ein, sprach das Datum aufs Band und wandte sich an den Straßenmusikanten: »Ihr Name

bitte. Ist fürs Protokoll.«

Ohne den Blick von Gemma zu wenden, sagte er: »Finch. Gordon
Finch.«

»Setzen Sie sich, Mr. Finch.« Janice Coppin rückte ihren Stuhl in die Mitte des Vernehmungstisches.

Nach kurzem Zögern sank Gordon Finch widerwillig auf den Stuhl ihr gegenüber. Kincaid und Gemma setzten sich leicht zurückversetzt rechts und links neben Janice, so dass letztere automatisch in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückte.

Gemma war froh, dass Kincaid Janice die Vernehmung überlassen hatte. Das gab ihr die Gelegenheit, den Straßenmusiker zu beobachten, der es tunlichst vermied, sie anzusehen. Es war einige Zeit her, seit sie ihm zum letzten Mal begegnet war, und sie hatte das Gefühl, dass er noch schlanker geworden war. Jedenfalls wirkten seine Züge noch prägnanter und hagerer. Sein dichtes Haar stand in wirren Büscheln dort vom Kopf, wo er es mit den Fingern zerwühlt hatte, und Bartstoppeln warfen einen dunkleren Schatten auf sein Kinn.

»Ich will meine Ruhe«, erklärte er. »Sie haben kein Recht, mich hier ohne Anwalt festzuhalten.« Wie viele Straßenmusiker, fragte sich Gemma, hatten wohl einen Anwalt, der auf Abruf bereitstand?

»Es steht Ihnen frei, Ihren Anwalt anzurufen, Mr. Finch«, entgegnete Janice. »Niemand erhebt Anklage gegen Sie, wir brauchen lediglich Ihre Hilfe. Beantworten Sie uns einfach ein paar Fragen.«

»Was für Fragen?« erkundigte sich Finch misstrauisch.

Janice legte sorgfältig ihr Notizbuch auf den Tisch. »Sie wissen natürlich, dass auf der Straße und freien *Plätzen* zu musizieren ein Verstoß gegen ...«

»Mein Gott, lassen Sie den *Quatsch*, Inspector. Es ist Sonntagnachmittag ... die beste Zeit der Woche, und wahrscheinlich bin ich durch Ihre Schuld jetzt meinen Standplatz für heute los. Falls Sie mir eine Geldstrafe wegen unerlaubten Musizierens auf der Straße aufbrummen wollen, dann tun Sie's.

Wenn nicht, dann lassen Sie mich wieder zu meiner Arbeit zurückkehren, bevor die Ausflügler ihre Kinderwagen und Picknickkörbe zusammenpacken und nach Hause gehen.« Er schob den Stuhl provokativ zurück, blieb jedoch sitzen.

Kincaid umfasste sein Knie mit den Händen und lächelte, was bedeutete, dass er nicht die Absicht hatte, das Gespräch zu beenden. »Sind Sie ein guter Beobachter, Mr. Finch? Scheint mir, dass Ihre besondere Tätigkeit Ihnen die einzigartige Gelegenheit verschafft, die Kapricen der menschlichen Natur sowie das alltägliche Geschehen auf Straßen und in Parks zu beobachten.«

»Kapricen?« Gordon Finch starrte ihn an, und Gemma verzeichnete heimlich einen Pluspunkt für Kincaid. »Was, verdammt noch mal, soll das heißen?«

Kincaid grinste. »Kann mir offen gestanden nicht vorstellen, dass Sie verbal überfordert sein sollten, Mr. Finch, aber ich will Ihnen gern ganz genau sagen, was ich meine. Sie sind der ideale Zeuge. Sie können beobachten, ohne dass die Leute Sie wirklich wahrnehmen. Wie viele Menschen, die an Ihnen vorbeikommen, meinen Sie, können später noch sagen, wie Sie angezogen waren? Oder welches Stück Sie gespielt haben?«

Finch zuckte die Schultern. Doch Gemma sah Interesse in seinen hellgrauen Augen aufblitzen.

»Vielleicht zehn Prozent. An einem guten Tag.«

Gemma spürte, wie Janice *Coppin* an ihrer Seite angesichts von Kincaids Vernehmungsmethoden unruhig zu werden begann.

»Frustrierend, möchte ich sagen«, fuhr Kincaid im Konversationston fort. »So wenig beachtet zu werden. Fast wie ein Geiger in einem italienischen Restaurant.«

»Sind doch nur Ausflügler. Was soll man da sagen?« Finch zuckte die Schultern. »Aber es gibt etliche, die zuhören, einige, die sogar wiederkommen«, fügte er hinzu und warf Gemma kaum merklich *einen Blick zu*.

Sie senkte die Augen, studierte seine Hände. Obwohl er jetzt einen entspannteren Eindruck machte, hatte er die Hände linkisch auf die Tischplatte gelegt, so als fehle ihm seine Klarinette.

»Am Freitagabend haben Sie im Greenwich-Fußgängertunnel Musik gemacht«, fuhr Kincaid fort.

»Ich möchte, dass Sie uns erzählen, was Sie dort beobachtet haben.«

»Verzeihung... ich kann Ihnen nicht folgen.« Finch runzelte leicht die

Stirn.

»Ist irgendetwas Ungewöhnliches passiert?« Kincaid beugte sich vor, als könne er so eine Antwort erzwingen.

Finch dachte einen Moment nach, dann schüttelte er den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Worauf genau wollen Sie raus?«

»Müsste um halb zehn Uhr abends gewesen sein ... stimmt das, Inspector?« Kincaid sah Janice an.

Janice tat so, als müsse sie erst in ihrem Notizbuch nachsehen. Gemma hatte das Gefühl, dass sie über die Zeit genau im Bilde war. »Ja, Sir. Zwischen halb zehn und zehn Uhr.«

»Gegen halb zehn sind ein Mann und eine Frau zusammen in den Tunnel gekommen ... und zwar von Greenwich aus. Nach Aussage ihres Begleiters hat sich die Frau plötzlich geweigert weiterzugehen und darauf bestanden, dass er sie dort allein lasse und sie später treffe. Wir dachten, Sie könnten diese Behauptung vielleicht bestätigen.«

»Woher soll ich so was wissen?« Finch klang weniger verärgert als verduzt.

»Weil die Frau eine ungewöhnliche rothaarige Schönheit war, und ihr Begleiter behauptet, sie habe mit Ihnen gesprochen.«

Gemma merkte, wie Gordon Finchs Hände unwillkürlich zuckten, doch als sie in sein Gesicht sah, war sein Ausdruck wachsam und unbeteiligt.

»Kann mich nicht erinnern, dass jemand mit mir gesprochen hätte. Was soll das Ganze überhaupt? Warum fragen Sie sie nicht, wenn Sie unbedingt wissen wollen, was die Frau gemacht hat?«

Kincaid lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, drehte geistesabwesend den Stift zwischen seinen Fingern, den er vom Tisch genommen hatte. »Ich fürchte, das ist nicht möglich, Mr. Finch. Sie ist tot.«

Gemma beobachtete Gordon Finchs Gesicht jetzt aufmerksam, suchte nach den verräterischen Anzeichen von Schuld, dem nervösen Blinzeln, dem unkontrollierten Zucken der Mundwinkel - und sah jedoch nur die völlige Ausdruckslosigkeit des Schocks.

»Was? Wovon reden Sie?« Diesmal sah er Gemma direkt an, so als vertraue er darauf, dass sie ihm die Wahrheit sagte.

»Der Name der Frau ist Annabelle Hammond.« Gemmas Stimme klang wie ein Reibeisen. »Sie ist Freitagnacht ermordet worden. Irgendwann nachdem sie den Greenwich-Tunnel verlassen hatte.«

»Aber ...« Finch schüttelte einmal abrupt den Kopf, und Gemma sah kurz etwas in seinen Augen aufflackern, bevor sein Gesicht zu einer teilnahmslosen Maske wurde. »Da kann ich Ihnen nicht helfen«, erklärte er tonlos.

Gemma wich seinem Blick nicht aus und sagte: »Dann wissen Sie also auch nicht, ob Ihr Vater Miss Hammond gekannt hat? Und welcher Art ihre Beziehung gewesen ist?«

»Keine Ahnung. Die Beziehungen meines Vaters sind seine Geschäfte. Also, entweder stellen Sie mich jetzt unter Anklage oder Sie lassen mich zur Arbeit gehen, bevor mein Tag ein totales Fiasko wird.«

Gemma wusste, dass sie keine Handhabe hatten, ihn länger festzuhalten. Aber sie zweifelte genausowenig, dass Gordon Finch Annabelle Hammond gekannt, und zwar gut gekannt hatte.

Teresa stand an ihrer Spüle und trocknete immer wieder denselben Teller mit einem Geschirrtuch.

Nach Jos Anruf hatte sie lange auf der Sofakante gesessen, das Telefon in der Hand. Danach war sie steifbeinig aufgestanden, hatte zum Staubtuch und anschließend zum Staubsauger gegriffen.

Es war *Sonntag. Die Hausarbeit erledigte sie immer am Sonntag, um während der Woche Ruhe zu haben.* Wann immer sie versuchte, sich auf das zu konzentrieren, was Jo ihr gesagt hatte, rutschten ihr die Gedanken aus dem Kopf, wurden flüchtig wie Fledermäuse im Dunkeln, und sie kehrte zu der vertrauten Losung zurück: *Es war Sonntag. Sie erledigte ihre Hausarbeit immer am Sonntag.*

Der schrille Ton ließ sie zusammenfahren, und der Teller glitt ihr aus der Hand und fiel klappernd, jedoch ohne zu zerspringen, auf den Linoleumboden. Es dauerte Sekunden, bis sie den Ton mit ihrer Türklingel in Verbindung brachte, und plötzlich machte ihr Herz einen hoffnungsvollen Sprung. Es war natürlich alles ein schrecklicher Irrtum gewesen. Das hätte sie wissen müssen.

Sie ließ das Geschirrtuch wie ein Häufchen feuchtes Elend auf dem Boden zurück, wischte sich die nassen Hände am Pullover ab und lief durchs Wohnzimmer. Sie riss die Tür auf und starrte Reg Mortimer an, der auf ihrer Schwelle stand, den Finger über dem Klingelknopf.

Während der ganzen Zeit, die sie mittlerweile zusammenarbeiteten, hatte

Reg sie niemals in ihrer Wohnung aufgesucht, obwohl sie einige schuldbewusste und hastig unterdrückte Phantasievorstellungen davon gehabt hatte, dass er einmal kommen würde. Sie hatte sich oft genug gesagt, dass Reg Mortimer im Teich des Lebens dahinglitt wie Öl auf der Wasseroberfläche ... Er ließ sich selten aus der Ruhe bringen, war nie aufgebracht, und falls ihn doch etwas tief in seinem Inneren bewegte, gelang es ihm glänzend, es unter der Decke zu halten.

An diesem Tag jedoch erkannte sie ihn kaum. Die Haut unter den Augen war faltig vor Erschöpfung, die Lippen waren blutleer und zu einer dünnen Linie verkniffen, und sie sah, dass seine erhobene Hand am Klingelknopf leicht zitterte.

»Teresa, ich ... Ich dachte, Jo hat dich vermutlich angerufen ...«

Es war also wahr ... seine Gegenwart war Beweis genug, ganz zu schweigen von seinem Aussehen.

»Jo hat gesagt...« Die Stimme versagte ihr. Sie schluckte und zwang sich fortzufahren: »Aber ich hab's eigentlich nicht wirklich geglaubt.«

Er nickte einmal, als unumstößliche Bestätigung der Nachricht. Sie trat zurück. Er kam in ihre Wohnung und machte die Tür hinter sich zu.

Einen Moment standen sie sich gegenüber, starrten einander an, dann berührte Reg verlegen ihre Schulter. »Teresa, es tut mir so leid.«

Dass er sich um sie sorgte, wo doch er und Annabelle alles füreinander gewesen waren, gab ihrer brüchigen Beherrschtheit den Rest. Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann wie ein Kind zu weinen.

Reg nahm sie in seine Arme, und erst als ihr Schluchzen in Schluckauf überging, begann Teresa ihre Umwelt wieder wahrzunehmen. Sie hatte ihr Gesicht direkt unter Regs Kinn gegen die Knopfleiste seines Polohemds gepreßt, während er ihr mit einer Hand den Rücken streichelte. Er roch leicht nach Schweiß und Rasierwasser ... und bei diesem Gedanken wurde ihr entsetzt klar, dass ihre Nase lief und sie kein Taschentuch hatte. Sie löste sich aus seiner Umarmung und wandte sich ab. »O Gott!

Entschuldige bitte. Ich bin eine fürchterliche Heulsuse.« Schniefend tastete sie fast blind nach der Schachtel mit Papiertaschentüchern auf dem Couchtisch und stieß sie dabei zu Boden.

»Schon gut. Ist ja alles in Ordnung.« Er hob die Schachtel auf und drückte ihr ein Taschentuch in die Hand. »Putz dir ordentlich die Nase.

Ich mache dir inzwischen eine Tasse Tee.« »Aber ich ... aber du weißt doch nicht, wo ...« »Ich finde mich in deiner Küche schon zurecht. Setz dich bitte.« Teresa sank aufs Sofa. Ihre gummiweichen Knie gaben einfach nach. Sie hörte, wie er Schränke öffnete, dann das Blubbern von Wasser im Kessel, und wenige Minuten später tauchte Reg mit einem Becher in der Hand wieder auf. Er zog die Augenbrauen hoch, setzte sich neben sie und drückte ihr den Becher in die Hand.

»Teebeutel? Was für ein Sakrileg!«

»Nur für Notfälle.« Teresa versuchte ein Lächeln, aber das Zucken ihrer Lippen hätte sie beinahe verraten. Sie nippte dankbar an ihrem Tee, obwohl er viel zu heiß und zu süß war. »Die Entschuldigung wird akzeptiert.«

Sie sah ihn an. »Ich hätte es schon gestern Vormittag ahnen müssen, als sie zum Frühstück mit Sir Peter nicht erschienen ist. Annabelle wäre dem Treffen nie ferngeblieben, ohne dich zu informieren. Ich hätte wirklich ...«

»Hat keinen Sinn, sich deshalb zu quälen, Teresa. Du hättest Annabelle auch nicht mehr helfen können. Sie war zu diesem Zeitpunkt längst tot.«

»Ist das sicher?«

»Ziemlich sicher. Aber mehr ist aus der Polizei nicht rauszukriegen.«

»Aber du hast es gewusst, stimmt's? Jo hat gesagt, dass du zur Polizei gegangen bist. Nur so konnten sie sie identifizieren. Du hast es geahnt, weil du ihr so nahegestanden hast...« Sie berührte seinen Arm, und die Geste war ihr so vertraut, wie sie es noch eine Stunde zuvor nie für möglich gehalten hätte.

Er stand abrupt auf. »Das glaube ich nicht. Es war logisch. Mehr nicht. Ich habe gewusst, was du gewusst hast... dass sie dieses Treffen nie versäumt hätte... unter normalen Umständen ... Außerdem habe ich gewusst, dass sie nicht nach Hause gekommen war.« »Aber ihr seid zusammen gewesen ...«

»Nicht den ganzen Abend.« Er lief unruhig zur Balkontür und sah hinaus. »Nach der Einladung bei Jo hat sie mich gebeten, sie erst später im Ferry House wieder zu treffen. Aber sie ist nicht erschienen.«

»Aber ...« Teresa starrte auf seinen Rücken. Was er sagte, ergab keinen Sinn. Trotzdem wollte sie ihn nicht drängen. »Die Polizei ... haben die gesagt, wie ...«

Reg schüttelte den Kopf. »Nein. Haben sie es Jo nicht gesagt?«
Teresa zögerte. Sie ahnte, wie schwierig das alles für ihn war. Sicher konnte er an nichts anderes mehr denken. Und vielleicht gelang es ihr, ihn zu beruhigen. »Nur, dass es unwahrscheinlich ist, dass man sie - du weißt schon - sie überfallen hat.«

»Soll das alles vielleicht akzeptabler machen?« Das klang bitter. »So nach dem Motto >sie hat ein erfülltes Leben gehabt<?« Er schien ihr Entsetzen zu spüren, denn er drehte sich zu ihr um und zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Tut mir leid. Ich weiß, das klingt schrecklich. Aber im Augenblick ist einfach nichts tröstlich. Sie ist fort und ...« Er wandte sich kurz ab, fuhr wieder herum und kam zum Sofa zurück. Er setzte sich auf die Kante, damit er ihr Gesicht sehen konnte, nahm ihre Hände und drückte sie. »Achte nicht auf mich. Mir geht's einfach dreckig.« Er lächelte und ließ ihre Hände los. »Ich bin heute Morgen bei William gewesen.«

Teresa merkte entsetzt, dass sie an William überhaupt nicht gedacht hatte. Sie hatte mit ihrer Trauer genug zu tun gehabt, bis Reg vor ihrer Tür aufgetaucht war. »Wie hat er's aufgenommen?«

»Er steht unter Schock. Wir haben nur wenig geredet.«

»Über Annabelle?«

»Und die Firma. Er hat mich gebeten, mich vorerst darum zu kümmern. Aber ich schaffe das nicht ohne deine Hilfe. Die Lage ist auch so schon schwierig genug.«

Alarmiert richtete sie sich auf. »Du hast ihm doch nicht gesagt, was wir Sir Peter vorschlagen wollten, oder?«

»Selbstverständlich nicht. Aber wir können Hammonds nicht mehr lange aus den roten Zahlen halten, ohne etwas zu unternehmen.

Das Klingeln des Telefons ließ beide zusammenfahren. Teresa starrte es an, als läge eine giftige Schlange auf ihrem Couchtisch.

»Willst du nicht abnehmen?« sagte Reg.

Sie hob ab und drückte auf die »Sprechen«-Taste. »Hallo?« Sie hört einen Moment zu, dann antwortete sie: »Ja. In Ordnung. In eine halben Stunde.« Sie legte auf und sah Reg an. »Das war die Polizei Sie möchten sich mit mir bei Hammonds treffen.«

Kincaid gab sich redlich Mühe, beim Fahren ein Schinkenbrot zu essen - eine Hand am Steuer, eine Hand, um das Sandwich zu halten und wenn

er schalten musste, nahm er das Sandwich in die Hand am Steuer. Dabei hatte er die flüchtige Vorstellung, dass das Yard eines Tages seinen Mitarbeitern den Luxus von Dienstfahrzeugen mit Automatik gönnen möge. Als nächstes träume ich womöglich noch von einer Klimaanlage, seufzte er stumm.

»Sollen wir wechseln?« fragte Gemma und verschlang die letzten Krümel aus ihrer dreieckigen Sandwichbox.

»Sind sowieso gleich da«, antwortete er kauend. Dann schluckte er. »Ich glaube, wir sind sogar zu früh dran.«

»Dann hätten wir genausogut irgendwo in Ruhe essen können.« Gemma steckte die Box in eine Mülltüte und trank Fruchtsaft aus einer Flasche.

»In der Kantine? Du bist gut.« Der Geruch von Bratfett in der stickigen Mittagshitze hatte sie veranlasst, ihre Lunchboxen zu schnappen und das Limehouse-Revier fluchtartig zu verlassen.

Er bog nach rechts in die Ferry Street ein und deutete durch die Windschutzscheibe. »Dort. Auf der rechten Seite. Das ist die Kneipe, in der sich Annabelle angeblich mit Reg Mortimer treffen wollte: das Ferry House.«

»*Angeblich?*« Gemma sah ihn an.

»Also, einen Beweis dafür gibt es nicht, oder?« Die Straße machte kurz hinter dem Lokal eine scharfe Linkskurve. Von hier aus verlief die Ferry Street einerseits parallel zum Fluss und andererseits neben der Manchester Road. Kincaid fuhr langsam, machte sich den ruhigen Verkehr am Sonntagnachmittag zunutze, um sich die Wohnhäuser zwischen Gaststätte und Annabelle Hammonds Apartmenthaus genauer anzusehen. »Wir sollten jemanden in das Lokal und in die Häuser auf der anderen Seite schicken. Kann nicht schaden, sich genauer zu erkundigen, ob jemand was gesehen hat.« Er schob den letzten Bissen in den Mund.

»Mortimer könnte auch die Geschichte mit dem Straßenmusiker erfunden haben.«

»Glaube ich nicht.« Gemma runzelte die Stirn. »Hast du ihm geglaubt? Gordon Finch, meine ich.«

Kincaid kaute und dachte nach. »Falls er wusste, weshalb wir ihn vorgeladen haben, ist er ein verdammt guter Schauspieler«, sagte er schließlich. »Aber ich könnte schwören, dass er Annabelle Hammond gekannt hat. Außerdem hat ihn die Anspielung überrascht, es bestünde

eine Verbindung zwischen ihr und seinem Vater.«

»Meines Erachtens hat er nicht gewusst, dass sie tot ist.«

»Meinst du damit, dass er sie nicht umgebracht haben kann? Warum hat er dann nicht zugegeben, dass er sie kennt?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist er es nicht gewöhnt, sich gegenüber der Polizei kooperativ zu verhalten«, sagte Gemma mit einem Anflug von Sarkasmus.

»Ich finde, wir sind sehr zivilisiert mit ihm umgegangen.« Sie waren jetzt auf der Höhe von Annabeiles Apartmenthaus. Kincaid parkte den Wagen am Straßenrand. Einen Moment blieben sie im Auto sitzen.

»Bevor wir die Nagelstiefel anziehen, sollten wir abwarten, ob Inspector Coppin fündig wird.« Janice Coppin hatte sie davon in Kenntnis gesetzt, dass der Fußgängertunnel von Kameras überwacht wurde und dass sie sich auf die Suche nach den Videobändern machen wolle. »Außerdem sollten wir uns mit den Wohnungseigentümern hier unterhalten«, fügte er hinzu. Die Tore, die zu den drei Häusern am Flussufer führten, waren geöffnet, so dass sie einen Blick auf einen grünen, einladenden Hofgarten erhaschen konnten.

Als sie weiterfuhren, donnerte ein farbenfroher Zug der Docklands Light Railway in die erhöht gelegene Haltestelle Island Gardens auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Gemma runzelte die Stirn. »Sie hätte von hier aus praktisch überallhin fahren können.«

»Wie bitte?«

»Zwischen dem Zeitpunkt, da Reg Mortimer Annabelle nach seiner Aussage im Tunnel allein gelassen hat, und ihrer von Dr. Ling geschätzten Todeszeit liegen drei Stunden. Und wir haben keine Ahnung, was sie da gemacht hat. Die Bahnlinie ist so nah, dass sie praktisch überallhin in London hätte fahren können.«

An der Island Gardens Station ging die Ferry Street in die Saunders Ness Road über, und Janice hatte ihn angewiesen, diese bis zum Ende zu fahren. Er warf einen Blick auf den gewölbten Eingang des Fußgängertunnels hinüber, als sie daran vorbeikamen, und auf die Menschenmenge, die versuchte, das Beste aus ihrem Sonntagnachmittag in den Island Gardens zu machen. Durch das Blätterwerk des Parks schimmerte das Wasser der Themse, und auf der anderen Seite des

Flusses war die weiße, klassisch-symmetrische Silhouette des Royal Naval College zu sehen. »In diesem Fall muss der Mörder ihre Leiche wieder zurückgebracht haben. Ich meine, damit es so aussah, als sei sie praktisch vor ihrem Haus umgebracht worden, oder?«

»Ist nicht auszuschließen.«

»Nein. Aber komplizieren wir die Dinge nicht mehr als nötig. Es ist genauso wahrscheinlich, dass sie die Insel, wenn nicht sogar diese Gegend hier, nie verlassen hat.« Als sie den Park passiert hatten, säumten neue Wohnkomplexe unterschiedlichster architektonischer Stilrichtungen und Nutzungsarten das Flussufer.

»Komische Gegend für eine Firma.« Gemma berührte leicht seine Schulter, als sie sich vorbeugte, um aus seinem Fenster zu sehen.

»Die Gegend hier wurde als erste neu erschlossen. Die meisten der alten Speicherkomplexe am Fluss sind in den vergangenen fünf Jahren abgerissen worden, um neuen Eigentumswohnungen der gehobenen Preisklasse Platz zu machen.« »Ah, du hast also Janice wieder mal ausgequetscht.« »Sie hat mir eine Lektion in Heimatkunde erteilt, würde ich sagen. Widerstand wäre zwecklos gewesen. Die Firma Hammond's hat ihren Sitz noch in einem der letzten alten Speicher an diesem Uferabschnitt.

Schau doch! Das muss er sein.«

Er stellte den Wagen am Straßenrand ab, stieg aus und betrachtete das alte Gebäude. Es war eine klobige, letzte Bastion viktorianischer, industrieller Tüchtigkeit aus braunem Backstein mit vier Stockwerken, dessen strenge Fassade durch orangefarbene, gemauerte Bögen über jedem Fenster und über dem Haupteingang ein wenig aufgelockert wurde. Über dem flachen Dach erhob sich ein Ziergiebel, der wie eine unpassende Spielerei über der Fassade wirkte. Darunter stand in gemauerten Lettern *Hammond's Fine Teas, 1879*.

Gemma trat zu ihm und drückte die Klinke der glänzenden, dunkelblau lackierten Tür.

»Abgeschlossen. Wenigstens ist es auf dieser Seite ein bisschen kühler ... wenn wir schon warten müssen.«

Kincaid betrachtete die Schule auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Obwohl der Haupttrakt im phantasielosen Stil der Postmoderne erbaut worden war, verriet das separate Gebäude an der Front seinen

viktorianischen Ursprung, in dem sich die dreieckigen Ziergiebel und die orangerote Fensterverzierung des Speichers wiederholte. »Besteht wohl kaum Hoffnung, dass wir da drüben einen glaubhaften Zeugen für Freitagabend finden. Sehen wir mal zur Rückfront des Speichers«, schlug Kincaid vor und wandte sich in Richtung Fluss. Zu ebener Erde gab es dort keine Fensteröffnungen.

Auf der Rückseite lag das Gebäude auf gleicher Höhe mit der Wasserlinie, so dass der mit Backsteinen gepflasterte Fußgängerweg am Fluss um den Speicher herum geführt werden musste.

»Endstation«, berichtete er erschöpft. »Dieser verdamnte Speicher ist eine uneinnehmbare Bastion.«

»In den alten Zeiten wurden Lagerhäuser auch mal gern ausgeraubt.« Es war Ebbe. Gemma rümpfte die Nase, als ihr der Gestank von Hafenschlick in die Nase stieg.

»Sicher. Trotzdem muss es doch von der anderen Seite einen ebenerdigen Zugang geben. Schon damals brauchten sie Laderampen für Fuhrwerke, wenn sie Waren vom Wasser her eingelagert haben.«

»Und der Fluss hat damals vermutlich noch schlimmer gestunken«, fügte Kincaid hinzu, lehnte sich über das Geländer am Fußgängerweg und starrte auf das Sammelsurium von Müll, den das ablaufende Wasser hinterlassen hatte. »Und die Leute haben vermutlich noch ganz anderen Abfall da hineingeworfen. Stimmt nicht gerade optimistisch, was?« Er starrte auf die drei dunklen Schornsteine des Stromkraftwerks am gegenüberliegenden Ufer und von dort auf das gleißende Weiß des Naval College weiter flussaufwärts hinter der Biegung. »Gelegentlich frage ich mich, ob sich die Menschheit wirklich weiterentwickelt hat.« Er deutete über den Fluss zum College und fügte hinzu: »Schau dir nur an, was Christopher Wren da auf die Beine gestellt hat.«

»Ich bin eher für sanitäre Anlagen, danke«, bemerkte Gemma. Und Kincaid fiel auf, dass er sie an diesem Nachmittag zum ersten Mal lächeln sah. Ihr Nasenrücken war von der Sonne leicht rosarot verbrannt, und die sonst nur matt sichtbaren Sommersprossen auf ihren Wangen waren deutlicher und dunkler geworden.

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte er und streichelte mit den Fingerkuppen über ihre Wange.

»Ist nur die Hitze.« Sie strich sich eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn

und wandte den Blick ab.

Ganz in der Nähe schlug eine Autotür zu. »Das war vorn«, sagte Gemma und horchte. »Da ist jemand gekommen.« Sie liefen zur Vorderfront des Speichers zurück.

Eine schlanke blonde Frau in Jeans und gelbem T-Shirt stand vor dem Eingang des Speichers, einen Schlüsselbund in der Hand.

Kincaid rief ihr etwas zu, und sie wirbelte überrascht herum.

»Entschuldigung«, sagte Kincaid, als sie sie erreichten. »Ich wollte Sie nicht erschrecken. Wir sind von Scotland Yard.« Er zückte seinen Dienstausweis und stellte Gemma vor. »Sind Sie Teresa Robbins?«

»Eine Frau Inspector Coppin hat mich angerufen ...«

»Sie ist die Beamtin von der Ortspolizei, die mit dem Fall befasst ist. Wir *möchten* Ihnen ein paar Fragen *stellen* ... wenn Sie einverstanden sind.«

»Nur... ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen helfen sollte.« Teresas schmales Gesicht war sympathisch und unspektakulär. Sie hatte offenbar hastig etwas Make-up aufgetragen, um die Spuren der Tränen zu übertünchen.

»Sie helfen uns schon, indem Sie sich da drinnen jetzt gründlich umsehen. Sagen Sie uns, wenn irgendetwas verändert sein sollte.« »Aber weshalb ...«

»Könnte Miss Hammond am Freitagabend hierhergekommen sein, um zu arbeiten?« fragte Gemma.

Teresa steckte ihren Schlüssel ins Schloss. »Möglich ist es schon.« Sie zog eine schwere Tür auf und trat zurück, doch Kincaid bedeutete ihr vorzugehen.

Es dauerte einen Moment, bis Kincaids Augen sich an das Zwielflicht im Inneren des Speichergebäudes gewöhnt hatten. Die Sonne fiel nur schräg von oben durch die hohen Fenster an der Süd- und Westseite herein.

Dann bediente Teresa einen Schalter an der Tür, und die elektrische Beleuchtung verscheuchte die Schatten aus Winkeln und Ecken.

Der riesige Raum erstreckte sich über die ersten beiden Stockwerke des Lagergebäudes. Zu ihrer Rechten befand sich der Lastenaufzug in die oberen Stockwerke; zu ihrer Linken lagen die Büroräume, die man über eine Galerie aus Holz erreichte, von der aus man auf den zentralen Lagerraum hinuntersehen konnte. Auf der Hälfte der Distanz an der

linken Mauerseite entdeckte Kincaid die Laderampen, die, wie er vermutete, von Lastwagen benutzt wurden.

All diese Details nahm er vorerst nur peripher in sich auf, denn die Kisten hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Es handelte sich um deckenhohe Stapel aus quadratischen, mit Stahlbändern und Stahlecken verstärkten Holzkisten, die den Stauraum füllten. Alle trugen exotisch aussehende Stempel in roter oder schwarzer Tinte. Auf dem Stapel, der ihm am nächsten stand, prangte der Aufdruck *Produce of India, Darjeeling*, gefolgt von einer Zahlenreihe. Im Lagerhaus hing ein erdiger Geruch, in den sich der durchdringende, unverwechselbare Duft von Tee mischte.

Teresa war ein paar Schritte weit in den Raum gegangen und hatte sich aufmerksam umgesehen.

»Alles ist noch genauso, wie ich es am Freitag verlassen habe.«

»Wann haben Sie Miss Hammond zum letzten Mal gesehen?« wollte Kincaid wissen.

»Ich glaube, Annabelle ist um halb sechs gegangen. Ich habe noch einige Rechnungen fertig gemacht und habe ihr einfach nur >Tschüs< zugerufen. Sie wissen, wie das ist. Ich habe nie daran gedacht, dass ich sie nicht...« Teresa schluckte schwer.

»Sie haben Überstunden gemacht?« Gemma lächelte verständnisvoll.

»Das mache ich fast immer. Besonders freitags, wenn unter der Woche viel liegengeblieben ist.«

»Sie sagten, Sie hätten Rechnungen fertig gemacht ... Dann sind Sie also die Buchhalterin der Firma?« erkundigte sich Kincaid und fragte sich, ob Annabelle Hammond sich ihrer Angestellten anvertraut haben könnte. Immerhin war sie mit einem anderen Angestellten verlobt gewesen, und viel demokratischer konnte man seiner Ansicht nach nicht sein.

»Ich bin sozusagen die Finanzmanagerin der Firma.« Teresa lächelte scheu. »Das klingt ein bisschen bombastisch für das, was ich mache. Ich habe das Rechnungswesen und die Finanzplanung unter mir. Aber das ist nichts Besonderes. Eigentlich macht hier jeder ein bisschen von allem.«

»Soviel ich weiß, sind Annabelle und Reginald Mortimer verlobt gewesen. Hat das die Zusammenarbeit der beiden erschwert? Oder die Zusammenarbeit mit Ihnen?«

»Erschwert?« Teresa starrte Kincaid an.

»Es hat doch sicher auch Konflikte bei der Arbeit gegeben, oder?«
»Gelegentlich sind Männer, was ihre Autorität betrifft, ein bisschen empfindlich«, ergänzte Gemma mit einem Seitenblick auf Kincaid. »Sie kennen das vermutlich.«

Teresa schüttelte energisch den Kopf. »Nicht bei Reg und Annabelle. Sie waren sich einig, wollten dasselbe für die Firma. Und Reg ... Reg hat Annabelle vergöttert.«

Kincaid glaubte, etwas wie Bedauern in Teresas Stimme zu erkennen. War es schwierig für sie gewesen, stets die Außenstehende oder das fünfte Rad am Wagen zu sein? »Wann sollte die Hochzeit sein?« fragte er.

»Die Hochzeit?« Erneut traf die Kriminalbeamten Teresas erstaunter Blick, so als sei ihr die Frage völlig neu. »Das Datum stand noch nicht fest. Nicht offiziell, jedenfalls.«

»Wie lange waren die beiden verlobt?«

Teresa runzelte die Stirn. »Fast zwei Jahre, glaube ich.«

»Kaum ein Grund heutzutage, eine Hochzeit lange rauszuschieben ... beide waren unabhängig, ihre Familien einverstanden ...«

»Aber die beiden konnten nicht einfach ganz normal heiraten. Sie hatten gesellschaftliche Verpflichtungen. Und ich glaube, Annabelle hatte im Augenblick keine Zeit, eine Hochzeit zu organisieren, wie man sie von ihnen erwartete.« Teresa breitete diese Theorie mit großem Ernst vor ihnen aus; beinahe so, als wolle sie auch sich selbst überzeugen.

»Waren Sie und Annabelle eng befreundet?« erkundigte sich Gemma.

»Hätte sie sich Ihnen anvertraut ... wenn sie kalte Füße bekommen hätte?«

»Ich ... ich weiß nicht.« Teresa reckte trotzig das Kinn. »Hören Sie ... ich begreife nicht, weshalb Sie mich das alles fragen. Jo hat gesagt, Annabelle sei im Park getötet, von irgendeinem Perversen überfallen worden. Was sollte das mit uns oder der Firma Hammond's zu tun haben?«

»Annabelle ist im Park *gefunden* worden. Ob sie dort auch getötet wurde, wissen wir nicht«, klärte Kincaid sie auf. »Können Sie uns sagen, weshalb sie in der Dunkelheit im Mudchute Park herumspaziert sein könnte? In Partykleidung und Schuhen mit hohen Absätzen?«

»Nein. Das ist idiotisch. Aber ...« Die Schatten der sich langsam drehenden Ventilatorblätter an der Decke glitten über Teresas Gesicht, und Kincaid sah, wie sich die Iris ihrer haselnussbraunen Augen ausbreitete wie ausfließende Tinte. »Sie glauben doch nicht, dass hier ...« Sie verschränkte die Arme vor der Brust und ließ ihre Blicke schweifen, als sähe sie den alten Speicher zum ersten Mal.

»Hat Annabelle Ihnen erzählt, was sie am Freitagabend vorhatte?« fragte Kincaid.

»Sie wollten zu ihrer Schwester. Sie und Reg. Das Abendessen war seit Wochen geplant.«

»Und Annabelle hat Sie später am Abend nicht mehr versucht zu erreichen?«

»Weshalb hätte sie mich anrufen sollen?« Teresa wirkte verduzt.

»Könnte doch sein, dass sie sich aus irgendeinem Grund Sorgen gemacht hat.«

»Annabelle war nicht der Typ, der sich Sorgen gemacht hat«, antwortete Teresa scharf. »Und sie hatte nicht die Angewohnheit, mich abends noch anzurufen oder hierherzukommen.«

»Könnte Freitagabend irgendjemand hier gewesen sein? Gibt es einen Nachtdienst in der Firma?«

»Wir *stellen* den Tee nicht *her*, Superintendent. Wir mischen und packen ihn, und für unser Produktions- und Ladepersonal gilt die Fünftagewoche. Die Packerei ist oben, falls Sie sich dafür interessieren. Aber das *hier* ist das Herz unserer Firma.« Sie deutete auf einen großen Tisch in der Mitte des Raumes, und Kincaid spürte ihre Erleichterung, als sie sich wieder auf vertrautes Terrain begeben konnte.

An einer Längsseite des Tisches waren abgenutzte Teebüchsen und schlichte Zellophantüten aufgereiht; auf der anderen Seite stand eine Reihe viereckiger, weißer Porzellanschälchen, gefüllt mit losen Teeblättern, und eine andere Reihe identischer Teegefäße aus Porzellan. Gemma berührte mit dem Finger die Teesorte im letzten Gefäß. »Riecht gut. Was ist das hier?«

»Der Verkostungstisch.« Teresa sah sie an, und Kincaid erkannte, wie verständnislos sie dreinschauen mussten, denn sie fuhr fort: »Wir verkaufen nicht einfach irgendwelchen Tee. Zuerst muss er gemischt werden, und die Firma Hammond's ist seit hundertfünfzig Jahren

berühmt für ihre Mischungen. Wir kaufen Tee auf Auktionen ... hauptsächlich aus Indien und Sri Lanka. Aber seit den späten Siebzigern hat sich China wieder dem Markt geöffnet, und einen Teil des Tees importieren wir auch aus Afrika und sogar aus Südamerika.«

»Sri Lanka ... ist das das ehemalige Ceylon?« Gemma ging um den Tisch und betrachtete die Blechbüchsen. »Auf einigen hier steht Ceylon.«

»Tees aus Sri Lanka tragen die Handelsbezeichnung Ceylon-Tee. Aber allein in Sri Lanka gibt es über zweitausend Teeplantagen ... und jede Plantage hat verschiedene Ernten pro Jahr ... je nach Höhenlage.« Teresa seufzte, um anzudeuten, wie kompliziert das alles war.

Kincaid dachte nur nebenbei an Indien oder China, wenn er morgens einen Teebeutel in seine Tasse hängte. »Je höher die Lage desto mehr Ernten? Meinen Sie das?« fragte er.

»Theoretisch, ja ... praktisch, nein.« Teresa steckte eine Strähne blonden Haars hinter das Ohr und rieb sich die Schweißperlen von der Stirn.

Obwohl es im Lagerhaus kühler war als draußen, herrschte eine Atmosphäre wie in einem tropischen Glashaus. »Wir sind bekannt dafür, mit bestimmten Plantagen Handel zu treiben, und wir sehen uns die entsprechenden Produktionsstätten auch an. Annabelle ...

Annabelle hat nach ihrem Uniabschluss etliche Plantagen in Ceylon und Indien besucht, aber die Hochzeitsreise wollte sie nach China machen ...« Teresas Augen füllten sich mit *Tränen*. Sie zog ein Taschentuch aus der Jeanstasche und putzte sich die Nase, »tschuldigung. Ich kann nur nicht... Einige unserer Kunden haben Annabelle zuerst nicht ernst genommen. Der Teehandel ist eine traditionell männliche Domäne, und ich schätze, sie dachten, sie würde sich nur die Zeit damit vertreiben, bis sie was Passenderes gefunden habe.

In Wirklichkeit liebte sie Tee. Sie war seit ihrer Kindheit von jeder Produktionsstufe fasziniert und wollte *alles* einmal direkt an der Quelle erleben.«

»Und dazu musste sie nach China oder Indien reisen?« fragte Kincaid.

»Ja. Alle Tees werden gleich nach der Ernte noch auf der Plantage selbst weiterverarbeitet. Die Blätter müssen innerhalb von Stunden welken, sich einrollen und getrocknet werden, sonst verlieren sie ihre Frische. Außerdem muss der Grad der Fermentierung perfekt getroffen werden ... Ist der Tee zu stark fermentiert, schmeckt er flach; ist er zu schwach

fermentiert, kann er schimmeln, sobald er für die Verschiffung verpackt ist. Das Verkosten und Mischen, das wir hier machen, ist nur das allerletzte Stadium.« Ihr Blick schweifte über die Kisten und den Verkostungstisch und die glatten Bohlen des Lagerhausbodens, die durch die jahrhundertelange Benutzung einen seidigen Glanz erhalten hatten. »Oblag Annabelle die Verkostung des Tees?« »Nein. Das machte Mac ... Mr. MacDougal.

Teehändler beschäftigen professionelle Koster. Und Mac ist einer der besten in seinem Metier. Aber Annabelle ist ... Annabelle *war* sehr gut, und einige Mischungen, die sie und Mac kreiert haben, haben unsere Marktanteile beträchtlich gesteigert. Ist mir schleierhaft, wie wir ohne sie zurechtkommen sollen.« Teresa drohte, die Stimme zu versagen, und sie presste die Lippen zusammen, um die Beherrschung nicht zu verlieren. Sie wandte sich ab und führte sie zu den Regalen an der Rückwand.

»Dieses neue *Design* ist nur ein Teil von Annabeiles Zukunftsplanung.« Kincaid sah, dass die Regale runde *Büchsen* mit dem vertrauten Firmenwappen von Hammond's enthielten. Die *Büchsen hatten eine ungewöhnliche* Form, waren *schmal und hoch*, und in der faszinierenden Farbkombination kobaltblau und rostrot gestaltet, wobei das Firmenlogo in Gold geprägt war. Er erinnerte sich jetzt, diese Büchsen in den teureren Feinkostgeschäften und bei Harrods gesehen zu haben.

»Wie hübsch«, bemerkte Gemma und drehte eine Büchse, damit sie das Design von allen Seiten betrachten konnte.

»Sie hat diese Farben William ... ihrem Vater ... zuliebe gewählt ... nach seinem Lieblingsteeservice.

Sie ...« Teresa schloss die Augen. Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid«, flüsterte sie.

»Kommen Sie, setzen Sie sich.« Gemma nahm sie sanft beim Arm und führte sie zu einer Sitzgruppe aus gepolsterten Rattanstühlen. »Ich hole Ihnen ein Glas Wasser.«

»Nein, nicht nötig. Geht schon wieder«, protestierte Teresa, sank jedoch dankbar in einen Stuhl. Sie fröstelte. »Es ist nur ... Ich glaube, ich hab's immer noch nicht richtig begriffen.«

Gemma setzte sich zu ihr. »Ich glaube, Mr. Mortimer hat erzählt, dass Annabelle die Leitung der Firma von ihrem Vater übernommen hat.

Stimmt das?«

»Seine Frau war schwer krank, müssen Sie wissen. Krebs. Dann, nach ihrem Tod, ging es ihm einige Zeit gesundheitlich nicht gut. Muss der Schock gewesen sein. Sonst hätte er das Zepter niemals aus der Hand gegeben.«

»Könnte Mr. Hammond die Firma nicht wieder übernehmen?«

Terasas Stirn legte sich in Sorgenfalten. »William hat seit fünf Jahren nichts mehr mit dem Tagesgeschäft zu tun. Allerdings hat er für Notfälle stets Tag und Nacht zur Verfügung gestanden. Ich glaube, er kann es nicht ertragen, es ganz zu lassen.«

»Dann ... mit seiner Erfahrung ...«

»Die Sache ist komplizierter. Annabelle hat die Firma in Bahnen gelenkt, mit denen William nicht einverstanden gewesen ist...«

»Aber wenn Sie erfolgreich waren, dann will er doch sicher den Weg fortsetzen, den Annabelle eingeschlagen hatte.«

»Nein, Sie verstehen mich nicht. Für William steht die Tradition an erster Stelle. Auch wenn sein Urgroßvater viel riskiert hat, als er damals den Teehandel mit den neuen Plantagen in Ceylon begonnen hat, will er nicht akzeptieren, dass es die Risikobereitschaft gewesen ist, die Hammonds überhaupt so weit gebracht hat. Er möchte alles so tun, wie es immer getan wurde ...«

»Zum Beispiel?« fragte Kincaid interessiert.

Teresa seufzte und lehnte sich zurück. »Wo *soll* ich anfangen?

Teebeutel, zum Beispiel. Bis vor kurzem hat Hammond's nie Tee in *Beuteln* verkauft. Es gibt praktisch keinen Vergleich zwischen unseren Mischungen und dem schlechten Verschnitt, der in den meisten massenproduzierten Teebeuteln verwendet wird. Aber Annabelle war überzeugt, dass man auch *erstklassigen* Tee in Beutel verpacken sollte. Falls bei der Produktion Qualitätsverluste auftreten sollten, war sie der Meinung, man könnte diese wieder wettmachen, indem man die Kunden auf den Geschmack von besseren Tees bringe. Annabelle war sicher, Kunden von den Teebeuteln letztendlich überzeugen zu können, lose Teeware zu kaufen.

Dasselbe gilt für Aromastoffe. Es existiert ein riesiger Markt für aromatisierte Tees, besonders in den Staaten. Aber William wollte davon nichts wissen. Annabelle hat den Verwaltungsrat überzeugt, dass die

meisten Teetrinker mit aromatisierten Tees anfangen und dann zum eigentlichen Tee übergehen.

Ich bin nicht sicher, ob William unsere Entscheidung *je* akzeptiert hat. Er ...«

Ein Riegel klickte, und die Vordertür schwang auf. Kincaid erkannte lediglich die Umrisse eines Mannes, doch Teresa stemmte sich aus dem Stuhl. »Mr. Hammond. Was machen Sie denn hier?«

»Teresa, meine Liebe.« Er kam auf sie zu, nahm ihre ausgestreckte Hand und tätschelte sie. »Jo hätte dich nicht bitten dürfen, das zu übernehmen. Ist die Pflicht der Familie, hier nach dem Rechten zu sehen.« Er wandte sich an Kincaid und Gemma. »William Hammond. Womit kann ich dienen?«

Gemma hätte Hammond aufgrund von Annabeiles Fotos sofort erkannt, obwohl sein teurer schwarzer Anzug seinem gentlemanhaften Aussehen eine gewisse Strenge verlieh. Sie fragte sich flüchtig, wie er diesen Anzug bei der Hitze ertragen konnte. Seine Haut allerdings fühlte sich kühl an, als er ihr die Hand schüttelte.

Teresa berührte seinen Arm. »Mr. Hammond, es tut mir so leid«, begann sie.

»Ich weiß, Sie und Annabelle haben sich sehr nahestanden«, erwiderte William Hammond. »Sie war in großem Maße von Ihnen abhängig.

Genau wie Reginald. Er ist heute Morgen bei mir gewesen

...« Er verstummte. »Das ist ein schrecklicher Schock für uns alle. Meine Tochter hat gesagt, dass Sie Fragen an uns haben, Superintendent. Und wenn Teresa Ihnen nicht weiterhelfen kann, dann sollte sie jetzt nach Hause gehen.«

»Ist in Ordnung«, sagte Kincaid zu Teresa gewandt. »Wir wissen ja, wo wir Sie erreichen können.«

Teresa zögerte kurz, dann nickte sie Kincaid und Gemma zu und verließ den Speicher.

»Bitte setzen Sie sich.« Hammond nahm den Stuhl, den Teresa verlassen hatte, und bedeutete ihnen, es ihm gleichzutun.

»Wir wissen, wie schwer das alles für Sie ist, Mr. Hammond«, begann Kincaid. Er sah Gemma an, ein Zeichen, dass sie übernehmen sollte.

»Haben Sie eine Ahnung, wer Ihrer Tochter das angetan hat, Mr. Hammond?« Sie verschränkte die Hände über ihrem Notizbuch im

Schoß.

Er starrte sie an. Tränen glänzten in seinen Augen. »Annabelle war so schön. Wer sie nicht gekannt hat, kann das nicht begreifen. Niemand hätte sich eine perfektere Tochter wünschen können.«

»Das ist sicher wahr, Mr. Hammond«, bemerkte Gemma sanft.

»Trotzdem halten wir es für möglich, dass Annabelle ihren Mörder gekannt hat. Wissen Sie, ob sie sich beruflich Feinde gemacht hat? Oder vielleicht im Privatleben?«

»Selbstverständlich nicht. Das ist eine absurde Vorstellung. Alle haben Annabelle geliebt.«

Gemma änderte die Taktik. »Wie standen Sie zu ihrer Verlobung mit Reginald Mortimer?«

»Ihre Verlobung? Was hat denn das mit der Sache zu tun?« Hammond zog unwirsch die Augenbrauen hoch.

»Waren Sie mit der Verlobung einverstanden?« beharrte Gemma.

»Natürlich. Ich kenne den Jungen seit seiner Geburt. Man hätte sich kein harmonischeres Paar wünschen können. Und seine Familie ist aus der ersten Gesellschaft. Sein Vater, Sir Peter, gehört unserem Verwaltungsrat an und ist ein persönlicher Freund. Peter und Helena hat das sehr hart getroffen ... Sie haben Annabelle wie eine Tochter geliebt.«

»Reginald und Annabelle haben sich also gut verstanden?« warf Kincaid ein. »Es gab keine Streitereien oder Meinungsverschiedenheiten?«

»Soviel ich weiß, kamen sie außerordentlich gut miteinander aus, und wenn sie Meinungsverschiedenheiten hatten, dann haben sie diese mir nicht mitgeteilt.« Stirnrunzelnd fügte er hinzu: »Ich hoffe, Sie haben Reginald nicht mit dieser Art von Fragen belästigt. Der arme Bursche hat schon genug Kummer.«

Kincaid beließ es bei einer längeren Gesprächspause, bevor er hinzufügte: »Mr. Hammond, Sie sind ein erfahrener Mann. Würden Sie Reg Mortimer als ehrlich bezeichnen?«

»Was soll denn das heißen?« Blaue Venen traten auf William Hammonds Handrücken hervor, als er die Hände verschränkte. »Er ist ein prima Kerl. Peter Mortimer und ich kennen uns seit Oxford, und ich habe vollstes Vertrauen in Vater *und* Sohn.«

»Sie haben gesagt, Sir Peter sei Mitglied des Verwaltungsrats«, nahm sie den Faden wieder auf.

»Bedeutet das, dass er finanziell an der Firma Hammonds beteiligt ist?«

»Natürlich besitzt er einige Aktien. Tut mir leid, aber ich sehe keinen Grund für all diese Fragen.

Außerdem habe ich viel um die Ohren ... ich erwarte Beileidsbesuche.«

Trotz des höflichen Tons war das ein Rausschmiss. Er servierte sie ebenso bestimmt ab wie zuvor Teresa Robbins.

»Danke, dass Sie uns Ihre Zeit geopfert haben, Mr. Hammond. Wir belästigen Sie im Moment nicht weiter.« Kincaid erhob sich. Gemma folgte seinem Beispiel. »Unsere Leute von der Spurensicherung müssen sich allerdings in der Firma noch umsehen«, fügte Kincaid hinzu, als sei ihm das gerade erst eingefallen. »Vielleicht könnte Teresa einen Termin arrangieren?«

»Hier? In meinem Lagerhaus?« William Hammond versagte die Stimme. Er wirkte plötzlich erschöpft, und Gemma vermutete, dass er trotz seines beherrschten Auftretens nervlich am Ende sein musste.

»Die Kollegen werden sich bemühen, das normale Tagesgeschäft in der Firma nicht zu stören«, erwiderte Kincaid besänftigend.

Gemma beobachtete die Staubpartikel, die in den Sonnenstrahlen schwebten, die tunnelartig die Luft durchschnitten, und atmete die komplexe Geruchsmischung ein, die im Lagerhaus vorherrschte ... der Modergeruch alten Holzes, die Frische des nahen Wassers und das volle Aroma des Tees. Diese die Sinne reizenden Gerüche, das goldene Licht und die träge unter den Ventilatoren wirbelnde Luft schufen eine Atmosphäre jenseits von Zeit und Raum, und Gemma fragte sich, welche dramatischen Ereignisse das alte Gemäuer wohl schon erlebt haben mochte. Dann wandte sie sich unvermittelt an Hammond: »Teresa hat erzählt, dass Ihr Urgroßvater die Firma gegründet hat. Die Firma hat also immer den Hammonds gehört?«

»Ist auch stets eine Verpflichtung ganz besonderer Art für mich gewesen ... die Familientradition weiterzuführen, meine ich. Und Annabelle hat es ebensoviel bedeutet...«

»Wie geht es jetzt weiter?« wollte Gemma wissen. »Übernimmt Jo Annabeiles Aufgaben?«

»Jo hat ihr eigenes Unternehmen. Und sie hat sich nie sonderlich für die Firma interessiert.«

Hammond fing Gemmas Blick auf, und sie sah die Verzweiflung in seinen Augen. »Aber ich bezweifle, dass es eine Rolle spielen würde, selbst wenn sie dasselbe Interesse hätte. Niemand kann Annabelle ersetzen.«

Kincaid glitt auf den Fahrersitz, berührte vorsichtig das Steuerrad und zuckte zurück. »Verdammter Mist! Wetten, dass wir auf dem Armaturenbrett Eier braten könnten?«

Sie hatten William Hammond allein gelassen. Der alte Herr hatte ihnen versichert, er müsse sich erst wieder ein wenig fassen. Für Gemma war jedoch die Last der Trauer im alten Speicher so spürbar gewesen, dass selbst die gleißende Hitze draußen eher eine Erleichterung für sie war.

»Schrecklich, ein Kind zu verlieren ... auch wenn es schon erwachsen ist«, bemerkte sie und hantierte mit dem Sicherheitsgurt, dessen Schnalle brennend heiß war. »Meinst du, es ist noch schlimmer, wenn ein Kind so perfekt ist, wie Annabelle Hammond es gewesen zu sein scheint?«

»So makellos kann sie nicht gewesen sein, sonst hätte man sie nicht umgebracht.«

»Soll das heißen, sie hat ihr Schicksal selbst verschuldet?« Gemma wurde angesichts ihrer bockigen Entgegnung augenblicklich verlegen.

»Selbstverständlich nicht.« Kincaid sah sie überrascht an. »Überleg doch, was wir bisher erfahren haben.« Er startete den Motor, fuhr den Wagen in den Schatten und hielt bei laufendem Motor und Kühlung wieder an. »Annabelle Hammond war eine ungewöhnlich schöne Frau, was, das musst du zugeben, normalerweise mit einer gewissen Egozentrik verbunden ist. Sie war eigensinnig, hat sich bei der Leitung des Familienunternehmens sogar gegen die Wünsche ihres Vaters durchgesetzt. Das wiederum führt zum nächsten Punkt... sie hat ihren Job offenbar leidenschaftlich geliebt. Und Leidenschaft macht Menschen gefährlich.«

Gemma dachte an Gordon Finch und fragte sich, ob sich Annabelles Leidenschaft auch auf ihn erstreckt hatte. »Ich habe den Verdacht, dass sie in bezug auf die Hochzeit mit Reg Mortimer kalte Füße bekommen hat. Warum hätte sie sie sonst so lange hinausschieben sollen?«

»Wir kommen immer wieder auf Mortimer zurück, was? Schauen wir beim Ferry House vorbei. Mal sehen, ob uns dort jemand seine Aussagen über Freitagabend bestätigen kann.«

In diesem Moment registrierte Gemma erschreckt, dass der Nachmittag

in den frühen Abend übergegangen war. Sie zog ihr Handy aus der Handtasche. »Wird langsam spät. Ich rufe erst mal Hazel an und erkundige mich nach Toby.« »Oh, Mist!«

»Was ist?« Sie sah verblüfft auf, den Zeigefinger über der Tastatur.

»Herrgott, das habe ich völlig vergessen! Ich habe versprochen, Kit zum Bahnhof zu bringen.« Er warf einen Blick auf die Uhr und schaltete krachend in den ersten Gang. »Und es ist niemand da, der für mich einspringen könnte.« »Der Major?« schlug Gemma vor.

»Kein Auto. Außerdem habe ich ihn dieses Wochenende schon genug beansprucht. Ich setze dich in Limehouse ab und fahr so schnell wie möglich nach Hampstead zurück.«

Willkommen in der Gemeinde der Alleinerziehenden, dachte Gemma, behielt es jedoch vernünftigerweise für sich.

Kincaid hätte sich ohrfeigen können, als er am unteren Ende in die Carlingford Road einbog. Er hatte vorgehabt, im Lauf des Tages anzurufen und sich nach Kit zu erkundigen. Außerdem war er fest entschlossen gewesen, sein Versprechen wegen heute Abend einzulösen. Aber dann hatten ihn die Ermittlungen mit Haut und Haaren verschlungen, und seine guten Vorsätze waren ihm abhandengekommen. Kit saß auf der Treppe vor der Haustür, die Arme um die Knie geschlungen, die Reisetasche neben sich. Er beobachtete mit unbewegter Miene, wie Kincaid am Straßenrand hielt, und stand nicht auf, um ihn zu begrüßen.

Kincaid stieg aus und ging über die Straße. »Tut mir leid, Kit. Ich bin aufgehalten worden.«

Kit sah ihn nicht an. »Ich habe Laura angerufen und ihr gesagt, dass sie mich nicht vom Zug abholen soll.«

»Wir setzen dich in den nächsten. Dann sage ich ihr Bescheid, wann sie dich abholen kann.« Als Kit nicht antwortete, klimperte Kincaid ungeduldig mit den Schlüsseln in der Hosentasche. »Hast du dich vom Major verabschiedet?«

Das brachte ihm einen vernichtenden Blick ein. »Natürlich habe ich. Und mich auch bedankt. Ich bin doch nicht von gestern.«

Kincaid schloss einen Moment die Augen und holte tief Luft. »Okay, können wir dann fahren? Je schneller wir am Bahnhof sind, desto

schneller bist du ... wieder in Cambridge.« Er hätte fast »zu Hause« gesagt. Aber seit dem Tod seiner Mutter im April hatte Kit kein richtiges Zuhause mehr.

Kit stand auf, das Gesicht abgewandt, und trottete betont langsam zum Wagen. Nachdem Kincaid die Reisetasche des Jungen im Kofferraum des Rovers verstaut hatte, setzte er sich zu ihm. Nach kurzem Zögern steckte er den Schlüssel ins Zündschloss. »Wir fahren zum Bahnhof Kings Cross. Wenn wir vor Abfahrt des Zuges noch Zeit haben, gehen wir was essen. So spät kommst du nicht zurück.«

»Ist jetzt sowieso egal. Ich habe Tess' Stunden auf dem Abrichteplatz schon verpasst«, sagte Kit hölzern, den Blick unverwandt geradeaus durch die Windschutzscheibe gerichtet.

»Du hast mir nicht gesagt, dass du mit Tess trainierst.«

»Hatte kaum Gelegenheit dazu, oder? Habe dich das ganze Wochenende doch kaum gesehen.«

»Kit. Ich habe gesagt, dass es mir sehr leid tut. Aber manchmal passieren Dinge ...«

Kit wirbelte zu ihm herum. »Du kommst immer zu spät!« zischte er. Rote Flecken zeichneten sich auf seinen Wangenknochen ab, und er rieb sich mit der Faust über seine bebende Unterlippe. »Du sagst, dass du was tun willst, und dann hältst du nicht Wort. Du bist genau wie mein Dad.« Kincaid hielt das Steuerrad fest umklammert. »Gib mir eine Chance, okay, Kit? Das ist alles neu für mich. Ist schon schwierig genug für mich, meinen Job in Einklang mit...«

»Dann lass es lieber.« Kit wandte sich ab, die Lippen fest aufeinandergepresst, das Kinn trotzig nach vorn gereckt. »Ist doch immer derselbe alte Mist, oder? Mein Dad ...«

»Ich liebe meinen Beruf, Kit, aber das heißt nicht, dass du mir nichts bedeutest. Bei mir kannst du sicher sein, dass ich nicht das Interesse verliere und mich einfach aus dem Staub mache.« »Dad hat es getan. Er ...«

»Verdammt noch mal, Kit, wir reden nicht von Ian. Wir reden von mir. Und *ich bin* dein Dad.« Kincaid hörte seine Worte voller Entsetzen, aber es war zu spät, sie zurückzunehmen.

Kit starrte ihn an. »Das ist Quatsch. Wovon redest du überhaupt?«

Verdammte Scheiße, dachte Kincaid. Was hatte er gemacht? Er schüttelte

den Kopf. »Ich wollte es dir nie auf diese Weise sagen.

Aber ich bin sicher, dass ich dein Vater bin. Ich dachte ...« »Das ist idiotisch. Mein Dad ist in Frankreich.« »Sieh mich an, Kit.« Kincaid griff nach Kits Schulter, aber der Junge zuckte vor ihm zurück.

»Schau dir mein Gesicht an, und dann sieh in den Spiegel.« Kincaid klappte die Sonnenblende vor dem Beifahrersitz herunter. »Du bist mein Ebenbild, als ich so alt war wie du. Meine Mutter hat es sofort gesehen. Und ich sehe es jedesmal, wenn ich dich anschau.«

»Ich glaub dir nicht«, murmelte Kit, warf jedoch einen flüchtigen Blick in den Spiegel.

Kincaid zog seine Brieftasche aus der Tasche und zog zwei alte Fotos heraus. »Meine Mutter hat mir das geschickt. Da bin ich elf gewesen.« Er reichte es Kit, der es widerwillig entgegennahm. Dann hielt er das zweite Bild hoch. »Das hier habe ich aus dem Arbeitszimmer deiner Mutter mitgenommen.« Es zeigte Vic und Kit, die Arm in Arm im Garten des Häuschens in Grantchester standen und in die Kamera lachten. »Du siehst die Ähnlichkeit auch, oder?«

»Nein.« Kit schüttelte den Kopf und warf die Fotos ins Handschuhfach.

»Ich glaub das nicht. Meine Mutter hätte nie...« Sein Blick huschte erneut zum Foto.

»Das bedeutet nicht, dass deine Mutter was Falsches getan hat, Kit. Du weißt, dass wir verheiratet waren, bevor sie Ian geheiratet hat. Sie muss mit dir schwanger gewesen sein, als wir uns getrennt haben.« »Sie hätte es mir gesagt. Mum hat mir alles gesagt.« »Versteh doch! Das konnte sie nicht. Sie war damals mit Ian zusammen, und sie wollte, dass du ihn für deinen Vater hältst.« Und dann hatte Ian die beiden verlassen. Nach Ians Verrat hatte Vic Kincaid ... in ihr und Kits Leben zurückgeholt. Was sie damit beabsichtigt hatte, würden sie allerdings nie erfahren.

Kit knetete seine Knie mit den Fingern und vermied es, Kincaid anzusehen.

»Ich hatte keine Ahnung von deiner Existenz ... bis zu jenem Tag, als ich nach Grantchester gekommen bin. Deine Mutter hat mir nie gesagt, dass sie ein Kind hat.«

Ein winziges Loch in Kits Jeans wurde immer größer, während er daran riss und zupfte. »Du bist nicht mein Dad. Du kannst es nicht beweisen.« Eine weizenblonde Haarsträhne fiel ihm in die Stirn und verdeckte die

Augen, doch das eigensinnig vorgereckte Kinn sagte alles.

Kincaid sah auf seine ruhige Wohnstraße im Licht des frühen Abends hinaus. Auf dem Nachbargrundstück wuschen ein Mann und ein Junge einen Wagen und lachten, als sie im Wasserstrahl pitschnass wurden. Er konnte Grilldunst riechen, hörte die hohen Kinderstimmen aus den Gärten. Es war die Sprache der Familien, und er kannte sie nicht. »Ich kann es beweisen, Kit. Mit einem DNS- Test. Aber ich mache das nicht, solange du es nicht willst. Gib mir eine Chance, dein Dad zu sein.

Ich weiß, wir können es zusammen schaf...«

»Wie dieses Wochenende vielleicht?« Es gab ein seltsames Geräusch, als Kit das Stückchen Stoff aus der Jeans riss, das er herausgepult hatte.

»Oder so wie du zugelassen hast, dass meine Mum stirbt?«

»Kit, ich ...«

»Ich will zurück nach Cambridge. Tess braucht ihr Futter, und ohne mich isst sie schlecht.« Kit schnallte sich an. Er verschränkte die Arme vor der Brust und starrte stur geradeaus.

Sie fuhren schweigend zum Bahnhof.

Ohne sich vorher telefonisch anzumelden, wie sonst meistens, fuhr Kincaid anschließend direkt von King s Cross zu Gemma. Erst als auf sein wiederholtes Klopfen keine Reaktion erfolgte, obwohl ihr Wagen vor der gelben Doppeltür ihrer Garagenwohnung stand, merkte er, dass er gar nicht überlegt hatte, ob er überhaupt willkommen war.

Die Vorstellung, in seine leere Wohnung zurückzukehren, wo ihn alles an das verpatzte Wochenende erinnerte, war zu unangenehm, als dass er gleich aufgegeben hätte. Er öffnete die schmiedeeiserne Tür, die in den Garten der Cavendishs führte. Vielleicht war Gemma, wie so oft, nur nebenan.

Der von einer Mauer umgebene Garten lag in kühlen, nach Rosen duftenden, abendlichen Schatten, und als Kincaid den Plattenweg entlangging, der zum großen Haus führte, sah er Hazel vor einem Blumenbeet an der Terrasse knien. Sie trug alte Shorts und ein pinkfarbendes, ärmelloses Oberteil, das ihre leicht sommersprossigen Schultern freiließ.

»Gemma ist mit Toby in den Park gegangen!« rief Hazel ihm zu. »Du musst eine Weile mit mir vorliebnehmen. Es sei denn, du willst hinterhergehen.«

»Mit dir nehme ich gern vorlieb. Obwohl es so aussieht, als störe ich dich bei der Arbeit.«

»Löwenzahn überwuchert meine Margeriten«, erklärte Hazel, als Kincaid in einen Gartenstuhl auf der Terrasse sank. »Das hat man von diesem phantastischen Wetter. Das Unkraut gedeiht wie nichts.« Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, so dass ein Schmutzstreifen zurückblieb. »Im Krug dort ist noch Limonade.« Dann musterte sie ihn genauer. »Oder möchtest du was Stärkeres? Du siehst erledigt aus.« Er nahm ein Glas vom Tablett auf dem Tisch und griff nach dem Silberkrug, dessen Oberfläche beschlagen war. »Nein, das ist wunderbar. Du bist eine Zauberin, Hazel.«

»Erzähl das meinem Kind. Wir hatten einen ganz besonders schlechten Tag. Tim musste schließlich zwischen uns Kampfhähne gehen, und hat mich zur Gartentherapie nach draußen geschickt.« Hazel setzte sich auf die Fersen und trank einen Schluck aus ihrem Glas, das sie auf die Terrassenumrandung gestellt hatte.

»Ach komm, Hazel! Hab noch nie erlebt, dass du dich von den Kindern aus der Ruhe bringen lässt.«

Sie lachte. »Da hättest du mich heute mal hören sollen. Ich habe gekreischt wie ein Fischweib, weil Holly sich geweigert hat, die Spielsachen aufzuheben, die sie absichtlich herumgeworfen hatte. Toby hat auch noch einen Teil abbekommen, aber er kann mich längst nicht so auf die Palme bringen wie meine Tochter. Beim eigenen Kind ...« Hazel griff nach ihrem Spaten und stieß ihn zwischen den Löwenzahn.

»Hilft dir deine Ausbildung als Psychologin nicht?« »Zu meiner großen Enttäuschung muss ich feststellen, dass das intellektuelle Verständnis für die Verhaltensweisen von Kindern es einem auch nicht leichter macht, damit *umzugehen*.« *Erde spritzte, als sie die Löwenzahnpflanze austach und in einen Eimer warf.*

»Ich habe nicht mal diesen kleinen Vorteil.« Kincaid konnte nichts gegen die Bitterkeit in seiner Stimme tun.

Hazel sah zu ihm auf. »Was ist los? War das Wochenende mit Kit kein Erfolg?«

»Das ist noch eine Untertreibung«, schnaubte er verächtlich.

Hazel stand auf, klopfte die Knie ab und setzte sich neben ihn. »Was ist passiert?«

Kincaid wandte den Blick ab. Die weißen Lilien in Hazels Rabatte schimmerten hell im Zwielficht der Dämmerung. »Ich hab's versaut. Er war störrisch und unvernünftig, und ich hab die Beherrschung verloren. Dabei ist mir rausgerutscht, dass ich sein Vater bin, ohne an die Folgen zu denken.«

»Und?« drängte Hazel.

»Er ...« Kincaid schüttelte den Kopf. »Er war wütend. Hat mich beschuldigt, ihn anzulügen, und hat mir mehr oder weniger gesagt, ich solle bleiben, wo der Pfeffer wächst.«

Hazel nickte. »Überrascht mich nicht. Schon vergessen, wie geschockt du am Anfang gewesen bist?

Und du hast Kits Welt ohne Vorwarnung einfach auf den Kopf gestellt. Nicht mal der Tod seiner Mutter dürfte seine Sicht der Dinge auf diese Weise beeinträchtigt haben.«

Kincaid runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht.«

»Du hast aus seinem Leben eine einzige Lüge gemacht... aus seiner Vorstellung von sich selbst und seiner Entstehung. Besonders jetzt da Vic tot ist, ist diese Vorstellung alles, was ihn noch aufrecht erhalten hat.«

»Heißt das, ich hätte es ihm überhaupt nie sagen dürfen?«

»Nein.« Sie legte die Hand auf seinen Arm. »Ich wollte dir nur vor Augen führen, wie schwer du ihn mit deiner Enthüllung getroffen hast. Wie ist es zu dieser Auseinandersetzung gekommen?«

»Meine Arbeit war schuld. Ein Fall ist dieses Wochenende dazwischengekommen ... Gemma hat dir sicher schon alles erzählt... Und ich konnte mein Versprechen nicht einhalten. Kit fühlte sich um das Wochenende betrogen. Und damit hat er natürlich recht.« Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Ich hatte gedacht es sei das naheliegendste, ihn zu mir zu nehmen, sobald er sich an alles gewöhnt hat. Jetzt frage ich mich, ob diese Besuche nicht mehr verderben, als sie gutmachen.«

»Das ist sicher nicht der Fall. Aber ich glaube, dir ist nicht klar welche Verantwortung du damit übernimmst«, fügte Hazel hinzu und *seufzte*. Sie *griff* nach einer Streichholzschachtel und zündete die Zitronenkerze *auf dem Tisch an*. »Diese Art von Verantwortung ist

neu für dich. Und dein Job macht alles doppelt schwierig.«

»Ich weiß. Aber ich sehe keine andere Alternative, als Kit zu mir zu nehmen. Er kann nicht ewig bei den Millers bleiben ... so lieb es auch war, dass sie ihn während des Schuljahres bei sich aufgenommen haben.«

»Was hört man von Ian McClellan?«

Vics Exmann war gerade so lange nach Cambridge gekommen, um Kincaids Arrangement für Kit gutzuheißen, bevor er mit fliegenden Fahnen zu seiner Geliebten nach Frankreich zurückgekehrt war.

»Keinen Piep. Schätze, er genießt den Süden Frankreichs mit seiner Examensstudentin. Aber Kit hat die Hoffnung nicht aufgegeben, dass Ian ihn zu sich holt.« Kincaid schüttelte den Kopf. »Ich dachte, wenn Kit erfährt, dass nicht Ian, sondern ich sein Vater bin, würde das Ians Verrat ihm gegenüber erträglicher machen.«

»Mit der Zeit mag das so sein. Aber du verlangst von Kit, dass er dir einfach glaubt, ohne dass du etwas beweisen kannst.«

Im Haus ging in der Küche das Licht an, und er hörte das Klappern von Geschirr durch das offene Fenster. »Kit hat noch mehr zu verdauen als die Tatsache, dass er *mein* Sohn ist«, sagte er langsam.

»Er gibt mir die Schuld an Vics Tod.«

»Duncan, Kit ist ein Kind. Er hat keine andere Möglichkeit, das zu erklären, was mit ihm passiert ist, bis der Prozess ...«

»Das ist kaum eine Hilfe. Es kann zwei Jahre dauern, bis Vics Mörder vor Gericht gestellt wird. Und wenn Kit recht hat ... wenn ich bei Vic versagt habe ...?«

Hazel beugte sich vor, so dass der Lichtschein aus der Küche auf ihr Gesicht fiel. »Du weißt, dass das absurd ist«, entgegnete sie energisch.

»Du hast für Vic alles getan, was du tun konntest.«

Hatte er das? Seit Vics Tod hatte er sich davon zu überzeugen versucht, aber mittlerweile hatten die nagenden Zweifel die Oberhand gewonnen.

»Wichtig ist jetzt nur Kit«, sagte er schließlich und verdrängte die Gedanken. »Wie kann ich wiedergutmachen, was ich angerichtet habe?«

Hazel musterte ihn prüfend. »Das wichtigste ist, dass du ihn nicht aufgibst. Zeig ihm, dass du ihn nicht zurückweist, egal, wie er sich benimmt.« Nach kurzem Nachdenken fügte sie hinzu: »Ich glaube, er stellt dich auf die Probe ... und schützt sich. Wenn er dich jetzt von sich

stößt, muss er sich später keine Sorgen machen, dass du wegläufst und ihn bei der ersten Gelegenheit allein lässt, wenn er sich als ein schlechter Sohn erweist.«

»So wie Ian es getan hat.«

»Ja. Wenn du ein Versprechen nicht einhalten kannst, dann mach es irgendwie wieder gut, und zwar so schnell wie möglich. Ist die einzige Methode, ihm beizubringen, dass er dir vertrauen kann. Und, Duncan ... hab Geduld mit ihm.«

»Geduld scheint im Augenblick nicht meine Stärke zu sein.« Kincaid fühlte sich plötzlich erschöpft und ausgelaugt. Der Adrenalinschub, der ihn während der Auseinandersetzung mit Kit aufrecht gehalten hatte, war verpufft. Nur mit Mühe trank er sein Glas Limonade aus und stand auf. Er sah durch den Garten. Hinter Gemmas Fenstern brannte noch immer kein Licht.

»Willst du nicht warten?« fragte Hazel. »Ich habe eine Quiche im Kühlschrank, und der Weißwein ist kalt gestellt.«

Kincaid zögerte, dann schüttelte er den Kopf. »Ich glaube, ich brauche heute Abend Zeit für mich allein. Trotzdem, danke, Hazel. Richtest du Gemma aus, dass ich hiergewesen bin?«

»Natürlich.« Hazel stand auf und umarmte ihn kurz. »Mal sehen, ob ich mit einer halben Stunde

Winnie the Pooh bei Holly einiges wieder ins Lot bringen kann.«

Wenn es nur so einfach wäre, dachte Kincaid, als er durch die Gartentür ging und den Rover aufschloss. Aber er und Kit hatten keine tröstenden Rituale, um die ersten Risse in ihrer Beziehung zu kitten.

Als die Innenbeleuchtung des Wagens aufflammte, entdeckte er, dass das offene Handschuhfach nur ein paar Pfefferminzbonbons und Münzen enthielt. Dabei war er sicher, dass Kit das alte Foto dort hineingelegt hatte; jenes Bild, das seine Mutter von dem elfjährigen Duncan in Pfadfinderuniform mit dem zahnлückigen Lächeln geschickt hatte.

Als die Suche zwischen den Sitzen und auf dem Fußboden nichts ergab, fiel ihm ein, dass er Kit am Bahnhof kurz allein im Wagen gelassen hatte, um seine Reisetasche aus dem Kofferraum zu holen.

Falls Kit seine Meinung geändert und das Foto mitgenommen hatte, bestand vielleicht doch Hoffnung, dass er sich mit der veränderten

Beziehung zu ihm, Duncan, abfand. Angesichts dieses unerwarteten Hoffnungsschimmers wurde Kincaids Kehle eng.

Mitte der achtziger Jahre hatte Lewis Finch dem Blick auf das Millwall Dock vor der Aussicht auf den Fluss den Vorrang gegeben, und tatsächlich war sein Wohnkomplex einer der ersten bei der Neuerschließung der Docklands gewesen, ein Projekt mit mäßigen Mietsteigerungen und moderaten Mieten. Obwohl er seither zahlreiche Kaufangebote erhalten hatte und er jederzeit in eines seiner moderneren und spektakuläreren Objekte am Flusssufer hätte ziehen können, liebte er die Kleinräumigkeit der Anlage und die Nähe zu den Nachbarn, die er alle mit Namen kannte. Davon abgesehen war ihm klargeworden, dass er Veränderungen dieser Art hasste.

Gleichmaßen unbeliebt war bei ihm das Reisen. Daher genoss er nach seiner Rückkehr am späten Vorabend von einer Wochenendkonferenz den montäglichen Alltagstrott umso mehr.

Dusche, Rasur, Anziehen ... und anschließend machte er es sich bei einer Kanne Kaffee, einem Berg Toast und mit einem Stapel Zeitungen auf seinem winzigen Balkon gegenüber dem Dock gemütlich.

Während er einen Toast mit Butter bestrich, blickte er auf die in der Morgensonne schimmernden, morgendlichen Dunstschwaden über dem Wasser. Im Norden, hinter dem Outer Dock, konnte er die Glengall Bridge sehen; im Nordwesten verschwammen die Türme der Canary Wharf im Dunst; im Osten lagen die Terrassen der Vorortbahn »Dockland Light Railway«, kurz DLR genannt, und die Anhöhe des Mudchute Park.

Das alles war sein kleines Königreich ... die Insel, *The Island* ..., und wenn es ihm auch nicht ganz gelungen war, die Vergangenheit wieder lebendig werden zu lassen, so war er doch im Lauf der Jahre zumindest mit seinen Misserfolgen und mit sich selbst ins reine gekommen.

Das hatte er sich eingebildet - bis Freitagnacht. Die Sache mit Annabelle hatte längst verheilt geglaubte Wunden wieder aufgerissen, und seine Reaktion darauf hatte ihn derart erschüttert, dass er das ganze Wochenende gebraucht hatte, um sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

Heute wollte er versuchen, den Schaden wiedergutzumachen oder

zumindest zu begrenzen. Um Annabelle im Büro anzurufen, war es noch zu früh. Er wollte erst die Zeitungen lesen, seinen Kaffee trinken und versuchen, nicht an die Möglichkeit eines Lebens ohne Annabelle zu denken.

Er begann wie immer mit der *Financial Times*. Dann kam der *Telegraph* und als letztes die *Daily Post*... mit ihnen währte er seinen Finger täglich am Puls der Welt.

Die Schlagzeile sprang ihm schon von der ersten Seite des Skandalblatts ins Auge: Mordopfer aus dem Mudchute Park identifiziert. Er las weiter; zuerst mit jener nervösen Neugier, die Gewaltverbrechen vor der eigenen Haustür meistens auslösen, dann mit fassungslosem Entsetzen.

Das war unmöglich! Er las den Artikel noch einmal, folgte mit dem Finger jedem Wort wie ein Kind, wünschte verzweifelt, sich verlesen, sich getäuscht zu haben.

Schließlich ließ er die Zeitung mit zitternden Händen sinken. Alles verschwamm vor seinen Augen.

Jahre voller Hass hatten sich in einem Augenblick der Unbeherrschtheit entladen ... dann hatte er sie gehen lassen, rasend in seiner Wut. Und er hatte die Befürchtung, dass sie geradewegs zu seinem Sohn gegangen war.

Als Gemma durch die offene Tür in Janice Coppins spärlich erleuchtetes Büro sah, entdeckte sie auf einem Rollwagen in der Ecke einen Fernsehapparat, der bläuliches Licht verbreitete. »Sie wollten mich sprechen?«

Janice saß auf der Kante ihres Schreibtischs und sichtete einen Stapel Videobänder. »Hat der Chef Sie erreicht?« fragte sie und sah auf. Im Zimmer hing abgestandener Nikotindunst, und Gemma sah, dass der Aschenbecher auf dem Schreibtisch vor Kippen fast überquoll.

Seltsamerweise erinnerte sie sich nicht, Janice je mit einer Zigarette gesehen zu haben.

»Übers Handy«, antwortete Gemma. Beim Aufstehen war Toby quengelig gewesen, und seine Stirn hatte sich leicht fiebrig angefühlt, was für einen Montag nichts Gutes verhiess. Als Gemma ihn endlich vor dem Fernseher bei Hazel ruhiggestellt hatte, war es schon spät gewesen. Kincaid hatte sie angerufen und sich erboten, das verabredete Gespräch mit Annabelle Hammonds Anwalt allein zu führen. Dabei hatte sie nicht

einmal Gelegenheit gehabt, ihn zu fragen, warum er am Vorabend nicht geblieben sei, hatte keine Erklärung geliefert.

Gemma trat weiter in den Raum und starrte mit wachsendem Interesse auf die Schwarzweißszene, die jetzt über den Bildschirm flimmerte.

»Was haben Sie entdeckt?«

»Das Video von den Überwachungskameras aus dem Fußgängertunnel. Ich habe den Morgen damit verbracht, kilometerweise Filme zu sichten, die die Kameras in den Stunden vor der voraussichtlichen Mordzeit aufgenommen hatten. Nachdem wir die entscheidende Sequenz gefunden hatten, hat die Bahnaufsicht mir eine Kopie davon gemacht.«

Gemma fiel auf, dass Janice' Bluse zerknautscht und ihre Frisur aus ihrer üblichen Haarsprayform geraten war. »Um wieviel Uhr haben Sie denn hier angefangen?«

»Irgendwann im Morgengrauen. Jedenfalls fühle ich mich jetzt wie hundert. Allerdings war's die Mühe wert.« Janice legte die Videokassetten beiseite und griff nach der Fernbedienung. »Sehen Sie sich das mal an.«

Die Perspektive war seltsam. Während sich die Fußgänger im Vordergrund in beide Richtungen bewegten, verschwand der Tunnel klein und unscheinbar im Hintergrund. Plötzlich entdeckte Gemma in der Menge eine Person, die für einen kurzen Moment verdeckt gewesen war: Gordon Finch, der an der Tunnelmauer unter der gewölbten Decke lehnte, den Klarinettenkasten und den Hund zu seinen Füßen.

Im nächsten Moment sprang die Aufnahme zur nächsten Filmsequenz über, und Gemma fühlte sich automatisch an die ruckartigen Bewegungen alter Stummfilme erinnert.

Jetzt stand eine Frau vor Gordon. Sie hatte der Kamera den Rücken zugewandt, doch Gemma erkannte das schmale, schwarze Jackett und den kurzen Rock und das, selbst auf dem Schwarzweißfilm unverkennbare Haar. Es war Annabelle Hammond.

Offenbar redete sie auf Gordon ein. Ihre Körperhaltung war eindeutig. Gordon blieb stumm. Dann streckte Annabelle eine Hand aus, berührte wie flehentlich seinen Arm. Gordon sah sie zum ersten Mal an und schüttelte den Kopf. Einen Augenblick verharrte Annabelle unbeweglich, die Hand auf seinem Arm. Dann drängte sie sich an ihm

vorbei und lief durch den Tunnel davon, blinde Wut in jedem Schritt. Dann sprang der Film ruckartig zu den Aufnahmen einer anderen Kamera über. Die Szene zeigte Gordon Finch, wie er bedächtig seine Klarinette zerlegte, niederkniete und die Einzelteile sorgsam in den Instrumentenkasten packte. Auf dem Fußboden kauern, lehnte er sich schließlich gegen die weißgekachelte Tunnelwand und schloss die Augen. Eine Hand hatte er auf den Kopf seines Hundes gelegt. Anschließend erfolgte die Umschaltung auf die nächste Kamera. Diese zeigte schließlich nur Szenen mit unbekannten Fußgängern. Die Stelle an der weißgekachelten Wand, wo Gordon Finch gestanden hatte, war jetzt leer. Janice hielt das Band an.

Gemma merkte erst jetzt, dass sie automatisch die Luft angehalten hatte.

»Ist das alles?« fragte sie atemlos.

»Ja. Bei keiner späteren Kameraeinstellung tauchen die beiden noch mal auf«, sagte Janice und spulte das Video zurück. »Für mich ist die Frau Annabelle Hammond. Oder was meinen Sie?«

»Er hat also gelogen.«

»Ist kaum zu übersehen, dass er sie gekannt haben muss.« Janice glitt vom Schreibtisch und knipste die Deckenbeleuchtung an. Dann ging sie zu ihrem Stuhl, setzte sich und schnippte einen Fussel vor ihrer Hose. Dass Gordon Annabelle gekannt hatte, kam für Gemma nicht überraschend. Trotzdem war sie weder auf die Heftigkeit der Emotionen die die gespenstische Stummfilmszene vermittelte, noch auf das merkwürdige Gefühl vorbereitet gewesen, das die lebendige Annabelle bei ihr auslöste. »Ist er ihr gefolgt?« fragte sie.

»Sieht kaum danach aus, als hätten die beiden ein Treffen vereinbart«, urteilte Janice. »Ich habe eher den Eindruck, dass sie etwas vor ihm wollte, das er rundweg abgelehnt hat.«

Gemma ließ sich auf den Besucherstuhl sinken und zog den Rod unter ihren Schenkeln glatt. Sie hatte das luftigste Kleidungsstück angezogen, das sie in ihrem Schrank hatte finden können: ein kurzes indisches Baumwollkleid. »Vielleicht hat sie ihn um eine Unterredung gebeten, und er hat zuerst abgelehnt, sich jedoch später anders entschieden.«

»Aber wütend ist *sie*, nicht er gewesen. Weshalb also hätte *er sie* umbringen sollen?«

»Wir wissen ja nicht, worum der Streit ging. Oder wie er letztendlich

darauf reagiert hat«, gab Gemma zu bedenken.

»Trotzdem ... selbst wenn er sie später noch getroffen hat, muss er nicht der Mörder sein. Und was ist mit Mortimer? Er behauptet die beiden zusammen gesehen zu haben ... Woher wollen wir wissen, dass er ihr nicht aufgelauert hat?« fragte Janice trotzig mit düsterem Blick.

Gemma betrachtete sie aufmerksam. »Sie *verteidigen ihn*, was? Gordon Finch, meine ich. Warum?«

»Tue ich *nicht*«, *widersprach Janice* hitzig. *Dann* zuckte sie die Schultern. Sie wirkte plötzlich verlegen. »Ist nur ... Ich bewundere, wofür er sich einsetzt. Sie wissen schon, die übliche Robin-Hood-Story: Sohn von reichem Mann kehrt zu *seinen* Wurzeln zurück und kämpft für die Unterprivilegierten. Ist vielleicht *alles* Humbug. Außerdem hat gerade sein Vater verdammt viel für die Insel getan. Und weil wir gerade vom Vater reden ...«, fügte Janice hinzu, »ich bin da auf was gestoßen.« Gemma spürte das Zögern der Kollegin. »Na, was ist? Hat er *seinen* Strafzettel für falsches Parken nicht bezahlt?« fragte sie amüsiert. Janice verzog keine Miene. Gemma seufzte. »Also, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter.«

»Sie hatten recht... was George Brent betrifft. Bin gestern Abend noch mal bei ihm gewesen. War nicht schwierig, seinem Erinnerungsvermögen etwas auf die Sprünge zu helfen. Plötzlich ist ihm wieder eingefallen, wo er Annabelle Hammond gesehen hatte.«

»Mit Lewis Finch?«

»Ja, und mehr als nur einmal. Irgendwann im Herbst vor einem Restaurant, und dann vor kurzem wieder. Sind seiner Ansicht nach sehr >vertraut< miteinander gewesen.«

»Dann war es doch Lewis Finch, der auf Annabeiles Anrufbeantworter gesprochen hat«, überlegte Gemma laut. »Und seinen Sohn kannte sie ebenfalls. Dafür haben wir Beweise.« Sie deutete auf die Videokassette. »Schätze, Annabelle Hammond konnte jeden Mann haben, den sie haben wollte ... Trotzdem komisch, dass sie ausgerechnet auf die beiden Finchs verfallen ist, oder?«

»Zufall?« gab Gemma zu bedenken, glaubte jedoch selbst nicht recht daran. »Ob sie mit einem von den beiden Sex hatte, wissen wir noch nicht. Vielleicht war die Beziehung zu Lewis Finch rein geschäftlich. Und bei Gordon ...«

»... nahm sie Musikunterricht?« Janice warf Gemma einen verächtlichen Blick zu. »Nehmen wir mal an, sie hat mit beiden geschlafen. Warum hätte sie die Verlobung mit Mortimer aufrechterhalten *sollen*, wenn sie so geil auf andere Männer war?«

»Wieso? Wenn sie ein Mann gewesen wäre, hätte sich niemand diese Frage gestellt. Da ist so was selbstverständlich. Sollte Mortimer davon gewusst haben, hätte er allerdings das perfekte Motiv für den Mord.« Gemma dachte kurz nach. »Aber lassen wir die Spekulationen. Halten wir uns erst mal an die Fakten«, entschied sie energisch. »Der Chef will mit Lewis Finch sprechen, sobald er vom Anwalt zurück ist.«

»Dann sollten wir in der Zwischenzeit noch mal Gordon vorladen.« Janice zog eine Grimasse und griff nach dem Telefon.

»Warten Sie!« Das kam so unerwartet, dass Janice' verdutzte Miene Gemma zwang, sich zu erklären. »Ich weiß, es ist nicht ganz nach Vorschrift. Aber auf Autorität und Uniformen reagiert Finch junior offenbar allergisch. Er würde doch nur nach seinem Anwalt schreien. Ich gehe lieber persönlich zu ihm und rede mit ihm.« Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Ist erst halb zehn. Glaube kaum, dass Straßenmusiker schon so früh zur Arbeit gehen.«

Janice starrte sie an, die Hand noch am Telefon. Dann lehnte sie sich mit einem Seufzer im Stuhl zurück. »Das müssen Sie aber auf Ihre Kappe nehmen.«

Gemma nahm den erstbesten Parkplatz, der sich in der Ferry Road bot. Zu ihrer Rechten lagen die grünen Spielwiesen von Millwall Park unter dem Backsteinviadukt, über den jetzt die rot-blauen Züge der DLR donnerten. Zu ihrer Linken, auf der anderen Straßenseite, war eine Anlage mit einfachen Häusern aus der Vorkriegszeit, einige getüncht und mit Stuck verziert, andere zeigten noch ihre ursprünglich braunen Backsteinfassaden. Nach Janice' Beschreibung musste Gordon Finch nur ein paar Häuser weiter wohnen.

Als sie langsam die Straße hinaufschlenderte und die Hausnummern der gegenüberliegenden Häuserreihe prüfte, wusste sie selbst nicht, was sie veranlasst hatte, allein das Gespräch mit Gordon Finch zu suchen. Es war ein schwerer Verstoß gegen die Vorschriften, und Kincaid konnte jederzeit ihren Kopf dafür fordern.

Dabei hatte sie sein Vertrauen sowieso schon über die Maßen strapaziert.

Immerhin hatte sie ihm bislang verschwiegen, dass sie Gordon Finch kannte ... auch wenn sich aus den kurzen Begegnungen kaum eine Bekanntschaft ergeben hatte. Aber je länger sie es hinausschob, ihm die Wahrheit zu sagen, desto peinlicher musste das Geständnis werden. Davon abgesehen wusste sie auch nicht mehr über Gordon Finch als das, dass er eine Weile als Straßenmusikant in Islington gespielt hatte. Und dieser Tatsache war wohl kaum Bedeutung zuzumessen. Seltsamerweise verschafften diese Argumente Gemmas schlechtem Gewissen kaum Erleichterung.

Achselzuckend beschloss sie, einen Kompromiss einzugehen. Sie *würde* Kincaid von ihrer Begegnung mit Gordon Finch erzählen, allerdings ganz beiläufig wie eine Nebensächlichkeit und erst bei passender Gelegenheit. Und falls sie nach der Unterhaltung mit Finch die Notwendigkeit erkennen sollte, dann wollte sie ihn auch ganz offiziell vorladen lassen.

Schon nach wenigen Metern hörte sie jemanden Klarinette spielen. Sie folgte dem Klang des Instruments quer über die Straße und zu einem braunen Backsteinhaus am Ende der Häuserreihe. Die Musik kam aus einem offenen Fenster im ersten Stock, und während sie draußen stand und zuhörte, glaubte sie, in der Melodie ein Stück von Mozart zu erkennen, das sie - von Gordon Finch gespielt - bereits in der Liverpool Road gehört hatte.

An der Längsseite des Hauses befanden sich zwei blaugestrichene Türen. Die erste trug die Hausnummer, die Janice ihr genannt hatte. Offenbar bewohnte Gordon Finch den oberen Stock. Sie bediente den Türklopfer. Ein Hund schlug an. Erst als das Spiel der Klarinette abrupt endete, wurde ihr klar, dass sie keine Ahnung hatte, was sie ihm sagen wollte. Dann wurde die Tür plötzlich geöffnet. Gordon Finch starrte sie an. Er wirkte alles andere als begeistert, war barfuß und hatte nur ein ärmelloses T-Shirt über den Jeans an. Sonnenlicht fing sich in seinem goldenen Ohrring und den rotblonden Bartstoppeln seines Kinns. »Die Lady von der Polizei«, sagte er mit einem Blick auf ihr kurzes Kleid und die nackten Beine.

Gemma war sich plötzlich bewusst, dass sie nur BH und Slip unter dem dünnen Stoff trug.

»Auf die Idee, dass Sie bei den Bullen sind, wäre ich wirklich nie

gekommen. Ist das ein Höflichkeitsbesuch, oder sind Sie auf dem Kriegspfad?« Sein Ton machte deutlich, was er von ihrem Beruf hielt. Gemma zückte hastig ihre Dienstmarke, um einen letzten Rest Autorität zu wahren. »Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen, wenn Sie nichts dagegen haben, Mr. Finch«, erklärte sie energisch.

Gordon Finch neigte mit gespielter Höflichkeit den Kopf und deutete auf die Treppe. »Bitte ... treten Sie näher.« Er machte einen Schritt zurück. Als Gemma an ihm vorbei ins Haus ging, war sie ihm einen Moment so nahe, dass sie die Wärme seines Atems auf ihrer Haut spürte. Das Klappern ihrer Sandalen auf der Treppe aus rohem Holz hallte unnatürlich laut in ihren Ohren wider. Er folgte ihr schweigend auf nackten Sohlen.

Auf dem oberen Treppenabsatz ging sie, ohne stehen zu bleiben, weiter durch die geöffnete Tür und landete augenblicklich in der Mitte der Einzimmerwohnung, was ihr die Möglichkeit gab, sich einen Moment ungestört umzusehen.

Gordon Finchs Hund, Sam, lag auf einem runden Kissen vor dem offenen Fenster. »Hallo, mein Junge«, murmelte sie. »Kennst du mich noch?«

Der Hund reckte kurz den Hals, sah Gemma an, senkte den Kopf wieder auf die Pfoten und seufzte.

Offenbar hatte sie keinen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Das große Zimmer war Wohn- und Schlafraum zugleich. An der Rückseite befand sich eine Kochnische mit einem kleinen Kiefern Tisch und zwei Stühlen. Im vorderen Teil stand ein Bett mit einem Baumwollüberwurf in grellen Rot- und Violettönen.

»Na? Findet alles Ihre Zustimmung?« fragte Gordon Finch hinter ihrem Rücken. Als Gemma sich umdrehte, fügte er hinzu: »Was hatten Sie erwartet? Bierdosen und Müll?«

In einem Bücherregal stand ein CD-Player. Ein Fernseher war nirgends zu sehen. Vor dem Fenster war ein Notenständer aufgebaut. Seine Klarinette ragte zur Hälfte aus dem Kasten auf dem Fußboden, und die Notenblätter auf dem Ständer raschelten leise, was wie ein Seufzen klang. Alles in dieser Wohnung war ordentlich und sauber und wirkte trotz der spärlichen Möblierung ausgesprochen gemütlich.

»Hören Sie, Mr. Finch. Ich bin nicht hier, um...«

»Mr. Finch?« äffte er sie spöttisch nach. »Warum haben Sie gestern auf dem Revier nichts gesagt?«

Er stand mit dem Rücken zur Tür, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Wie bitte?«

»Sie wissen genau, was ich meine. Man hätte denken können, wir hätten uns noch nie im Leben gesehen.«

Gemma starrte ihn an. »Was, bitte schön, heißt das? Soweit ich mich erinnere, haben wir nur einmal ein paar Worte gewechselt. Und dabei haben Sie mich behandelt wie eine Aussätzige. Sollte ich Sie deshalb als alten Freund vorstellen, oder was?« Sie war hergekommen, um ihm eine Verschnaufpause zu verschaffen, und er hatte sie sofort in die Defensive gedrängt. Wütend fügte sie hinzu: »Außerdem haben Sie uns angelogen.«

»Inwiefern?« Er machte einen Schritt auf sie zu. Gemma wich instinktiv zurück, und der Gedanke durchzuckte sie, dass dieser Besuch vielleicht doch keine so gute Idee gewesen *sein* könnte. Gordon Finch griff jedoch nur nach der Packung Zigaretten auf dem Tisch neben dem Bett und zog eine Zigarette heraus.

»Sie haben behauptet, Annabelle Hammond nicht zu kennen und an jenem Abend nicht mit ihr gesprochen zu haben«, fuhr sie fort, während Gordon eine Zigarette anzündete. Augenblicklich breitete sich ein durchdringend riechender Nikotindunst im Zimmer aus.

»Und?« Seine saloppe Antwort verfehlte ihre Wirkung, denn er vermied es, sie dabei anzusehen. Er löschte das Streichholz mit einer schnellen Handbewegung.

Gemma schüttelte enttäuscht den Kopf. »Wir besitzen die Videobänder der Überwachungskameras.

Ich habe sie mir angesehen. Annabelle ist stehengeblieben und hat mit Ihnen gesprochen.«

Während die Zigarette in seinem Mundwinkel baumelte, bückte er sich und nahm die Klarinette aus dem Kasten. »Das beweist gar nichts.«

Gemma war nicht entgangen, dass er kurz zusammengezuckt war, bevor er seine Reaktion mit dem Griff nach der Klarinette zu vertuschen suchte. »Es beweist immerhin, dass Sie Annabelle kurz vor ihrem Tod gesehen haben ... und offenbar eine Meinungsverschiedenheit mit ihr

hatten.«

Das Instrument in der Hand, setzte sich Gordon Finch auf die Bettkante.

»Kommt häufig vor, dass völlig fremde Personen an meinem Klarinettenspiel Anstoß nehmen. Oder an meinem Aussehen. Macht das schon einen Verdächtigen aus mir?«

Er zog noch einmal an der Zigarette und drückte sie in einem kleinen Aschenbecher aus Wedgwood-Porzellan aus. Den Blick auf die Klarinette gerichtet, spielte er mit den Tasten. Sie wartete stumm.

Endlich hielten seine Finger still. Er sah zu ihr auf. »Was auch immer zwischen Annabelle und mir gewesen ist, geht niemanden etwas an.«

»Jetzt schon, denn es geht um einen Mord.«

»Mit Annabelles Tod habe ich nichts zu tun. Und was zwischen uns war, hatte auch nichts mit ihrem Tod zu tun.«

»Ist es Ihnen denn völlig egal, wie sie gestorben ist?« wollte Gemma wissen. »Jemand hat Annabelle Hammond umgebracht, und ich vermute, dass sie ihren Mörder gekannt und ihm vertraut hat.«

»Warum? Wie kommen Sie darauf? Sicher ist es irgendein ... Sie haben gesagt, dass man sie im Park gefunden hat. Wie ist sie ...«

Gemma hatte Gordon Finch bisher als ausgesprochen wortkarg erlebt.

Jetzt schien es ihm völlig die Sprache verschlagen zu haben. »Die Todesursache steht noch nicht hundertprozentig fest. Aber ich kann Ihnen verraten, dass wir kaum Spuren von einem Kampf gefunden haben. Außerdem war es offenbar kein Sexualverbrechen.« Nach kurzem Zögern fügte sie hinzu: »Und der Mörder hatte sich Mühe gegeben, die Tote liebevoll ... zurechtzulegen.«

»Zurechtzulegen?« Er starrte sie an. »Wie zurechtzulegen?«

Gemma hatte keine Ahnung, ob Details wie diese ihn mehr quälen konnten als das, was er sich in seiner Phantasie ausgemalt hatte, Trotzdem wusste sie, dass sie bereits zuviel gesagt hatte und sich vor Kincaid dafür rechtfertigen musste. »So... als wollte er ihre Menschenwürde bewahren«, antwortete sie schließlich, um Zeit zu gewinnen »Sie wirkte noch im Tod friedlich ... geradezu heiter.«

»Annabelle und friedlich? Das ist in sich schon ein Widerspruch.« Er stand auf und zündete die nächste Zigarette an.

»Warum? Wie ist sie denn gewesen?«

Er zog stirnrunzelnd an seiner Zigarette, bis deren Ende orangerot glühte.

»Sie war ... sehr intensiv in ihren Gefühlen. Besessen von Leben. Mehr als irgendjemand sonst, den ich kenne.« Er schüttelt den Kopf. »Das klingt ziemlich blöd und kitschig.«

»Nein, fahren Sie nur fort.«

Er trat unruhig von einem Bein aufs andere. »Das ist alles. Alles was ich Ihnen sagen kann.«

»Aber ...«

»Sie begreifen gar nichts. Ich weiß, wie sie war, wenn sie bei mir war. Mehr nicht.« Er trat ans Fenster, zog den Vorhang zurück und starrte hinaus. Eine leichte Brise wehte die Geräusche von schweren Baugerät auf der Baustelle an der Haltestelle Mudchute Park der DLR herüber. Als er weiterhin stumm blieb, sagte sie: »Waren Sie ...«

»Sie meinen, ob wir eine Affäre hatten?« Gordon Finch klang leicht amüsiert. »Damit war's längst vorbei. Ich habe schon vor Monaten mit ihr Schluss gemacht.«

»Sie haben mit ihr Schluss gemacht?«

Er wirbelte herum und machte einen Schritt auf sie zu. »Ist das so schwer zu glauben? Meinen Sie, ich hätte gar keinen Stolz? Jedenfalls hatte ich genug von ihren Spielchen.« »Von welchen Spielchen?«

»*Sie hat* meinem Klarinettenspiel *zugehört wie Sie. Und eines Abends* ist sie mit zu mir *nach Hause* gekommen.«

Gemma fühlte, wie *sich die Röte* über *ihr Dekolleté bis zum Hals* und über ihr *Gesicht* ausbreitete.

Hatte er das an jenem Abend von ihr erwartet, als sie Stehengeblieben war, um mit ihm über seinen Hund *zu* sprechen? Sie fragte sich, ob er Annabelle deutlicher ermutigt hatte als sie - wobei sie nicht Annabeiles Absichten gehabt hatte oder ob Annabelle leichter zu animieren gewesen war.

»Ich nehme an, Sie hätten sich durchaus geschmeichelt fühlen dürfen«, erklärte sie leichthin und setzte sich vorsichtig auf die Armlehne eines alten Sessels neben dem Bett.

Der Bezug war abgeschabt, doch er hatte ihn mit einem purpurroten Überwurf überdeckt, und einen Moment stellte sie sich vor, Annabelle habe hier gesessen, umrahmt von der Silhouette des Sessels, ihr Haar glänzend gegen den purpurnen Hintergrund. Gemma strich mit den Fingern über die Decke und fühlte sich plötzlich einer Toten gegenüber

als Eindringling.

»Geschmeichelt?« Er schnaubte verächtlich. »Durch die Aufmerksamkeit einer Frau, die mir wochenlang nicht mal ihren Namen verraten hat? Die mir ganz absichtlich verschwiegen hat, wo sie wohnt und was sie beruflich macht?« Er schnippte mit einer ruckartigen Bewegung Asche von seiner *Zigarette*.

»Aber Sie haben das alles trotzdem herausgefunden?« »Durch puren Zufall. Ich war eines Tages gerade in Island Gardens aus dem Zug gestiegen. Als ich vom Bahnsteig runtergesehen habe, kam sie aus der Wohnung an der Ferry Street. Und nachdem ich ihren *Namen kannte*, hat es *nicht mehr lange gedauert*, bis *ich die Verbindung zum Teeimport Hammond's hergestellt hatte*.«

»Und? Haben Sie sich nie *gefragt*, weshalb sie so verschwiegen war was sie verbergen wollte?«

Diese Konstellation kam mir durchaus gelegen.«

»Wirklich?« Gemma schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ihnen diese Geheimniskrämerei auch nur im mindesten gefallen hat. Oder haben Sie sich gern behandeln lassen wie jemand, dessen man sich schämt?«

»Also gut«, entgegnete er schneidend, und sie wusste, dass ihre Bemerkung ins Schwarze getroffen hatte. »Es hat mir nicht gefallen. Aber sie hat gesagt, sie sei mit jemandem aus der Firma verlobt, und sie könne diese Verbindung nicht lösen. Es gebe gewisse Sachzwänge.«

»Was für Sachzwänge?«

»Das wollte sie nicht sagen. Sie hat nie über sich und ihr Leben gesprochen. Habe ich doch schon gesagt. Und das wenige hat sie mir auch nur erzählt, weil ...« Er hielt inne und drückte seine Zigarette wütend in einem zweiten Aschenbecher aus.

»Weil Sie gedroht haben, Schluss zu machen«, ergänzte Gemma für ihn.

»War es das?« Als er nicht antwortete, fuhr sie fort: »War es das, was die Affäre beendet hat?«

»Nein. Ich war nur ... ich hatte sie einfach satt. Das ist alles.« Er stieß die Hände in die Taschen und starrte aus dem Fenster.

»Wann haben Sie von der Verbindung zwischen Annabelle und Ihrem Vater erfahren?« wechselte Gemma die Strategie.

»Ich wusste nichts von einer solchen Verbindung ... und ich bezweifle, dass Sie es wissen. Sie fischen im trüben, Sergeant.«

»Wir haben einen Zeugen, der sie mehrfach zusammen gesehen hat. Zum ersten Mal im vergangenen Herbst. Außerdem hat Ihr Vater eine Nachricht auf Annabelle Hammonds Anrufbeantworter hinterlassen ... am Abend ihres Todes.«

»Und?« konterte Gordon herausfordernd, doch er war blass geworden.

»Wann haben Sie Annabelle zum ersten Mal gesehen?«

Er zündete die nächste Zigarette an. »Weiß ich nicht mehr.«

»Sie haben gesagt, sie habe Ihnen zugehört ... als Sie irgendwo gespielt haben. Sie müssen sich doch wenigstens erinnern, in welcher Jahreszeit das gewesen ist«, beharrte Gemma.

»Im Sommer, vermutlich, jedenfalls war's heiß.«

»Und wann haben Sie mit ihr Schluss gemacht?«

»Vor ein paar Monaten. Schätze, es war Anfang des Frühjahrs.«

Ist es damals gewesen, als er bei ihrer Begegnung in Islington so schroff und abweisend gewesen war, fragte sich Gemma. Der Zeitpunkt stimmte.

»Und Sie hatten sie bis Freitagabend nicht wiedergesehen?«

»Sehen und reden sind zwei Paar Stiefel. Ich habe sie gesehen - die Isle of Dogs ist ein Dorf aber ich hatte nicht mehr mit ihr gesprochen.«

Eine Brise wehte ein Notenblatt vom Notenständer. *Es segelte* auf Gemma zu. Sie bückte sich, um es aufzufangen, und dabei drehte sie es um. »Es ist also doch Mozart, was Sie gespielt haben. Hab's mir gleich gedacht.«

Gordon wirkte überrascht. »Sie haben zugehört?« »Blieb mir gar nichts anderes übrig. Und ich habe mich erinnert, dass Si *e's* schon mal gespielt haben.«

»In Islington.« Er blinzelte in die Rauchwolke, die von seiner Zigarette aufstieg, und musterte sie prüfend. »Sie mögen also Musik? Spielen Sie ein Instrument?«

Aus seiner Stimme klang unerwartet offenes Interesse. Den Spott hatte er abgelegt. »Nein, ich ...«

Gemma zögerte, ihr Geheimnis zu verraten. Allerdings bot es ihr die Chance, seine Mauer des Schweigens zu durchbrechen. Sie schüttelte den Kopf, stand auf und schlenderte zum Küchentisch.

Dort drehte sie sich wieder zu ihm um, die Handtasche gegen die Taille

gepreßt wie ein Kind. Vielleicht hielt er sie für blöd. »Nein, ich spiele nicht. Aber ich ... ich möchte Klavierspielen lernen. Die erste Stunde hatte ich schon.«

Er drückte seine Zigarette aus und kam zu ihr, zog einen Stuhl vom Küchentisch, drehte ihn um und setzte sich rittlings darauf. »Warum?« Gemma lachte. »Sie klingen wie meine Lehrerin. Warum wollen alle nur immer das Warum wissen?

Ich bin nicht so blöd, zu glauben, dass aus mir eine große Pianistin werden könnte, falls Sie das denken.

Es ist nur, dass Musik mir ein Gefühl gibt...« »Weiter.«

»Ich weiß nicht. Es hat irgendwie mit mir zu tun«, wiegelte sie lächelnd ab, um sich nicht unnötig lächerlich zu machen. Gordon Finch jedoch *nickte* nur, als wäre das für ihn sehr plausibel. »Wie ist das bei Ihnen?« fragte sie. »Sie sind gut... soviel kann ich beurteilen. Warum leben Sie so?« Ihre Geste bezog Wohnung, Klarinette und alle sichtbaren Zeichen seiner bescheidenen Existenz mit ein. »Ich liebe mein Leben.«

»Aber Sie könnten in einem Orchester spielen, in einer Band ...« »Oh, ja natürlich. Wie ein Lackaffe im Frack in einem Konzertsaal sitzen oder in einem piekfeinen Restaurant spielen, wo dir sowieso niemand zuhört.«

»Aber das Geld wäre doch sicher ...«

»Ich verdiene genug. Und niemand sagt mir, wann ich zur Arbeit oder wann ich nach Hause gehen soll. Niemand kann über mich bestimmen. Ich könnte morgen alles zusammenpacken und irgendwo anders hingehen. Bin frei wie ein Vogel!«

Gemma sah ihn an. Sie war ihm so nahe, dass sie erkannte, wie klar und rein das Grau seiner Augen war. »Und warum tun Sie's dann nicht?«

Die Frage wog schwer in der absoluten Stille, die plötzlich herrschte. Nach einem Moment gab sie ihr Schweigen auf. »Diese Freiheit ist doch eine Illusion, oder?« fuhr sie fort. »Wir haben alle unsere Bedingungen, Verpflichtungen. Auch Sie, so heftig Sie das auch leugnen mögen. Haben Sie deshalb mit Annabelle Schluss gemacht? Hatten Sie Angst, dass sie Ihnen zu nahe kommt?«

»Nein, ich ...«

»Im Tunnel wollte sie etwas von Ihnen. Was war es?«

Er lachte humorlos. »Gute Frage, habe sie Annabelle oft genug gestellt.«

Sam hob den Kopf und jaulte leise auf, als beunruhigte ihn die unterschwellige Spannung in ihren Stimmen. Gordon kniete neben ihm nieder und legte beruhigend die Hand auf den Kopf des Hundes. Gemma trat einen Schritt näher. »Was hat sie an jenem Abend von Ihnen gewollt?«

»Ich sollte es mir noch mal überlegen. Sie wollte, dass ... dass alles wieder so wird wie früher.«

»Und Sie haben ihr eine Abfuhr erteilt?«

Er streichelte nur schweigend seinen Hund.

»Haben Sie Ihre Meinung geändert? Sind Sie ihr nachgelaufen?«

»Glauben Sie, ich habe sie umgebracht?«

Gemma zögerte. Sie dachte daran, wie zutiefst erschrocken er bei der Nachricht von Annabelles Tod einen Moment lang gewirkt hatte. Sie hatte seine Reaktion mehr gespürt als gesehen. »Nein«, erwiderte sie langsam. »Nein, das tue ich nicht. Aber das ist meine ganz persönliche, nicht meine dienstliche Meinung und kein Persilschein für Sie. Und wenn ich mich täusche, riskiere ich Kopf und Kragen.«

Gordon stand auf. »Weshalb sind Sie allein hierhergekommen?

Aufgrund dieses Videos hätten Sie mich sofort vorladen lassen können.«

Gemma berührte die Notenblätter auf dem Notenständer mit der Fingerspitze. »Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Ich hatte das Gefühl, dass Annabelle Ihnen was bedeutet hat... auch wenn Sie das leugnen.«

Gordon zögerte. »Es nützt jetzt nichts mehr, aber ich habe bedauert, ihr eine so ... schroffe Abfuhr erteilt zu haben. Sie hatte mich nie zuvor um irgendwas gebeten ... oder mir Grund zu der Annahme gegeben, ich sei mehr für sie als ein Mittel zum Zweck der Auflehnung gegen ihr Leben.«

Er schüttelte den Kopf. »Aber ihre Bitte kam so unerwartet... und erst später wurde mir klar, dass sie geweint hatte.«

»Und weshalb? Wissen Sie das?«

»Ich bin sofort nach Hause gegangen ... Ich glaube, ich habe angenommen, dass sie hierherkommt.« Er wandte den Blick ab. Sein Kinn zuckte. »Aber sie ist nicht aufgetaucht. Hatte keine Chance mehr, sie danach zu fragen.«

Kincaid saß an einem Tisch an der Tür in einem Lokal, ein paar Häuser von der Firma Hammond's entfernt, und wartete zum Mittagessen auf Gemma. Trotz der geöffneten Türen war die Luft verräuchert.

Der Fernseher in der Ecke plärrte, und die Speisekarte hatte nur Fertigkost zu bieten.

Nachdenklich nippte er an seinem Bier und fragte sich, ob er Zeit und Ort der Verabredung missverstanden haben könnte. Ihr Zuspätkommen besserte seine Laune nicht gerade, die schon durch das Gespräch mit seinem Chef ziemlich gelitten hatte. Chief Superintendent Childs war mit den bisherigen Ergebnissen der Ermittlungen ausgesprochen unzufrieden, und ließ sich auch durch Kincaids Argumentation nicht umstimmen, es sei noch zu früh für konkrete Ergebnisse, zumal es von Anfang an kaum nennenswerte Anhaltspunkte gegeben hatte.

Er hatte gerade beschlossen, seine Bestellung aufzugeben, in der Hoffnung, eine Mahlzeit würde sein Allgemeinbefinden bessern, als er Gemma im Türrahmen entdeckte. Sie sah ihn, lächelte, schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch und setzte sich zu ihm.

»Hallo, Boss!« Sie wirkte erhitzt, und eine feuchte Haarsträhne klebte an ihrer Wange.

»Was willst du haben?« fragte er.

»Hm ... eine Limonade wäre nett. In jedem Fall was mit Eiskwürfeln.«

»Soll ich auch gleich das Essen bestellen? Fisch und Pommes?«

»Ja, gut. Bin dabei«, erwiderte sie und fächelte sich mit der Speisekarte Kühlung zu.

Kurz darauf kehrte Kincaid mit den Getränken von der Theke zurück.

»Hast du Toby untergebracht?

Wie geht es ihm?«

»Ich habe vom Wagen aus gerade mit Hazel telefoniert. Es geht ihm offenbar besser. Er hat nur einen leichten Schnupfen.« Gemma leerte ihr Glas beinahe in einem Zug, lehnte sich zurück und sah sofort erholt aus. Sie berührte seinen Arm. »Duncan, wegen Kit ... Hazel hat erzählt, dass du ihm gesagt hast...«

Er schüttelte den Kopf. Nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht erschöpfte ihn bereits der Gedanke, über das Thema reden zu müssen.

»Die Sache ist völlig verfahren. Ich war nicht so naiv zu glauben, dass Kit mit fliegenden Fahnen zu mir überlaufen würde. Aber dass er es so schwer nehmen würde, hätte ich nicht gedacht.« Er zuckte die Schultern. Das Schlimmste brachte er gar nicht über die Lippen.

»Der arme Junge hat verdammt viel durchgemacht. Er muss völlig

durcheinander sein. Was willst du jetzt tun?«

Das Mädchen von der Bar kam und knallte zwei gefüllte Teller mit Servietten, Besteck und zwei Schüsselchen mit Sauce Tatar auf den Tisch. Dann kehrte sie wortlos an die Theke zu ihrem Tachtelmechtel mit einem jungen Mann im Unterhemd zurück.

Kincaid stocherte mit der Gabelspitze in seinem Fisch herum.

»Vermutlich braucht er einfach nur Zeit. Ich versuche, mich so normal wie möglich zu verhalten. Und ich rede mit Laura Miller ... will mal vorfühlen, ob sie ihn noch für einen Teil der Sommerferien behalten kann.«

»Warum hast du gestern Abend nicht gewartet?« Gemma spießte eine Pommes auf. »Wir müssen dich um Minuten verpasst haben.«

»Sei mir bitte nicht böse. Ich war einfach völlig groggy.«

Gemma warf ihm einen kurzen Seitenblick zu, drang jedoch nicht weiter in ihn. »Erzähl mir, was Annabelles Anwalt gesagt hat.«

»Anwältin«, verbesserte Kincaid sie. »Eine Powerfrau mit einer Kanzlei in Canary Wharf. Unser Gespräch war sehr aufschlussreich. Sie hat keine Frage unbeantwortet gelassen«, erwiderte er und war erleichtert, das Thema wechseln zu können. »Materiell gesehen hat Annabelle offenbar nicht viel zu vererben.« Er trank den letzten Schluck Bier, spielte mit dem Gedanken, noch ein Glas zu bestellen, und entschied sich dagegen. In der Hitze würde es ihn nur müde machen. »Ihre Wohnung ist mit einer Hypothek belastet, und da sie diese erst vor kurzem gekauft hatte, ist kaum was abbezahlt. Ihr Wagen war geleast. Sie hat ein paar Schulden, aber die sind nicht der Rede wert.«

»Sind denn überhaupt keine Vermögenswerte da?« »Das habe ich nicht gesagt Sie hatte ihre Anteile an der Firma, und die hat sie Harry und Sarah Lowell vermacht. Deren Vater Martin Lowell hat sie als Treuhänder eingesetzt.« Gemma sah überrascht auf. »Nicht ihre Schwester?« »Die Anwältin sagt, Annabelle habe diese Verfügung seit Jos Scheidung ändern wollen, es jedoch nie getan hat.«

»Könnte Lowell direkten Nutzen aus dem Ertrag der Anteile ziehen?«

»Schätze, das hängt davon ab, wie streng die Bestimmungen sind. Die entscheidende Frage ist, hat Lowell von dem Vermächtnis gewusst?«

»In diesem Fall könnte er einen Vorteil aus Annabeiles Tod ziehen«, sagte Gemma. Sie trank ihre Limonade aus. »Bisher sieht es allerdings

nicht so aus, als sei Hammond's Teas finanziell gesehen eine Goldmine.«
»Annabelle schien jedenfalls vom Einkommen aus ihren Anteilen gut leben zu können. Ich vermute allerdings, dass sie zusätzlich ein Gehalt bezogen hat.«

Gemma schob ihren Teller von sich. »Würde mich interessieren, ob Jo Lowell von der testamentarischen Verfügung ihrer Schwester weiß.«

»Fragen wir sie doch einfach, bevor wir mit Martin Lowell reden. Gehen wir zu Fuß?« erkundigte er sich und stand auf.

»Geht vermutlich schneller«, stimmte Gemma ohne große Begeisterung zu.

Als sie das Lokal verließen und die Saunders Ness in Richtung Fußgängertunnel hinuntergingen, erzählte sie ihm von Janice' Gespräch mit George Brent und von der Verabredung, die Janice mit Lewis Finch für sie an diesem Nachmittag getroffen hatte.

»Die Initiative der Frau Inspector beeindruckt mich. Es gibt also eine Verbindung zwischen Annabelle und Lewis Finch.«

»*Und zwischen Annabelle und Gordon Finch. Janice hat das entsprechende Videoband gefunden.*«

»Hast du es gesehen?«

»Und ich habe auch schon mit ihm *gesprachen*. Aus dem Video geht klar hervor, dass sie etwas von ihm wollte, was er abgelehnt hat.

Er behauptet, er habe vor Monaten mit ihr Schluss gemacht und sie habe sich mit ihm versöhnen wollen.«

»Warum hat er dann gelogen?« Sie hatten den Eingang des Tunnels erreicht, und während sie auf den Lift warteten, sah Kincaid sie an »Du hast ihn vorgeladen?«

»Ich bin in seiner Wohnung gewesen. Dachte, dass er dann kooperativer ist.«

Kincaid runzelte die Stirn. »Ganz allein?«

»Das war ja der Zweck der Übung... so wenig Polizei wie möglich«, entgegnete sie trotzig.

»Gemma, um Himmels willen ... Der Mann hat Annabelle vielleicht ermordet. Worauf hast du dich eingelassen?«

»Was hätte er denn tun sollen? Mich am helllichten Tag in seiner Wohnung um die Ecke bringen, wo doch auf dem Revier alle wussten,

wo ich mich aufhalte?« fragte Gemma sarkastisch und reckte eigensinnig das Kinn vor. »Wäre doch idiotisch gewesen. Außerdem ist der Mann kein Wahnsinniger.

Im übrigen« - sie warf ihm einen trotzig Blick zu - »lebe ich schließlich noch, oder?«

»Das ist nicht der Punkt. Mach so was bitte nie wieder ... das nächste Mal hast du vielleicht weniger Glück. Ganz zu schweigen davon, dass du gegen die Regeln verstoßen hast.«

»Als ob du das nie tun würdest«, murmelte sie.

»Verdammt, Gemma! Ich bin ...« Er hielt inne. Jedes weitere Wort würde sie nur noch bockiger machen, so gut kannte er sie inzwischen. Die Lifttür ging auf, und während sie warteten, dass die Passagiere ausstiegen, sah Kincaid, dass der Aufzug ungewöhnlich groß war und von einem Mann in Uniform bedient wurde. Sobald sie im Lift standen, entdeckte er das moderne elektronische Gegenstück dieser altmodischen Höflichkeitsgeste: eine Überwachungskamera mit Monitor, die auf Deckenhöhe angebracht war.

Sie lehnten sich gegen die Bank im rückwärtigen Teil, als die anderen Passagiere hereinströmten.

»Wenn er eine Beziehung zu ihr zugegeben hat, dann hat deine Taktik allerdings Erfolg gehabt«, lenkte er ein.

Gemma warf ihm einen prüfenden Blick zu, während der Lift langsam in die Tiefe glitt. Sie wusste offenbar nicht recht, was sie von seinem Entgegenkommen halten sollte. Das Objektiv der Überwachungskamera schwenkte vom Tunnel auf die Aufzugskabine, und einen Moment lang sah er sich selbst mit Gemma im Monitor. Dann kam der Lift mit leisem Ächzen zum Stehen. Die Türen glitten auf und *entließen* sie in die weißgekachelte, klamme und beklemmende Atmosphäre des *Tunnels*. Als sie den leicht abwärtsgeneigten Gewölbegang entlangliefen, bemerkte er, dass *sich kondensierte* Luft an der gewölbten Decke gesammelt hatte, herabtropfte und in Rinnsalen über den abschüssigen Betonboden floss. Stimmen und Schritte hallten unheimlich von den Wänden wider. Von irgendwoher hörte er Musik. »Was genau war auf dem Video zu sehen?« fragte er. »Ist Finch mit ihr weggegangen?«

»Reg Mortimer scheint die Wahrheit gesagt zu haben, zumindest was Annabeiles Verhalten im Tunnel betrifft.« Gemma drängte sich dichter

an Kincaid, um einem Fahrradfahrer Platz zu machen.

»Annabelle ist stehengeblieben, hat mit Gordon Finch gesprochen, und Mortimer war nirgends zu sehen. Sie schien auf Finch einzureden, aber der hat nicht reagiert. Dann ist sie weitergegangen.

Wenige Minuten später hat er seine Sachen zusammengepackt und ist ebenfalls verschwunden.«

»Haben sie sich später noch mal getroffen?«

»Er sagt, dass er geradewegs nach Hause gegangen sei. Ich habe Janice gebeten, jemanden zu seiner Vermieterin zu schicken, um das nachzuprüfen.«

Kincaid warf einen Blick auf Gemma. Sie erschien ihm unnatürlich blass, aber er wusste nicht recht, ob daran das kalte, von den Kacheln reflektierte Licht oder der beklemmende Gedanke schuld war, da sie sich tief unter der Themse befanden.

Sie gingen schweigend auf den ebenerdig verlaufenden Mittelteil des Tunnels zu. Die Musik, die sie schon von weitem gehört hatten, entpuppte sich als dilettantische Version von *Bad Moon Rising*, die der Sänger mehr schlecht als recht mit der Gitarre begleitete. »Man sollte denken, die Leute bezahlen den Kerl nur, damit er endlich aufhört. Wenn Gordon Finch auch nur annähernd so untalentiert ist, wollte Annabelle ihn vielleicht überreden, seine Klarinette einzupacken.«

»Er ist...« Gemma hielt inne und warf ihm einen unergründlichen Blick zu. Sie senkte den Kopf, kramte in ihrer Handtasche und warf im Vorübergehen eine Münze in den Gitarrenkasten des Musikers.

»Das hat sie nicht getan. Da bin ich sicher.«

»Hat Finch zugegeben, von Annabelle und seinem Vater gewusst zu haben?«

»Im Gegenteil. Er behauptet, keine Ahnung gehabt zu haben. Außerdem wissen wir nicht, ob sie eine Affäre mit Lewis Finch hatte. Sie wurde lediglich mit ihm zusammen gesehen.«

»Wie recht du hast«, bemerkte Kincaid sarkastisch. Gemmas Bemühen, nur das Beste von Annabelle Hammond zu denken, amüsierte ihn. Das Ende des Tunnels kam in Sicht, und Tageslicht fiel durch den Treppenschacht neben dem Aufzug. Gemma ging an den Lifttüren vorbei. »Nehmen wir die Treppe. Ich halte dieses Eingeschlossensein keine Minute länger aus.«

»Reg Mortimer und Annabelle müssten an jenem Abend diesen Weg genommen haben. Der Lift macht um sieben Uhr dicht«, sagte Kincaid. »Runterzugehen dürfte allerdings leichter sein, als hinaufzusteigen«, fügte er mit einem Blick auf die Wendeltreppe hinzu. »Reg hat ausgesagt, dass sie die Dinnerparty verlassen hätten, weil Annabelle sich nicht gut gefühlt habe; Jo behauptet, sie hätten sich gestritten; Teresa und Annabelles Vater sind der Meinung, die beiden hätten nie Auseinandersetzungen gehabt. Wer sagt die Wahrheit?« überlegte Gemma, während sie die Treppe hinaufstiegen. »Im Augenblick würde ich auf Jo tippen ... Allerdings glaube ich nicht, dass es die ganze Wahrheit ist. Wir müssen noch mal mit Mortimer reden. Aber vielleicht sollten wir uns zuerst mehr Informationen von Jo holen.«

Wenige Minuten später traten sie etwas atemlos in die Sonnenwärme hinaus, die ihnen zur Abwechslung willkommen war. Vor ihnen tauchten die hohen Masten der *Cutty Sark* auf. Sie mussten um ihren Bug herumgehen, um den King William's Walk zu erreichen. Von dort durchquerten sie das Zentrum von Greenwich. Kleine, etwas heruntergekommene Läden duckten sich neben mit Rankpflanzen überwucherten Kneipen und Restaurants.

Als sie den Emerald Crescent erreicht hatten, fühlte er einen Schweißfilm unter dem Hemd auf seiner Haut. Die kleine Straße machte am Montagnachmittag einen noch verschlafeneren Eindruck als am Samstagabend, aber sein Klopfen an Jo Lowells Haustür wurde umgehend beantwortet.

Harry Lowell starrte sie mit großen Augen im schmalen Gesicht an. Ihm war anzusehen, dass er mittlerweile schlechte Nachrichten mit ihrem Erscheinen verband.

»Alles in Ordnung, Harry«, beruhigte Kincaid den Jungen. »Wir möchten nur kurz mit deiner Mutter reden.«

»Sie ist im Schuppen. Ich bring Sie hin.« Harry drehte sich um, und sie folgten ihm durch das stille Haus. »Sarah macht Mittagsschlaf«, erklärte Harry, als sie durch den rückwärtigen Garten gingen. »Und Mami versucht zu arbeiten, während sie schläft, weil sie ein richtiger Quälgeist ist.« Als sie den kleinen blauen Schuppen erreicht hatten, steckte er den

Kopf in die Tür und sagte: »Mami, die Polizei ist da.«

Jo Lowell kam an die Tür. Sie wischte sich die Hände an einem Tuch ab, das nach Terpentin roch.

»Was ...«

»Wir möchten Ihnen nur ein paar Fragen stellen, Mrs. Lowell«, begann Kincaid. Sie sah erschöpft und leicht derangiert aus, so als habe sie kaum geschlafen oder seit Samstag einfach nicht in den Spiegel geschaut. Ein ärmelloses Oberteil entblößte sommersprossige Schultern mit Sonnenbrand, und sie trug ihr dunkles Haar achtlos zu einem Pferdeschwanz hochgebunden.

»Sie müssen entschuldigen«, sagte Jo und betrachtete bedauernd ihre Hände. »Ich habe gerade einen neuen Lack ausprobiert. Wir können ins Haus gehen ...«

»Hier ist es doch bestens«, versicherte Kincaid ihr. »Dauert nur eine Minute.«

»Also gut. Aber es ist nicht viel Platz hier drin.« Sie trat zurück. Gemma und Kincaid betraten das Gartenhäuschen.

Jo deutete auf den einzelnen Korbstuhl und eine kleine Trittleiter, dann drehte sie einen leeren Eimer als Sitz für sich selbst um. »Haben Sie schon was herausgefunden?« fragte sie.

Kincaid nahm die Trittleiter und überließ Gemma den Korbstuhl. »Mrs. Lowell, haben Sie gewusst, dass Ihre Schwester ihre Anteile an der Firma Hammond's Ihren Kindern hinterlassen hat.«

Jo starrte sie verständnislos an. »Ihre Anteile? Harry und Sarah? Aber... Sie hat nie ein Wort davon gesagt.« Ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen, die sie mit dem Handrücken wegwischte.

»Den Vater der Kinder hat sie als Treuhänder eingesetzt«, fuhr Kincaid fort und beobachtete sie aufmerksam.

»Martin?« Jos Gesicht verlor jede Farbe. Im ersten Moment schien es ihr vor Entsetzen die Sprache zu verschlagen. Sie schluckte. »Sicher ist das ... das muss ein Irrtum sein.«

Eine Hummel brummte durch das offene Fenster und versank in den Blütenblättern einer Rose. Der Duft der Blumen war so stark, dass er beinahe den Geruch der Farben übertönte. Kincaid unterdrückte ein Niesen und sagte: »Annabelles Anwältin hat uns erklärt, dass das Testament schon vor etlichen Jahren gemacht worden ist und dass

Annabelle vor kurzem mit ihr darüber gesprochen habe, es ändern zu wollen. Nachdem ihre Scheidung rechtskräftig geworden war, sollten Sie als Treuhänderin eingesetzt werden. Aber dazu ist sie wohl leider nicht mehr gekommen.«

»Aber das ist verheerend. Sie können sich nicht vorstellen... Martin kann so verdammt - unvernünftig sein. Und mit Annabelles Anteilen hat er ein wichtiges Stimpfpaket in seiner Hand. Wie konnte Annabelle nur so was Dummes machen?«

»Sie konnte ja nicht ahnen, wie wenig Zeit ihr noch bleiben würde«, warf Gemma ein. »Vielleicht war Martin damals, als sie das Testament gemacht hat, noch nicht so schwierig.«

»Stimmt, war er nicht. Aber das scheint lange her zu sein.«

Gemma zückte ihr Notizbuch und schlug es auf. »Wie genau sind die Anteile verteilt, Mrs. Lowell?«

»Mein Vater, Sir Peter Mortimer, und ich haben die Mehrheit ... jetzt zusammen mit Martin. Meine Mutter hat ihre Anteile zu gleichen Teilen Annabelle und mir vermacht. Mein Einkommen aus der Firma hat es mir ermöglicht, mich selbständig zu machen und zu Hause zu arbeiten. Wenn Martin mir das verpatzt...«

»Wir müssen uns mit ihm unterhalten, Mrs. Lowell. Die Anwältin hat uns seine Privatadresse, nicht aber die Geschäftsadresse gegeben. Können Sie uns sagen, wo wir ihn wochentags erreichen?«

»Ist das wirklich nötig?« Ein Blick in ihre Gesichter schien ihre Frage bereits zu beantworten, denn sie fuhr widerwillig fort: »Er ist der Direktor der Bank gleich am Anfang vom Stadtzentrum. Sie können sie nicht verfehlen.« Sie stand auf. »Hören Sie, wenn das alles ...«

»Nur noch ein paar Fragen, Mrs. Lowell.« Als Jo wieder auf den umgestülpten Eimer sank, fügte Kincaid hinzu: »Sie haben uns erzählt, dass Ihre Schwester und Reg Mortimer bei Ihrer Dinnerparty Streit hatten. Was genau ist passiert?«

»Ich ... ich war vor dem Nachtsch in die Küche gegangen, um schon einen Teil Geschirr abzuwaschen. Annabelle hatte den Tisch mit abgeräumt. Plötzlich ist sie in die Küche gekommen und hat erklärt, sie fühle sich nicht wohl, habe sich von den anderen Gästen bereits verabschiedet, und Reg warte bereits draußen auf der Straße Daraufhin

ist sie durch den Garten hinausgegangen.«

»Aber Sie haben ihr die Geschichte vom Unwohlsein nicht geglaubt?«

»Es war ein bisschen seltsam ... und kam ziemlich plötzlich. Außerdem hatte sich Reg nicht von mir verabschiedet.« Jo brachte ein Lächeln zustande. »Habe selten erlebt, dass er seine gute Erziehung vergisst.«

»Fanden Sie es nicht merkwürdig, dass Ihre Schwester Ihnen nicht erzählt hat, was vorgefallen ist?«

wollte Gemma wissen.

Jo zögerte kurz. »Annabelle hat sich mir nicht immer anvertraut. Nicht einmal, als wir noch Kinder waren. Trotzdem hatte ich damit gerechnet, dass sie am nächsten Tag anrufen würde ...«

»Aber Sie müssen sich doch sehr nahegestanden haben, oder?« beharrte Gemma. »Das geht schon aus den Fotos hervor, die sie bei sich aufbewahrte ... Sie scheint eine äußerst liebevolle Tante für Ihre Kinder gewesen zu sein, jedenfalls eine viel bessere, als ich es für die Kinder meiner Schwester bin

... oder zumindest war sie es, als Harry noch klein war.«

»Annabelle hat Kinder geliebt. Sie hätte gern selbst Kinder gehabt, glaube ich ... aber die Firma hatte immer Vorrang.«

»War Harry Annabelles erklärter Liebling?« Gemma erinnerte sich an das Ungleichgewicht bei der Zahl der Kinderfotos.

»Nein, das würde ich nicht sagen.« Jo spielte mit dem Saum ihrer Khakishorts. »Aber nachdem sie die Leitung der Firma übernommen hatte, hatte sie nicht mehr so viel Zeit für die Kinder. Harry hat ihr das ziemlich übelgenommen. Er ist sehr...« Sie hielt inne und horchte mit leicht zur Seite geneigtem Kopf. »Ich glaube, ich höre Sarah. Ich will lieber ...«

»Nur noch eine einzige ...« Kincaid, der sich über die Feinheit des mütterlichen Gehörs wunderte, hielt inne, als Sarahs jammernde Stimme durch das offene Fenster drang. Er hatte bis zu diesem Zeitpunkt keinen Laut gehört. »Nur noch eine letzte Frage, Mrs. Lowell. Kennen Sie einen Mann namens Gordon Finch?«

»Finch?« wiederholte Jo, die sich durch die Rufe ihrer Tochter deutlich abgelenkt fühlte. »Nicht Lewis Finch?«

»Was *wissen Sie* über Lewis Finch?«

»Nur, dass er und Vater nicht miteinander auskommen, und da, ist

ziemlich untypisch für meinen Vater.« »Kennen Sie den Grund für diese Abneigung?« erkundigte sich Kincaid.

»Ich erinnere mich, dass meine Mutter mal gesagt hat, es habe etwas mit der Zeit zu tun, die Vater während des Krieges in Surrey verbracht hat.«

»Ihr Vater war dorthin evakuiert worden?«

»Seine Mutter glaubte, dass Greenwich bombardiert werden würde ... sie lebten gleich nebenan.

Vater wohnt dort noch immer.« Sie deutete auf die Hangseite der kleinen Straße. »Deshalb hatten seine Eltern ihn zur Patentante geschickt. Sie war eine Exzentrikerin ... eine von den Frauen, die Hosen trugen, als das für Frauen noch als unschicklich galt.« Jo lächelte. »Vater hat sie vergöttert.«

»Hat?«

»Er hat oft von ihr erzählt, als wir noch Kinder waren. Annabelle hat Geschichten über die Familie geliebt.«

»Wusste Annabelle, dass Ihr Vater Lewis Finch nicht mochte?«

»Oh, ja. Er hat nie ein Geheimnis daraus gemacht. Ist Gordon Finch ein Verwandter von Lewis?«

»Sein Sohn. Und offenbar war Ihre Schwester mit beiden gut bekannt. Gordon Finch war der Straßenmusikant, mit dem sie an jenem Abend im Fußgängertunnel gesprochen hatte.«

»Lewis Finchs Sohn ist ein Straßenmusiker?« Jo runzelte die Stirn. »Wie komisch.«

»Finden Sie es nicht komisch, dass Annabelle sich über den Wunsch Ihres Vaters hinweggesetzt hat

... was die Finchs betraf?« wollte Gemma wissen.

Jo schüttelte den Kopf. »Nein. Sie haben Annabelle eben nicht gekannt. Was die Familie und die Firma betraf, hatte sie einen Tick ... genau wie Vater. Trotzdem hatte sie einen Hang zur Bosheit. Sie liebte es, sich einzumischen und alles durcheinanderzubringen.«

Gemma stand auf der schmalen Straße vor Jo Lowells Haus und sah Kincaid fragend an, als dieser die Antenne seines Mobiltelefons einschob.

»Kein Glück«, berichtete er. »Mortimer hat sein Büro vorübergehend verlassen. Wir versuchend weiter.«

Gemma warf einen Blick auf die Uhr. »Wir haben noch Zeit... bis zu unserer Verabredung mit Lewis Finch. Ich finde, wir sollten mit William Hammond reden, da wir schon mal in der Gegend sind.« Sie blickte zu dem Haus hinüber, das sich über ihnen an den Hang duckte. Seine wasserblaue Tür schimmerte durch das Blätterwerk der Bäume. »Ich möchte wissen, was er über die Finchs zu sagen hat. Und über Martin Lowells unverhofftes Erbe.«

»Zäumen wir nicht das Pferd von hinten auf? Wir haben noch nicht mit Lowell gesprochen.«

»Auf dem Rückweg nach Greenwich kommen wir sowieso an seiner Bank vorbei.«

»Also, besuchen wir erst mal Mr. Hammond.« Kincaid ging über die Straße voraus und stieg die Treppe am Hang hinauf.

Unter den Bäumen war es angenehm kühl, und das Licht, das gebrochen durch das Blätterwerk drang, erhellte bunte Placken von Impatiens unter den Kletterpflanzen. »Da scheint jemand *Sinn* fürs Gärtnern zu haben«, bemerkte Gemma. »Oder hatte es jedenfalls«, verbesserte sie sich, als sie fast oben angekommen waren. »Jetzt sieht alles ein bisschen verwildert aus.«

Bei näherem Hinsehen wies auch die wasserblaue Tür die ersten Spuren mangelnder Pflege auf.

Die Farbe an der unteren Kante hatte Risse und begann abzublätern. Gemma klingelte, und während sie warteten, hörte sie auf den Gesang der Vögel in den umliegenden Bäumen.

William Hammond öffnete die Tür. Er trug rote Hosenträger über einem weißen Hemd und einer Anzughose und hatte keine Schuhe an. Einen Moment starrte er sie ohne ein Zeichen des Erkennens an.

»Entschuldigen Sie«, sagte er schließlich und deutete auf seine Kleidung.

»Sie haben mich bei einem Nickerchen ertappt. Ich habe die letzten Nächte nicht sonderlich gut geschlafen.« Er fuhr sich mit seinen langen Fingern durchs Haar. »Gibt's was Neues?«

»Leider nein«, erwiderte Kincaid. »Aber wir möchten Ihnen ein paar Fragen stellen. Es dauert nicht lange.«

»Kommen Sie doch rein«, forderte Hammond sie so freundlich auf, dass Gemma fast das Gefühl hatte, er sei dankbar für ihre Gesellschaft. Möglicherweise zog er sie der Einsamkeit seiner Gedanken vor.

Im Wohnzimmer waren dunkelgrüne Samtvorhänge weit aufgezo- gen, um auch den leisesten Windhauch hereinzulassen. Gemma stieg der feine Geruch von Staub - und etwas anderem - in die Nase, das sie nach einer Weile als den beißenden Geruch von Klebstoff identifizierte. Neben dem Sofa waren ordentlich ein Paar Herrenschuhe abgestellt, und das Kissen am oberen Ende des Sofas trug den Abdruck eines Kopfes.

Als sie sich in den Sessel mit Chintzbezug setzte, den Hammond ihr angeboten hatte, ließ ein flüchtiger Seitenblick in das angrenzende Zimmer ihren Atem stocken. »Oh, das ist ja phantastisch!«

sagte sie spontan, stand auf und ging zur Türöffnung, um besser sehen zu können. Auf einem Esstisch stand ein Modellschiff mit komplizierter, fein gesponnener Takelage. Sein Rumpf glänzte wie Satin. »Ist das die *Cutty Sark*?«

Hammond lächelte. »Nein, es ist die *Sir Lancelot*. Sie hat einst die Überfahrt von London nach China in der Rekordzeit von achtundachtzig Tagen zurückgelegt.«

»Großartiges Schiff«, bemerkte Kincaid, der zu ihnen trat. »Ich erinnere mich, als Kind mal so was mit einem Baukasten versucht zu haben. Aber das ...« Er berührte den geschwungenen Rumpf. »Das ist ein Kunstwerk.« Er sah sich im Zimmer um und entdeckte die anderen Modellschiffe in den Regalen.

»Wie konnten Sie diese Schiffe alle nachbauen? Soviel ich weiß, ist die *Cutty Sark* der einzige Klipper dieser Baureihe, der überhaupt noch existiert.«

»Steckt 'ne Menge Arbeit dahinter«, gab Hammond zu. »Ich mache mir alle Berichte und Zeichnungen zunutze, die ich auftreiben kann.

Manchmal erlaube ich mir auch ein wenig künstlerische Freiheit.«

»Gehört wohl ungeheure Geduld dazu.« Gemma dachte an die vielen

Stunden, die jedes einzelne Detail erfordern musste.

»Was einst als kindliches Interesse angefangen hat, ist in den letzten Jahren fast zur Besessenheit geworden, fürchte ich. Aber nach dem Tod meiner Frau hat es mir über die erste schwere Zeit hinweggeholfen, und jetzt ...« William Hammond starrte auf das Modell einen Moment in seine Gedanken versunken, bis er mühsam wieder in die Gegenwart zurückfand. »Entschuldigen Sie. Wo bleiben meine Manieren? Darf ich Ihnen was zu trinken anbieten? Wie wär's mit einer Tasse Tee?«

Allein der Gedanke an ein heißes Getränk trieb Gemma di

Schweißperlen auf die Stirn. »Nein, danke«, wehrte sie hastig ab. »Wir wollen Sie nicht lange aufhalten.« Durch ein unmerkliches Nicken von Kincaid ermuntert, fuhr sie fort: »So seltsam es klingen mag, Mr. Hammond, aber heute sind wir wegen einer Sache hier, die lange zurückliegt. Wir haben von Ihrer Tochter erfahren, dass Sie während des Krieges aufs Land verschickt wurden.«

Sie waren mittlerweile ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Hammond setzte sich bedächtig auf das Sofa. »Das ist richtig«, erwiderte er verdutzt. »Aber weshalb interessieren Sie sich denn dafür?«

»Man hatte Sie zu Ihrer Patentante nach Surrey geschickt, ist das richtig?«

»Ja, nach Friday Green ... liegt nordöstlich von Guildford. Meine Patentante besaß dort ein großes Anwesen. Aber was ...«

»Ich kenne das Dorf«, sagte Kincaid lächelnd. »Da gibt's einen netten Gasthof... Vermutlich existierte er auch schon zu Ihrer Zeit. Bezaubernde Gegend. Ein Paradies für einen Jungen, könnte ich mir vorstellen. Haben Sie den ganzen Krieg dort verbracht?«

»Ich ... ja, das habe ich. Meine Mutter war überzeugt, dass Greenwich bombardiert werden würde.

Aber wir hatten Glück. Die Firma Hammond's hatte nur minimale Schäden zu beklagen.«

»Und während Ihrer Evakuierung haben Sie Lewis Finch kennengelernt?«

»Lewis Finch?« Hammond starrte Gemma ausdruckslos an.

»Soviel ich weiß, ist er ein renommierter Bauunternehmer im East End ... einer, der offenbar für den Erhalt alter Bausubstanz eintritt.«

»Ich ... Es ist viele Jahre her, ja. Wir sind zusammen evakuiert gewesen. Das ist richtig.« Er schüttelte den Kopf. »Aber was hat das mit dem Tod meiner Tochter zu tun?«

»Haben Sie einen Moment Geduld, Mr. Hammond. Jo hat behauptet, Sie hätten ihr und Annabelle nahegelegt, sich von Lewis Finch und seiner Familie fernzuhalten.«

»Das ist Unsinn«, widersprach er unwirsch, »Wir bewegen uns lediglich nicht in denselben Kreisen.«

»Jo scheint zu vermuten, dass zwischen Ihnen eine Art Fehde besteht ... und dass dieser Zwist etwas mit dem Krieg zu tun hat«, beharrte Gemma.

»Eine Fehde?« Hammond wirkte überrascht. »Keine Ahnung, wie Jo auf diese melodramatische Idee kommt.« Stirnrunzelnd fügte er hinzu:

»Möglich, dass ich mal erwähnt habe, dass Lewis meiner Ansicht nach den Aufenthalt im Haus meiner Tante dazu missbraucht hat, sich vorteilhafte Beziehungen zu erschleichen, ohne dass ihm das zugestanden hätte, aber als >Fehde< kann man das wirklich nicht bezeichnen.«

»Und Lewis Finchs Sohn Gordon kennen Sie nicht?«

»Seinen Sohn? Woher sollte ich?« fragte William Hammond perplex. Gemma registrierte, dass er plötzlich sehr müde wirkte.

In ihrer Unsicherheit darüber, wieviel sie von ihrem Wissen preisgeben durfte, warf sie Kincaid einen fragenden Blick zu, doch der zuckte nur unmerklich die Schultern. Sie wandte sich wieder an Hammond.

»Sir«, begann sie und tastete sich vorsichtig weiter: »Ihre Tochter Annabelle scheint sowohl mit Lewis als auch mit Gordon Finch gut bekannt gewesen zu sein. Tatsächlich hatte sie monatelang eine Affäre mit Gordon ... und Gordon Finch ist vermutlich der letzte gewesen, der sie lebend gesehen hat.«

Williams Blick wurde starr. Schließlich kam er mühsam aus dem Sessel hoch und richtete sich vor ihnen auf. »Das muss ein Irrtum sein«, entgegnete er schneidend. »Annabelle hätte sich nie mit Lewis Finch oder seinem Sohn eingelassen. Sie hätte Reginalds Vertrauen niemals missbraucht.« Er wandte sich an Kincaid. »Es betrübt mich Superintendent, dass Sie kostbare Zeit mit abwegigen Spekulationen vergeuden, während der Mörder meiner Tochter noch immer frei herumläuft.«

»Allmählich habe ich den Verdacht, dass William Hammond sein< Tochter Annabelle durch eine mehr als rosarote Brille gesehen hat.. was natürlich sehr bequem war«, bemerkte Kincaid, als sie in der größten Mittagshitze den Hang hinunter zum Zentrum von Greenwich schlenderten.

»Das ist doch nichts Ungewöhnliches«, konterte Gemma. »Di< meisten Eltern idealisieren ihre Kinder ... besonders wenn's um die Beziehung zum anderen Geschlecht geht. Jo Lowell andererseits schien die Andeutung kaum zu überraschen, dass ihre Schwester ihren Verlobten betrogen haben könnte.«

»Frage mich nur, welche Rolle Mortimer in diesem Zusammen hang gespielt hat. War Annabelle für ihn über jeden Tadel erhaben Wenn das der Fall war und er von ihrer Affäre mit Gordon Finch Wind bekommen hatte, dann könnte der Schock ihn zum Äußersten - auch zu einem Mord — getrieben haben.«

»Oder wenn er bereits einen Verdacht hatte, der sich letztendlich bestätigt hat. Aber das erklärt nicht den Streit bei der Dinnerparty - und in diesem Punkt haben wir nur Jo Lowells Wort - oder die Tatsache, dass er sie im Tunnel mit Gordon Finch allein gelassen hat«, gab Gemma zu bedenken. »Auch die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter scheinen seine Version der Geschichte zu bestätigen.«

Sie hatten Royal Hill erreicht. »Er könnte sie ohne weiteres umgebracht und dann die Nachrichten auf Band gesprochen haben, um sich ein Alibi zu verschaffen«, entgegnete Kincaid.

»Aber man konnte doch die lauten Geräusche der Kneipe im Hintergrund hören. Er muss also vor Lokalschluss angerufen haben. Und die Pathologin sagt, dass Annabelle nach Mitternacht gestorben ist.«

»Damit kommen wir nicht weiter. Warten wir ab, bis wir noch mal mit Mortimer gesprochen haben«, schlug Kincaid vor. »Jetzt interessiert mich erst mal, warum Jo Lowell von der Vorstellung gar nicht begeistert war, dass wir mit ihrem Exmann sprechen wollen.«

»Deine Neugier wird gleich befriedigt werden.«

Sie fanden die Bank ohne Schwierigkeiten, wie Jo es prophezeit hatte. Der Mann am Schalter wies ihnen den Weg zu Martin Lowells Büro.

»Mr. Lowell?« Kincaid klopfte an die offene Tür des kleinen, durch Glas

abgetrennten Raumes. »Wir sind von Scotland Yard ... Superintendent Kincaid, Sergeant James.« Er klappte seinen Dienstausweis auf. »Wir haben ein paar Fragen an Sie.«

Der gutaussehende Mann hinter dem Schreibtisch sah auf. Der gereizte Ausdruck entstellte ihn etwas. Er war dunkelhaarig, glattrasiert und trug die für Banker typische Berufskleidung mit weißem Hemd und dunkler Krawatte. Die Hemdsärmel allerdings hatte er aufgerollt. »Scotland Yard? Womit kann ich dienen? Allerdings habe ich eine Besprechung ... in« - er warf einen Blick auf seine Uhr - »zehn Minuten. Also fassen Sie sich bitte kurz.«

»Es ist wegen Ihrer ehemaligen Schwägerin, Annabelle Hammond«, fuhr Kincaid fort und rückte einen Besucherstuhl für Gemma zurecht. Lowell war weder aufgestanden und hatte ihnen eine Sitzgelegenheit angeboten, noch reagierte er auf Kincaids Bemerkung. »Hat sich die Anwältin der Hammonds schon mit Ihnen in Verbindung gesetzt?«

»Ja, heute Morgen. Aber ich verstehe nicht ganz, was Sie das angeht.«

»Ach nein?« Kincaid zog die Augenbrauen hoch. »Ein Mord in Verbindung mit einer unverhofften Erbschaft verdient durchaus unser Interesse, Mr. Lowell.«

Martin Lowell lächelte zum ersten Mal. »Wollen Sie damit andeuten, ich hätte Annabelle umgebracht? Wegen der Firmenanteile für meine Kinder? Superintendent... Wie war doch gleich Ihr Name? Sie müssen verdammt verzweifelt sein, wenn Sie nach jedem Strohalm greifen.«

Kincaid war sicher, dass Lowell sich seines Namens sehr wohl erinnerte.

»Das haben Sie gesagt, Mr. Lowell.« Er erwiderte das Lächeln. »Die Frage ist lediglich, ob Sie von Annabelle Hammonds Verfügung gewusst haben.«

»Bis zum Anruf der Anwältin heute Morgen hatte ich keine Ahnung davon. Ich war sogar ziemlich überrascht. Allerdings bin ich schon neugierig, weshalb Sie es ungewöhnlich finden, dass Annabelle ihre Anteile ihrer einzigen Nichte und ihrem einzigen Neffen hinterlassen hat.«

»Seltsam erscheint mir daran nur die Tatsache, dass sie Sie als Treuhänder eingesetzt hat.

Immerhin sind Sie von Annabelles Schwester schon länger geschieden.« Lowell zuckte die Achseln. »Nach Auskunft der Anwältin hat sie das

Testament kurz nach dem Tod ihrer Mutter gemacht und ist nie dazu gekommen, es später zu ändern. Vielleicht hielt sie mich auch als Treuhänder des Vermögens unserer Kinder für geeigneter als Jo.«
»Haben Sie vor, eine aktive Rolle in der Firmenpolitik zu spielen, Mr. Lowell?« fragte Gemma.

Martin Lowell musterte Gemma unverhohlen abschätzend. Kincaid beobachtete, wie Gemma unter seinem Blick rot wurde.

»Alles andere wäre doch wohl unverantwortlich. Finden Sie nicht auch, Sergeant?« Lowell lächelte, hielt ihren Blick, bis sie wegsah. Dann stand er auf und sah ostentativ erneut auf die Uhr. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen ...«

»Danke für Ihr Entgegenkommen, Mr. Lowell«, sagte Kincaid leicht sarkastisch und erhob sich ebenfalls.

Für Gemma sahen die Heron Quays gegenüber dem mittleren Teil des West India Docks im Vergleich zu der klassischen Silhouette der Canary Wharf geradezu herzerfrischend unkonventionell aus. Der Komplex war moderat in der Höhe, und seine schrägen Dächer, die rosaroten und purpurroten Seitenwände und weißen Balkone erinnerten sie an eine chaotisch angeordnete Ansammlung Schweizer Chalets. Janice hatte ihr erzählt, dass es eines der frühen Dockland Projekte darstellte und dass Lewis Finch seit dem Abschluss der ersten Bauphase in der Mitte der achtziger Jahre dort ein Büro unterhielt.

Sie gingen am Wasser entlang. »Die Sache mit den Hammonds und den Finchs macht mich neugierig«, gestand Kincaid unvermittelt. »Vor allem, seit Hammond leugnet, etwas gegen die Familie zu haben. Glaubst du, Jo könnte ihre Mutter in diesem Punkt missverstanden haben?«

Gemma zuckte die Schultern. »Vielleicht ist er einfach zu höflich, um vor uns sein konservatives Klassenbewusstsein auszubreiten.«

»Snobismus allein macht keine Familienfehde aus, und Jo Lowell ist nicht der Typ, der so was durcheinanderbringt«, murmelte Kincaid, als er die Tür mit dem Firmenemblem der »Finch Ltd.«

aufstieß, dem Gemma bereits überall auf der Insel begegnet war.

Sie atmete erleichtert auf, als sie das klimatisierte Entree der Firma betraten. Draußen in der Sonne vor der Fassade des Docks herrschten Backofentemperaturen.

Kincaid nannte einer reichlich hektisch wirkenden Empfangsdame ihre Namen, was ihnen augenblicklich ein freundliches Lächeln einbrachte. Sie wurden nach links und in ein Büro geführt.

Gemma registrierte als erstes den Blick auf den monumentalen Canada Tower gegenüber dem Dock, der im großen Panzerglasfenster wie ein Bild vor ihr stand. Dann richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf den Mann, der mit ausgestreckter Hand auf sie zukam.

Die Ähnlichkeit war unverkennbar ... und zwar nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch in der Persönlichkeit. Lewis Finch hatte dieselbe faszinierende Ausstrahlung, die sie bereits bei Gordon angezogen hatte und die bei Lewis Finch noch deutlich durch die Aura des Machtmenschen verstärkt wurde.

»Sie haben mich gerade noch erwischt«, begann Finch und schüttelte energisch Kincaids und dann Gemmas Hand. »Bitte setzen Sie sich. Normalerweise bin ich um diese Tageszeit draußen auf den Baustellen, aber die Beamtin, die mich angerufen hat, sagte, es sei dringend.« Er war in Hemdsärmeln, hatte Krawatte und Kragen etwas gelockert, was allerdings jene wie selbstverständlich zur Schau getragene, lässige Eleganz nicht im geringsten minderte, die mit Geld und Erfolg einherging. Welche Gaben die Natur diesem Mann auch mitgegeben hatte, dachte Gemma, er hatte offenbar das Beste daraus gemacht. »Was kann ich für Sie tun, Superintendent?« erkundigte sich Finch und setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

»Sie wissen, dass Annabelle Hammond tot ist?«

»Ich ... ja. Ich habe es erst heute Morgen erfahren ... Ich bin übers Wochenende weg gewesen. Ein schrecklicher Verlust«, sagte er, und aufrichtige Trauer lag in seinen Worten. In diesem Moment wurde Gemma klar, dass Martin Lowell kein Wort des Bedauerns angesichts des Todes seiner Schwägerin über die Lippen gekommen war.

»Kannten Sie Miss Hammond gut?«

»Ich weiß nicht, ob irgendjemand Annabelle *gut* gekannt hat, Superintendent. Sie war eine sehr verschlossene Frau. Aber wir waren seit ungefähr einem Jahr befreundet. Hatten uns bei einer Bürgerversammlung hier auf der Insel kennengelernt.« Finch lächelte bei der Erinnerung daran.

»Und Sie waren während dieser Zeit intim befreundet?«

Finch musterte Kincaid. Gemma spürte, dass er plötzlich auf der Hut war. »Wenn Sie damit meinen, dass wir eine sexuelle Beziehung hatten, ja, die hatten wir, wann immer sich die Gelegenheit ergab. Sie müssen wissen, dass Annabelle eine sehr unabhängige Person war.«

»Erzählen Sie uns mehr über sie«, bat Gemma. »Was war sie für ein Mensch?«

Als Lewis Finch Gemma ansah, fiel ihr auf, dass er dieselben klaren grauen Augen hatte wie sein Sohn. »Annabelle hatte ein Talent, alles zu bekommen, was sie wollte - manchmal auch ohne Rücksicht auf andere -, und sie verfügte über die seltene Gabe, immer genau zu wissen, was sie wollte, zumindest in beruflicher Hinsicht. Davon abgesehen war sie intelligent, mutig ... unglaublich egozentrisch, und in mancherlei Hinsicht erstaunlich loyal.«

»Ist das ein Widerspruch?« fiel Gemma ein.

Finch nickte. »Zwangsläufig, ja.«

»War Ihnen klar, dass sie verlobt war und heiraten wollte?« fragte Kincaid. »Insofern erscheint mir Annabelles Verhältnis mit Ihnen nicht gerade der Ausdruck von >erstaunlicher Loyalität< zu sein.«

Finch runzelte die Stirn. »Vielleicht war es eine Art von Loyalität die nicht unbedingt normalen Maßstäben genügte. Aber nach meine Erfahrung rechtfertigen sich die meisten Menschen, die außerhalb einer verpflichtenden Beziehung ihr Vergnügen suchen, meist damit dass sie die Unzulänglichkeiten des jeweiligen betrogenen Partner beklagen.

Annabelle hat das nie getan.«

»Mr. Finch«, tastete Gemma sich weiter vor, »wussten Sie, dass Annabelle ebenfalls ein Verhältnis mit Ihrem Sohn hatte?«

Finch starrte sie an. »Mit Gordon? Nein, das wusste ich nicht.«

»Annabelle Hammond scheint, offen gestanden, von Ihrer Familie geradezu fasziniert gewesen zu sein. Haben Sie eine Ahnung, weshalb?«

»Nein. Sie hat nie etwas gesagt, das mir diesen Eindruck vermittelt hätte.«

»Dann hat sie Ihnen auch nicht gesagt, dass sie von Ihrer Verbindung zu ihrem Vater wusste?«

»Wovon reden Sie überhaupt, Superintendent?« Finchs Stimme klang neutral, doch Gemma fühlte, dass sich eine knisternde Spannung im Raum aufbaute.

»Annabelle wusste, dass Sie und William Hammond während des Krieges gemeinsam evakuiert gewesen waren.«

Finch blinzelte. »Ja, das stimmt. Aber seither hatten wir kaum Kontakt.«

»Wir glauben, dass William Hammond Annabelle vor Ihnen gewarnt hatte ... Sie nahm an, der Grund sei eine Art Fehde zwischen Ihnen beiden. Ist da was dran?«

»Selbstverständlich nicht. Und ich bin sicher, Annabelle hätte mit mir darüber gesprochen, wenn sie so was angenommen hätte.« Er überlegte.

»Ich hatte durch Annabelle den Eindruck, dass William ein bisschen ... kauzig geworden ist seit dem Tod seiner Frau. Vielleicht hat sein Realitätssinn gelitten.«

»Als wir mit ihm gesprochen haben, machte er einen völlig klaren Eindruck. Er hat uns gegenüber angedeutet, Sie hätten die während des Krieges geknüpften Beziehungen schamlos zu Ihrem Vorteil eingesetzt, ohne dazu berechtigt gewesen zu sein.«

»So, sagte er das?«

»Stimmt es denn nicht?«

Einen Moment dachte Gemma, Lewis würde nicht antworten. Dann erwiderte er hastig: »Edwina Burne-Jones war eine liebenswerte und großzügige Frau, die mich, den armen Jungen aus dem East End, bei sich aufgenommen und so behandelt hat, als sei er in der Lage, alles zu erreichen, was er erreichen wollte ... doch die Dankbarkeit, die ich ihr gegenüber empfinde, geht niemanden etwas an.

Nicht William Hammond und auch nicht Sie, Superintendent. Ist das jetzt alles?«

»Noch eine Frage, Mr. Finch. Wann haben Sie Annabelle zur letzten Mal gesehen?«

»Wir haben vor ein paar Wochen zusammen zu Abend gegessen. Das genaue Datum kann ich Ihnen nicht sagen«, erwiderte er, ohne Kincaid aus den Augen zu lassen. Gemma war sicher, dass er wusste was kommen würde. Er war viel zu intelligent, um nicht zu erraten dass sie Annabelles Anrufbeantworter abgehört hatten.

Kincaid schien einen Moment zu überlegen. »Was Sie uns gesagt haben, scheint zu bedeuten, dass Ihre Beziehung zu Annabelle ehe zwanglos, geradezu zufälliger Natur gewesen ist. Und doch geht aus der Nachricht, die Sie Freitagabend auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen haben,

hervor, dass Sie ausgesprochen wütend auf sie gewesen sind, weil sie nicht zu erreichen war. Weshalb?»

»Das missdeuten Sie, Superintendent. Ich habe nie behauptet, dass unsere Beziehung zufällig gewesen ist. Sie war lediglich keiner Regelmäßigkeit unterworfen. Annabelle konnte gelegentlich schwierig sein aber sie war ... einmalig. Ich habe vor ihr nur eine Frau gekannt, die so bedingungslos dem Leben zugetan war, und ich ...« Er schüttelt den Kopf, und Gemma glaubte, einen feuchten Schimmer in seiner grauen Augen zu erkennen. »Ich war am Freitagabend nicht wütend ... Ich habe mir Sorgen gemacht. Annabelle hatte auf meinem Anrufbeantworter eine Nachricht hinterlassen, die völlig untypisch für sie klang ... sie sagte etwas davon, ihre Verlobung lösen zu wollen. Ich wollte wissen, was passiert war.«

»Und hat sie Sie wieder angerufen?»

»Nein. Ich habe bis kurz nach Mitternacht gewartet... dann nicht mehr. Ich musste am nächsten Morgen sehr früh zu einer Besprechung nach Gloucestershire.«

»Haben Sie einen Zeugen ... ein Alibi ... für Freitagabend, Mr. Finch?»

»Ich lebe allein, Superintendent. Da gibt es niemanden.« Lewis Finch sah Gemma in die Augen.

»Überhaupt niemanden.«

Als sie zum Limehouse-Revier zurückkamen, saß Janice Coppin in Bereitschaftsraum und sortierte Berichte. Sie machte ein Gesicht, als könnte sie kein Papier mehr sehen.

»Hat die Befragung von Haus zu Haus was gebracht?» wollte Kincaid wissen und setzte sich auf die Kante von Janice' Schreibtisch.

»Nur im negativen Sinn«, antwortete Janice und deutete auf die Papiere.

»Niemand hat Annabelle Hammond an jenem Abend gesehen. Falls sie nach Hause gekommen ist, haben's ihre Nachbarn jedenfalls nicht gemerkt, und keiner von ihnen konnte viel über sie sagen. Ihre Nachbarn auf der anderen Seite des kleinen Gartens, ein junges deutsches Paar, gaben zu, sie mit einem netten jungen Mann Croquet spielen gesehen zu haben, aber für eine Personenbeschreibung hat ihr Englisch wohl nicht gereicht.«

»Jemand soll ihnen ein Foto von Reg Mortimer zeigen, obwohl wir annehmen können, dass er derjenige gewesen ist.«

»Was ist mit dem Lokal - dem Ferry House -, wo Mortimer angeblich auf Annabelle gewartet hat?«

fragte Gemma.

»Das ist das einzig Positive an der Sache«, erwiderte Janice. »Der Barkeeper hat ausgesagt, Mortimer und Annabelle vom Sehen zu kennen. Er wisse daher genau, dass Mortimer gegen zehn Uhr an jenem Abend allein ins Lokal gekommen sei. Er habe Orangensaft bestellt, aber es sei ziemlich viel los gewesen, so dass er nicht beschwören könne, was er danach noch gemacht habe.«

»Aber sein Eindruck war...«, half Kincaid ihr auf die Sprünge.

»Sein Eindruck war, dass er bis Lokalschluss geblieben ist.«

»Könnte er Annabelle getötet haben, als sie den Tunnel verlassen hat, und ihre Leiche irgendwo versteckt haben, um sie nach Lokalschluss in den Park zu bringen?«

»Unwahrscheinlich. Es sei denn, er hätte sie in ihrer Wohnung umgebracht. Ich glaube nicht, dass es in der Umgebung des Tunnels möglich gewesen wäre, eine Leiche zu verbergen. Wäre viel zu riskant gewesen. Trotzdem ... Mortimer hatte offenbar allen Grund zur Eifersucht.« Kincaid berichtete Janice daraufhin, was sie in den Gesprächen des Nachmittags erfahren hatten.

»Hatte was von einer läufigen Hündin, die Dame, was?« bemerkte Janice, als er geendet hatte. »Die Frage ist, ob Mortimer gewusst hat, was sie trieb?«

»Ich versuche schon den ganzen Nachmittag, ihn zu erreichen.« Kincaid hatte nach ihrem Besuch bei Lewis Finch erneut von seinem Handy aus in der Firma Hammond's angerufen. Aber Mortimer war nicht ins Büro zurückgekommen, und in seiner Privatwohnung hob niemand das Telefon ab. »Wir wissen, dass er heute Morgen im Büro war. Ich bezweifle also, dass er sich irgendwie abgesetzt hat.

Gleich morgen früh kümmer ich mich um ihn. Außerdem habe ich auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen, dass er uns anrufen soll.«

»Ah, dabei fällt mir was ein!« Janice kramte in den Papieren auf ihrem Schreibtisch, bis sie einen Notizzettel gefunden hatte. »Von Yard hat jemand für Sie angerufen. Ein Mann namens Ian McClellan versucht, Sie zu erreichen. Er ist offenbar in London und möchte Sie heute Abend

treffen.«

»Ian McClellan?«

»Hier ist die Nummer, die er hinterlassen hat. Ist er eine neue Spur?«

»Eine Spur?« Kincaid merkte, dass er offenbar ein reichlich dumme Gesicht machte, und schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können. Er vermied es, Gemma anzusehen. »Nein, das ist... privat« brachte er schließlich heraus und steckte sein Notizbuch ein.

Was, zum Teufel, suchte Ian McClellan plötzlich in England, und was wollte er von ihm?

In seiner Wohnung tauschte Kincaid die Bürokleidung gegen Jean und T-Shirt und versuchte, Kit in Cambridge anzurufen. Laura Mille bat ihn, einen Moment zu warten, meldete sich jedoch kurz darauf selbst wieder und erklärte bedauernd, dass Kit im Augenblick nicht ans Telefon kommen wolle. Kincaid hörte die Besorgnis in ihre Stimme, bedankte sich jedoch und sagte, er wolle es später noch einmal versuchen.

Kincaid sah durch die geöffnete Balkontür, als er auflegte, und entdeckte Sid, der auf dem Geländer kauerte und die Vögel im Garten des Majors mit gespanntem Interesse beobachtete. Er trat auf den Balkon hinaus, streichelte die Katze und fand kurzen Trost in der Tatsache, dass sie, anders als Kit, ihm stets verzieh, gleichgültig, wie sehr er sie vernachlässigte.

Schließlich wählte Kincaid für seine Begegnung mit Ian McClellan vertrautes Territorium, nämlich das Freemason's Arms an der Willow Road in Hampstead Heath. Die Sommersonne sandte ihre langer schrägen Strahlen durch die Baumkronen, und in Hampstead Heath wimmelte es von Londonern, die ihren von der Tageshitze stickige Wohnungen entflohen waren.

Als er das Lokal erreichte, wählte er einen Tisch im Garten. Er war früh genug gekommen, um noch etwas zu essen, doch als die Bedienung sein Hähnchen brachte, merkte er, dass ihm der Appetit vergangen war. Er nippte an seinem Bier, stocherte lustlos im Essen und dachte über Ian McClellan nach. Vics zweiter Ehemann, ein Professor für Politikwissenschaften am Trinity College, hatte sich im Vorjahr mit einer seiner Examensstudentinnen nach Südfrankreich abgesetzt. Nach Vics Ermordung war McClellan kurzzeitig nach England zurückgekehrt, hatte sich allerdings geweigert, Kit mit nach Frankreich zu nehmen.

Kincaid blickte auf und sah McClellan, der über die Wiese auf ihn zukam, ein Glas Bier in der Hand.

Er war braungebrannt und schlanker, als Kincaid ihn in Erinnerung hatte. Bei näherem Hinsehen entdeckte Kincaid in seinem braunen Haar und Bart etliche graue Strähnen. Es war das erste Mal, dass Kincaid den Mann ohne sein übliches Kordjackett mit Lederflecken an den Ellbogen sah, aber selbst im kurzärmeligen Popelinehemd hatte er eine eindeutig professorale Ausstrahlung.

Kincaid stand auf, um ihn zu begrüßen. Er war entschlossen, der Begegnung einen besseren Start zu verschaffen als bei den vorangegangenen Gelegenheiten.

Die beiden Männer standen sich einen Moment verlegen gegenüber, dann schüttelte McClellan fest Kincaids Hand und setzte sich auf den weißen Gartenstuhl. Nachdem er sich zurückgelehnt und Kincaid zugestimmt hatte, brach er die gespannte Stille als erster. »Schätze, Sie wundern sich, weshalb ich um dieses Treffen gebeten habe.«

Kincaid nickte und trank einen Schluck Bier. »Kam offen gestanden ziemlich überraschend für mich.«

»Tja, also ... Unter anderem bin ich Ihnen wohl eine Entschuldigung schuldig«, erklärte Ian bedächtig. »Ich hatte in den vergangenen Monaten viel Zeit zum Nachdenken, und ich sehe jetzt ein, dass mein Benehmen einigermaßen ... unvernünftig war. Und unverantwortlich. Die ganze Geschichte mit Jennifer... dann Vic, und die Begegnung mit Ihnen unter den gegebenen Umständen ...« Sonnenlicht glitzerte auf Ians goldenem Brillengestell, als er kurz den Blick abwandte. »Nach meiner Rückkehr nach Frankreich hat es mit Jennifer nicht mehr funktioniert. Um ehrlich zu sein, bin ich völlig ausgeflippt.« Er zuckte die Schultern und fügte hinzu: »War nicht ganz das, was sie sich vorgestellt hatte. Ein Mann mittleren Alters mitten in einer Lebenskrise. Sie ist nach England zurück, um ihr Studium zu beenden.«

»Sind Sie deshalb auch wieder hier? Um in ihrer Nähe zu sein?« fragte Kincaid.

Ian schüttelte den Kopf. »Nein, so blöd bin ich nicht. Auch wenn Sie's mir nicht glauben. Aber meine Beurlaubung geht nach dem Sommer zu Ende. Und mit meinem Buch stecke ich in einer Sackgasse.

Insofern hatte es keinen Sinn mehr, weiter in Frankreich zu bleiben ...«

Kincaid wartete schweigend.

»Wie geht es ihm? Kit, meine ich. Kommt er ... zurecht? Was ist mit der Schule?«

Kincaid dachte an jene ersten Wochen, als Laura Kit jeden Morgen weinend an Tess geklammert in seinem Zimmer vorgefunden hatte. Der Junge hatte Angst gehabt, die Hündin auch nur während der Schulstunden allein zu lassen, und war überzeugt gewesen, dass ihr während seiner Abwesenheit etwas zustoßen würde.

»Er hat das Schuljahr geschafft. Die Schule hat sich sehr bemüht, ihm ein gewisses Gefühl von Normalität zu geben. Soweit das unter den Umständen möglich war, versteht sich.

Aber das sind nur die Äußerlichkeiten. Wies wirklich in ihm aussieht, weiß ich nicht. Er hat Alpträume und Essstörungen, aber das hat sich in letzter Zeit gebessert.« Kincaid hielt inne. »Außerdem will er nicht über seine Mutter sprechen. Nicht mal mit Hazel Cavendish, die normalerweise sogar einen Stein erweichen kann.«

»Was ist mit dem Prozess? Hat sich da was getan?«

»Die Staatsanwaltschaft sondiert noch immer die Beweislage. Ein Termin wurde noch nicht festgesetzt.«

»Und damit ist keine Lösung für Kit in Sicht«, murmelte Ian. »Ist ihr Mörder ...«

»Genießt die Gastfreundschaft der Königin, in Untersuchungshaft. Das zumindest ist schon mal was.« Kincaid verscheuchte eine Wespe, die sich auf dem Rand seines Bierglases niedergelassen hatte. Die Abenddämmerung hatte sich über den Garten gesenkt und brachte eine Abkühlung.

»Da ist noch etwas«, sagte Kincaid. »Wir beide sind im Augenblick bei Kit in Ungnade gefallen.«

»Wir beide? Ich weiß, er hat guten Grund, auf mich wütend zu sein. Aber warum auf Sie?«

Da Kincaid einmal damit angefangen hatte, gab es kein Zurück mehr.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich mit großer Sicherheit sein Vater bin. Das war gestern Abend, um genau zu sein.«

»Sie haben's ihm gesagt?« wiederholte McClellan verdutzt. »Sie haben mich doch beknet, nicht mit ihm darüber zu sprechen. Ihn Zeit zu geben

...«

»Ich dachte, die Zeit sei gekommen. Außerdem muss sich an seinen Lebensumständen was ändern

... er kann schließlich nicht ewig bei den Millers bleiben.« Ian schob seine Brille hoch, was, wie Kincaid sich erinnerte, ein Zeichen von Erregung war. »Und wie hat er's aufgenommen?«

Kincaid schob den Teller mit dem kalt gewordenen Hühnchen beiseite.

»Er will mir nicht glauben.

Fühlt sich betrogen. Und jetzt kreuzen Sie plötzlich auf. Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Eugenia hat mir Drohbriefe geschickt. Ich dachte, das sollten Sie wissen.«

»Und womit hat sie gedroht? Der Welt noch mehr Schwierigkeiten zu machen?« Nach Vics Tod waren Kincaids Begegnungen mit seiner ehemaligen Schwiegermutter ausgesprochen feindselig verlaufen, und es gab keine Anzeichen, dass das je anders werden würde. Kit war lieber davongelaufen, als bei der Großmutter zu bleiben, und Eugenia verzieh Kincaid nie, welche Rolle er bei der Sache gespielt hatte. Sie betrachtete Kit als ihr Eigentum.

»Sehr konkret ist sie nicht gewesen.« Ian lächelte humorlos. »Zuerst wollte sie die Besuchsrechte der Großeltern einklagen. Später fing sie an, mich wegen Vernachlässigung meiner Vaterpflichten anzugreifen und wollte selbst das Sorgerecht für Kit erwirken.«

»Großer Gott!« Allein der Gedanke war für Kincaid unerträglich.

»Ich glaube nicht, dass sie damit durchkommt... was das Sorgerecht betrifft, meine ich. Aber ein Besuchsrecht könnte sie erwirken. Ich habe mit meinem Anwalt gesprochen.«

Die wenigen Pommes, die Kincaid gegessen hatte, lagen wie Blei in seinem Magen. »Kit ist davongelaufen, als er das letzte Mal gezwungen wurde, bei der Großmutter zu bleiben ... das darf nicht wieder passieren.« Er schluckte mühsam. »Aber warum reden wir über Eugenia? Mich interessiert, was Sie mit Kit vorhaben.«

Ian betrachtete nachdenklich sein Glas. »Für das Haus in Grantchester hat sich bisher kein Käufer gefunden. Ich spiele mit dem Gedanken, es vorübergehend vom Markt zu nehmen, bis ich mir über alles klargeworden bin.«

»Wollen Sie dort wohnen?«

»Erst einmal, ja. Und ich möchte Kit zu mir nehmen. Ich muss viel wiedergutmachen.«

Kincaid dachte schweigend nach. »Sie wissen, dass ich keine rechtliche Handhabe gegen Entscheidungen habe, die Sie für Kit treffen.

Aber wenn Sie ihn wieder im Stich lassen, dann tue ich alles, was in meiner Macht steht, um zu verhindern, dass Sie noch mal eine Chance bekommen. Das schwöre ich.«

Ian hielt seinem Blick stand. »Ich möchte das Beste für Kit. Und ich glaube, es ist das beste, ihn nach Grantchester zu holen.«

»Und was erzählen Sie ihm von mir?« fragte Kincaid mit wachsendem Ärger.

»Egal, wer sein biologischer Vater ist ... er ist noch immer mein Sohn.«

»Und wo bleibe ich bei diesem hübschen Arrangement? Jetzt, da Sie der ideale Vater geworden sind?« Kincaid konnte seine Bitterkeit nicht verbergen. Er hatte Monate damit zugebracht, den Schaden zu beheben, den McClellan angerichtet hatte, und jetzt glaubte der Mistkerl, sich ins gemachte Nest setzen zu können.

»Hören Sie, Duncan.« Ian beugte sich vor, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und Kincaid fiel auf, dass er zum ersten Mal seinen Vornamen benutzte. »Ich habe nicht vor, Sie von Kits Leben auszuschließen. Er braucht uns beide ...«

»Woher wollen *Sie* eigentlich wissen, was er braucht?« Kincaid war nahe daran, die Beherrschung zu verlieren.

»Wenn ich was wiedergutmachen will, dann muss ich doch irgendwo anfangen, oder? Und so wie die Dinge liegen, haben Sie kein Recht, mir zu drohen oder mir Vorwürfe zu machen... Sie haben doch selbst eine Menge vermasselt«, fügte Ian hitzig hinzu.

Sie starrten einander wütend an. Dann lehnte Kincaid sich zurück und holte tief Luft. Sich mit McClellan anzulegen, nützte niemandem. »Also gut. Ich habe Fehler gemacht, das gebe ich zu. Aber im Gegensatz zu Ihnen war ich für Kit da. Und ich habe nicht die Absicht, sang- und klanglos aus seinem Leben zu verschwinden.«

Ian lächelte verlegen. »Schätze, die Frage ist vielmehr, ob er mit einem von uns noch was zu tun haben will. Ich fahre morgen nach Cambridge

und richte das Haus her, und dann hole ich Kit von den Millers ab.«
»Lassen Sie ihm etwas Zeit, sich mit dem Gedanken anzufreunden«,
entgegnete Kincaid.

»Wenigstens ein paar Tage. Er hat dort, wo er ist, eine gewisse
Geborgenheit gefunden ... Und vielleicht fällt es ihm schwer, in das
Cottage zurückzukehren. Ist Ihnen klar, dass er sich auf keinen Fall von
dem Hund trennt?«

»Gut, ich lasse ihm ein paar Tage«, stimmte Ian zu und zog eine
Grimasse. »Und an den Hund kann ich mich gewöhnen. Alles ist
möglich.«

Kincaid musterte ihn argwöhnisch. Er durfte diese Absichtserklärung
nicht für bare Münze nehmen, denn nach seiner Erfahrung mit Ian war
tatsächlich alles möglich.

Gemma wurde durch Tobys Stimme aus einem wirren, morgendlichen Traum geweckt. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie im Gegenlicht vor dem Fenster zum Garten die kleine Silhouette ihres Sohnes, der neben ihrem Bett stand.

»Mami, ich hab schlecht geträumt.«

»Wirklich, Schätzchen?« Sie setzte sich auf und strich sich das Haar aus dem Gesicht. Das blassblaue Karussellpferd, das ihr Sohn gegen seine Brust gepreßt hielt, hatte schon einen Teil seines Sattels aus Filz eingebüßt, und von seiner einst weißen Mähne und dem Schweif waren nur noch kümmerliche Reste übrig. Seine schwarzen Glasaugen jedoch waren glänzend und klar wie am ersten Tag, und Toby liebte das Stofftier mit Hingabe und Treue. »Hat Pferdchen auch schlecht geträumt?«

fragte sie und fühlte am Hals des Jungen nach Anzeichen von Fieber.

»Sind es wieder die Monster gewesen?«

Toby nickte heftig, und sie schwor sich insgeheim, ihm abends nie wieder aus dem Buch *Wo die Wilden Kerle leben* vorzulesen. »Komm zu Mami ins Bett, Herzchen, und schlaf weiter.« Als er sich zwischen sie und die Wand kuschelte, legte sie kurz ihre Wange an seine und genoss seinen süßen Duft. Auch wenn er täglich mehr wie ein kleiner Junge aussah, im Schlaf roch er noch immer wie ein Baby.

Sie lag still neben ihm und horchte auf seine Atemzüge. Trotzdem verspürte sie eine wachsende Unruhe, eine Rastlosigkeit, die sich schließlich nicht mehr unterdrücken ließ. Nach einer halben Stunde glitt sie aus dem Bett und ging zum Fenster. Sie zog die Jalousien hoch, beobachtete eine Weile, wie fahles Licht über den Garten kroch, und horchte auf die Vögel, die den Tag mit geradezu aufreizender Fröhlichkeit begrüßten.

Gemma trat vom Fenster zurück und ging in ihre kleine Küche, um Kaffeewasser aufzusetzen.

Der Wasserkessel pfiff, als sie die Kaffeebohnen aus dem Kühlschrank genommen und gemahlen hatte, und während sie den Kaffee aufgoss, dachte sie an Annabelle Hammond. Welcher Zauber musste von ihr

ausgegangen sein, dass sie andere Menschen zwingen konnte, ein Leben nach *ihren* Bedingungen zu akzeptieren? Dahinter hatte mehr als nur äußere Schönheit gesteckt, soviel war ihr klargeworden. Einen Moment wünschte Gemma, sie gekannt zu haben ... selbst beurteilen zu können, ob sie eine Heilige oder eine Sünderin gewesen war.

Eine Stunde später, als Toby glücklich singend seine Cornflakes aß, zog sie sich sorgfältig an: beige Hose, weißes T-Shirt und einen olivfarbenen Leinenblazer. Sie war entschlossen, an diesem Tag der Welt draußen professionell und geschäftsmäßig gegenüberzutreten, welche Temperaturen auch immer herrschen mochten.

Obwohl der Morgen eine kleine Atempause von der sengenden Hitze des Vortages versprach, war die Luftfeuchtigkeit mit der dünnen Wolkendecke gestiegen, die den Himmel wie geronnene Milch überzog. Schon auf der Fahrt ins East End fühlte sie, wie sich ein feiner Feuchtigkeitsfilm auf ihre Haut legte, und sie fragte sich, ob schien Willenskraft verhindern konnte, dass sie dahinschmolz, noch bevor ihr Arbeitstag überhaupt begonnen hatte.

Kincaid war bereits vor ihr angekommen und wartete, gegen der Rover gelehnt, den er gegenüber der Firma Hammond's am Straßenrand geparkt hatte. Er richtete sich auf, sah ihr lächelnd entgegen und fuhr sich mit der Hand durch sein windzerzaustes Haar. »Könnte Regen geben«, sagte er zur Begrüßung.

»Alles in Ordnung?« fragte sie und musterte ihn prüfend. Sein Lächeln wirkte aufgesetzt, und Gespräche übers Wetter gehörten normalerweise nicht zu seinem Repertoire.

Er sah sie arglos an, seine Augen so blau wie das Baumwollhemd das er trug. »Warum nicht?«

»Du hast nicht angerufen. Was hat Ian ...«

»Ich dachte, dass du schon schläfst.« Er wandte den Blick ab und klopfte den Staub der Kühlerhaube des Rovers von seiner Hose »Außerdem habe ich erst mal Zeit gebraucht... um mir über einige klarzuwerden.« Er sah sie an. »McClellan will hierbleiben. Er zieht wieder in das Haus bei Cambridge. Und er will Kit zu sich nehmen.

»Aber ...« Gemma versuchte, das zu verarbeiten. »Nachdem er monatelang nichts mit dem Jungen zu tun haben wollte? Einfach so? Wie

hast du reagiert?«

»Was hätte ich sagen sollen?« Er grinste hilflos. »Du kennst die Situation so gut wie ich.«

Gemma suchte nach einer Antwort. Alles, was ihr einfiel, kam ihr trivial und dumm vor. Sie berührte seinen Arm. »Tut mir leid, dass momentan alles so kompliziert für dich ist. Wenn ich irgendwie helfen kann...«

»Wir könnten uns heute Abend unterhalten ... sofern die Sterne günstig stehen.« Er nahm sie beim Ellbogen und führte sie zum Haupteingang der Firma Hammond's. »Bis dahin ... Ich habe eine Verabredung mit dem Chef am späten Vormittag und möchte zumindest einen kleinen Fortschritt bei unseren Ermittlungen vermelden können. Hoffen wir, dass sich Reg Mortimer kooperativ zeigt.«

Das erste, das Gemma beim Betreten des alten Speichers auffiel, war der alles überlagernde Geruch von Tee. Das zweite war die emsige Betriebsamkeit, die am Sonntag gefehlt hatte. Kincaid sprach kurz mit der Empfangsdame. Gemma neigte den Kopf leicht zur Seite, um sich über die einzelnen Geräusche klarzuwerden. Von oben ertönte das Rattern von Maschinen und ein dumpfes Pochen, und aus den offenen Türen zu den Laderampen drang Radiomusik, und das Klingeln von Telefonen übertönte leises Stimmengemurmel. Die Stimmung schien allgemein gedämpft zu sein.

Als sie am ersten Büro vorüberkamen, sahen sie durch die offene Tür Teresa, den Telefonhörer am Ohr. Sie hob den Blick, starrte sie verblüfft an und hob verlegen eine Hand zum Gruß.

Reg Mortimer erwartete sie im angrenzenden Büro hinter seinem Schreibtisch und stand auf, als er sie sah. Er trug ein blassrosa Hemd mit passender Krawatte. Die normalerweise schmeichelnde Farbe seines Hemds besserte seine vor Erschöpfung fahle und ungesunde Gesichtsfarbe kaum. Gemma registrierte erschrocken, wie sehr sich sein Äußeres seit ihrer ersten Begegnung vor drei Tagen verändert hatte. Was steckte dahinter? Schuld? Oder Trauer?

»Sie sind schwer zu erreichen, Mr. Mortimer«, begann Kincaid, als sie sich setzten.

»Tatsächlich?« Mortimer lächelte einigermaßen freundlich. »Ich hatte viel zu erledigen ... und aufzuräumen.« Er strich mit der Handfläche über die polierte Schreibtischplatte. »Ihre Jungs haben ein ziemliches Chaos

hinterlassen.«

»Aufräumen gehört nicht zu ihrem Job«, erwiderte Kincaid und ließ den Blick interessiert durch das Büro schweifen.

Gemma sah keinerlei Hinweise auf Spuren, die die Spurensicherung hinterlassen haben könnte, fand jedoch die Mischung von Möbeln und Bildern in Mortimers Büroraum reichlich seltsam. Der große, moderne Schreibtisch war aus hochglanzpoliertem Ebenholz, der dazugehörige Schreibtischsessel aus schwarzem Leder, während die hochlehnigen Besucherstühle aus einer Zeit weit vor Mortimers Geburt zu stammen schienen und nur zweckmäßig waren. Aus derselben Epoche stammten wohl die abgewetzten, hölzernen Aktenschränke zu beiden Seiten des Fensters hinter dem Schreibtisch. Über einem der Aktenschränke drehte sich unter der Decke leise schwirrend ein Ventilator.

»Da sind noch ein paar Dinge, die wir gern mit Ihnen geklärt hätten, Mr. Mortimer«, begann Kincaid.

»Wussten Sie, dass Annabelle ihre Anteile an der Firma Harry und Sarah Lowell vermachte und deren Vater als Treuhänder eingesetzt hat?«

Gemma zückte unauffällig ihr Notizbuch, während sie Mortimers Reaktion beobachtete. Er verzog zwar kurz das Gesicht, doch seine Antwort kam schnell und spontan. Gemma ahnte sofort, dass er vorbereitet war.

»Bis gestern hatte ich keine Ahnung. Teresa und ich haben heute Nachmittag eine Verabredung mit der Anwältin. Mal sehen, was wir tun können.«

»Dann teilen Sie Jo Lowells Ansicht, dass ihr Exmann Schwierigkeiten machen wird?«

»Persönlich habe ich nichts gegen Martin Lowell. Trotzdem macht uns die Vorstellung Sorge, dass jemand, der mit dem Teegeschäft überhaupt nicht vertraut ist, einen großen Teil der stimmberechtigten Anteile besitzt. Das verstehen Sie sicher«, fügte er geschäftsmäßig hinzu.

Gemma sah von ihren Notizen auf. »Finden Sie es nicht merkwürdig, dass Ihre Verlobte so etwas Wichtiges wie ihre testamentarischen Verfügungen nicht mit Ihnen besprochen hat?«

Mortimer bog leicht den Kopf zurück und spielte mit dem Kugelschreiber auf seiner Schreibunterlage. »Annabelle war geradezu fanatisch auf ihre Eigenständigkeit bedacht. Außerdem hat sie es wohl

nicht für nötig gehalten, über so etwas zu reden«, fügte er ausdruckslos hinzu.

»Vielleicht wollte sie bis nach Ihrer Heirat warten und Sie dann als Erben einsetzen«, schlug Gemma vor.

»Vorauszusagen, was Annabelle getan >hätte, wenn<, erscheint mir ein besonders fruchtloses Unterfangen.«

Gemma erkannte ihr Stichwort. »Hatte Annabelle ihre Meinung bezüglich der Hochzeit geändert?

Ging es bei Ihrem Streit am Freitagabend vielleicht darum?«

Mortimer wurde sichtlich blass. »Wovon ... wovon reden Sie? Sie hatte ihre Meinung selbstverständlich nicht geändert. Ich habe doch gesagt ... Sie hat sich nicht gut gefühlt.«

»Komisch«, fiel Kincaid ein. »Jo Lowell erzählt, dass Sie beide Streit hatten und dass Sie auf Annabelle auf der Straße gewartet haben, ohne sich bei Ihrer Gastgeberin zu verabschieden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie so unhöflich gewesen wären, wenn der Abend für Sie friedlich geendet hätte,«

Mortimer sah von einem zum anderen. »Es klingt jetzt alles so idiotisch.« Tränen traten in seine Augen, und er wischte sie mit dem Handrücken weg. »Und wir haben keine Chance, zurückzunehmen ... was wir gesagt haben.«

»Wir alle haben dumme Auseinandersetzungen«, warf Gemma ein und vermied es, Kincaid anzusehen. »Wenn wir Glück haben, können wir sie bereinigen. Bauschen Sie die Sache nicht auf, nur weil Ihnen das jetzt verwehrt ist.«

Reg stieg Röte in die Wangen. »Also gut«, sagte er nach kurzem Zögern. »Annabelle war wütend, weil sie glaubte, Jo habe mit mir geflirtet... Ich habe doch gesagt, dass es idiotisch war.«

»Und *hat* Jo mit Ihnen geflirtet?« wollte Kincaid wissen. »War da was dran?«

»Nein, natürlich nicht. Annabelle war nur nicht gut drauf.« Reg sah weg und zuckte verlegen die Schultern.

»Vielleicht habe ich Jo mehr Aufmerksamkeit geschenkt als sonst, weil Annabelle so widerborstig war. Und Jo schien das zu genießen. Das war alles. Es war dämlich, ich weiß, aber wenn man sich so lange kennt,

verfällt man leicht in alte, kindische Rituale.« »Wissen Sie, weshalb Annabelle so schlecht drauf war?« »Ich habe keinen Schimmer. In letzter Zeit hat es hier in der Firma mehr Stress gegeben als sonst. Das ist alles.« Er sah sich seufzend um. »Sie hat Änderungen vorgenommen, die tiefgreifenden Einfluss auf die Zukunft der Firma gehabt hätten ... neue Produkte, neue Verpackungen, neue Marketingstrategien. Jetzt ...« Reg sank in seinen Stuhl und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie wir ohne Sie weitermachen sollen.«

Gemma dachte an die auffallenden Teebüchsen, die Annabelle entworfen hatte, an Teresa Robbins'

Begeisterung, als sie von Annabeiles Plänen, neue Marktnischen für Hammond's zu erschließen, gesprochen hatte, an den offensichtlichen Schock und die Trauer der Firmenbelegschaft. Konnte die Firma Hammond's ohne Annabelles Schwung und weise Voraussicht erfolgreich weiterbestehen? »Gibt es irgendjemanden in der Firma, der durch Annabeiles Tod Vorteile hat?« fragte sie.

»Nicht dass ich wüsste«, antwortete Reg vorsichtig. »Sogar für Martin Lowell könnten die Anteile mehr Belastung als Gewinn sein ... jetzt, da Annabelle nicht mehr das Sagen in der Firma hat«, fügte er hinzu, und Gemma glaubte, so etwas wie Genugtuung herauszuhören.

Kincaid musterte ihn nachdenklich. »Sind Sie sicher, dass Annabelle an jenem Abend eifersüchtig war? Und nicht Sie?«

»Wie bitte?« Mortimer, der mit dem Stift gespielt hatte, hielt inne.

»Scheint so, als hätten Sie guten Grund gehabt, Reg.« Kincaid klang mitfühlend. »Wussten Sie, dass Annabelle den Straßenmusikanten aus dem Tunnel gekannt hat? Und dass sie eine Affäre mit ihm hatte?«

»Was?« Mortimers Adamsapfel hüpfte, als er schwer schluckte. »Das ist unmöglich, ich ... Wie sollte Annabelle den Typ gekannt haben? Noch dazu ein Straßenmusikant? Sie müssen sich irren.«

Gemma brachte ein Lächeln zustande. »Dieser Musiker ist ziemlich gut. Möchte behaupten, man bekommt für die Münzen, die man in seinen Kasten wirft, 'ne Menge mehr geboten, als das normalerweise der Fall ist.« Zu spät fühlte sie Kincaids Blick neugierig auf sich gerichtet.

»Er ist kein gewöhnlicher Straßenmusiker, wenn Sie das beruhigt« warf Kincaid ein. »Er heißt Gordon Finch und ist Lewis Finchs Sohn.« Diesmal starrte Mortimer sie nur an.

»Kennen Sie Lewis Finch?«

Mortimer kämpfte ganz offensichtlich um Haltung. »Selbstverständlich kenne ich Lewis Finch. Jeder auf dem >Island< weiß, wer Lewis Finch ist.«

»Annabelle eingeschlossen?«

»Ich ... Ich nehme doch an ... Sie muss ihm zwangsläufig irgendwann begegnet sein.«

»Überrascht es Sie, dass sie den Vater ebenso gut kannte wie den Sohn ... ganz im biblischen Sinn?

Wir sind nicht sicher, wer der erste war, das Huhn oder das Ei, aber es scheint sicher zu sein, dass sie trotz ihrer Verlobung mit Ihnen mit beiden eine Affäre hatte.«

»Nein!« Reg Mortimer war aufgesprungen. Sein Schreibtischstuhl flog krachend in einen Aktenschrank. »Das glaube ich nicht! Verdammt, niemals! Können Sie mir nicht wenigstens einen Rest von Illusion lassen, Mann?«

Als sie nicht antworteten, tastete er nach dem Stuhl hinter seinem Rücken, sank hinein und schlug die Hände vors Gesicht.

»Also gut, Jo Lowell ist wieder dran«, erklärte Kincaid. Sie stiegen in den Rover. »Allmählich komme ich mir wie ein verdammt Jo-Jo vor.« Er hatte vor seiner Verabredung mit Superintendent Childs gerade noch Zeit für den Besuch von Greenwich.

Sie hatten die Spitze der Isle of Dogs erreicht. Kincaid bog in den Aspen Way nach rechts ein, der in vielen Kurven wieder in Richtung Süden und zum Blackwell Tunnel führte.

Als sie in den Tunnel fuhren, blies ein kühleres Lüftchen in den Wagen. Gemma lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und schloss die Augen. Kincaid warf einen Blick auf sie. »Wolltest du Mortimer eigentlich reizen, als du ihm gesagt hast, dass Gordon Finch ein guter Musiker ist?« Einen Moment antwortete Gemma nicht. Dann sah sie auf und bedachte ihn mit einem Blick, den er nicht deuten konnte. »Nicht unbedingt. Er hat gerade geübt, als ich gestern zu ihm in die Wohnung gekommen bin. Aber ich hatte ihn schon vorher gehört. In Islington.«

»In Islington?« wiederholte er überrascht. »Wann?«

Sie zuckte die Schultern. »Ist ein paar Monate her. Aber ich weiß erst

seit gestern sicher, dass er's tatsächlich gewesen ist.«

»Gordon Finch ist kaum der Typ, den man leicht vergisst«, bemerkte Kincaid, als der Verkehr plötzlich mitten im Tunnel zum Erliegen kam. Obwohl er aus Erfahrung wusste, dass er selten beurteilen konnte, was andere Männer für Frauen attraktiv machte, hatte er sofort gespürt, dass Finch eine gewisse magische Anziehungskraft besaß.

Und wenn der Mann auf Annabelle gewirkt hatte ... »Der starke, schweigsame Typ, was?«

»Wer? Finch?«

»Oder sollte es sein Hund gewesen sein, der dich so beeindruckt hat?«

»An den Hund habe ich mich übrigens gleich erinnert«, erwiderte Gemma gelassen. »Als ich die beiden gestern zusammen gesehen habe, war ich meiner Sache endgültig sicher.« Sie lächelte, betrachtete ihre Fingerspitzen, und er fragte sich, wer da wem etwas vorzumachen versuchte.

Die restliche Fahrt nach Greenwich verlief schweigend. Trotzdem wurde Kincaid das Gefühl nicht los, dass Gemma etwas vor ihm verbarg.

Jo Lowell öffnete die Tür, noch bevor Kincaid den Finger vom Klingelknopf genommen hatte. Der Anblick der beiden Kriminalbeamten war für sie offensichtlich eine Enttäuschung. »Ich wollte gerade ausgehen. Ich habe einen Termin bei einem Kunden und bin spät dran. Die Kinder waren heute Morgen eine Katastrophe ...« Sie hielt inne.

»Na, egal. Was kann ich für Sie tun?«

Sie trug eine elegante Hose und eine weiße Seidenbluse. Ein Hauch von Make-up überdeckte ihre Sommersprossen, ihr kastanienbraunes Haar war mit einer goldenen Spange im Nacken zusammengefasst, und sie hatte schlichte Topas-Ohrringe angelegt. Zum ersten Mal fiel Kincaid auf, wie attraktiv sie aussehen konnte.

»Dauert nur eine Minute«, begann er entschuldigend. Sie trat zurück und bat sie ins Haus.

»Ist es in Ordnung, wenn wir gleich hier bleiben?« fragte sie und deutete auf das Esszimmer.

»Kommen wir sofort zur Sache, Mrs. Lowell. Wir hatten gerade ein Gespräch mit Reg Mortimer. Er gibt zu, dass er und Annabelle Streit hatten.«

Bildete er sich das flüchtige, angespannte Zucken um Jo Lowells

Mundwinkel nur ein? »Sind Sie sicher, dass Ihre Schwester Ihnen nicht erzählt hat, worum es bei dem Streit ging?«

»Nein ... Ich ... Was hat Reg gesagt?«

»Dass Annabelle wütend war, weil Sie mit ihm geflirtet hätten.«

Einen Moment starrte Jo sie mit offenem Mund an. Dann lachte sie laut auf. »Reg hat gesagt, ich hätte mit *i h m* geflirtet?«

»Sind Sie anderer Meinung?« erkundigte sich Kincaid.

»Der träumt wohl!« Jo kicherte beinahe hysterisch. »Wenn Sie wüssten, wie oft ich mich mit ihm als Kind geprügelt habe! Und dabei hat er nie gut ausgesehen! Der hat sie wohl nicht alle. Ich könnte ihn umbringen.« Sie schlug die Hände vor den Mund. »Das war nicht so ...«

»Ich weiß. Aber trotzdem ... könnte Annabelle gedacht haben, es sei was zwischen Ihnen und Reg?

Er sagt, sie sei wirklich sauer gewesen.«

»Der Bastard. Nicht Annabelle ist sauer gewesen ... jedenfalls nicht am Anfang. Er war wütend auf sie.«

»Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt?«

Jo lehnte sich zurück und ließ die Hände in den Schoß gleiten, aber Kincaid sah trotzdem, wie diese sich ineinander verkrampften. Er wurde sich plötzlich ihres Parfüms bewusst. Es war ein frischer, kräuterähnlicher Duft. Ihre Brust hob und senkte sich schwer im warmen Zimmer. »Sie haben die ganze Zeit über gewusst, worum es bei diesem Streit gegangen ist, stimmt's, Jo? Warum haben Sie's uns nicht gesagt? Und warum hat Reg uns in diesem Punkt zweimal belogen?«

Er wartete, spürte Gemma an seiner Seite, wusste jedoch, dass sie die gespannte Atmosphäre nicht auflockern und Jo keinen leichten Ausweg bieten würde.

»Als Sie mich das erste Mal gefragt haben, wusste ich nicht, dass Annabelle tot ist«, flüsterte Jo schließlich, ohne den Blick von ihren Händen zu nehmen. »Und später habe ich mich geschämt.«

»Sie haben sich geschämt?« drängte Gemma sanft. »War etwas, das Sie gesagt hatten, der Auslöser?«

Jo schüttelte den Kopf. Die Tränen, die sich in ihren Wimpern gesammelt hatten, rollten ihr über die Wangen. Sie rührte keine Hand, um sie wegzuwischen. »Es war Harry. Dazu müssen Sie wissen ... Martin hat die giftige Saat gegen Annabelle bei ihm gesät. Sie hatte es

verdient, das muss ich zugeben, aber sie hatte Harry von Anfang an vergöttert, und ich glaube, es hat ihr das Herz gebrochen.«

Gemma beugte sich vor und berührte ihre Schulter. »Jo, fangen wir von vorn an. Erzählen Sie uns, was passiert ist.«

»Ich möchte nicht, dass Sie schlecht von Annabelle denken.« Jo hob in flehentlicher Geste die geballte Faust an die Brust.

»Tun wir nicht«, versprach Gemma, ohne Jo aus den Augen zu lassen. Und Kincaid bewunderte wie so oft ihre Fähigkeit, anderen die Angst zu nehmen und Vertrauen zu wecken.

Jo holte zitternd Luft, atmete mit einem Seufzer aus und blinzelte gegen die Tränen an. »Es fing an, als Sarah ein Baby war ... oder eigentlich schon vor ihrer Geburt. Martin und ich hatten Probleme ... ich spielte sogar mit dem Gedanken, ihn zu verlassen ... und dann wurde Mami krank. Und ich wurde schwanger.« Sie wandte den Blick ab, schüttelte den Kopf und fuhr leise fort: »Es war dumm von mir, sogar verrückt, aber ich konnte mir einfach nicht helfen. Ich konnte diesem Drang nicht widerstehen ...

Ich habe sogar absichtlich mit der Pille gefuscht.« Sie sah die beiden Besucher an und lächelte flüchtig. »Das hat die Sache mit Martin nicht leichter gemacht, und es hat Mami nicht vor dem Tod bewahrt. Aber es hat mir etwas gegeben, das ich lieben konnte, das die Lücke ausfüllen konnte, die Mami hinterließ ... Warum erzähle ich das nur? Ich habe nie ...«

Gemma berührte Jos Hand. »Ich habe einen Sohn, der ist genauso alt wie Ihre Sarah. Ich weiß, wie das ist.«

Nach einem Moment nickte Jo. »Martin war auf Harry eifersüchtig gewesen, aber mit Sarah fühlte er sich endgültig ausgeschlossen und war noch wütender auf mich als zuvor. Und Annabelle ... Beim Tod unserer Mutter hatte Annabelle niemanden ...« Ihr Seufzen klang beinahe wie ein Schluchzen. »Sie hatten eine Affäre - Martin und Annabelle. Annabelle hat es mir ein paar Monate später gestanden. Sie sagte, sie habe es nicht mehr ertragen, mich und die Kinder zu hintergehen, aber dass Martin keinen Grund sehe, die Beziehung zu beenden. Daraufhin habe ich die Scheidung eingereicht.«

»Waren Sie sehr böse auf sie?« fragte Gemma leise.

»Natürlich war ich wütend. Ich war außer mir vor Wut. Aber sie ist

meine Schwester. Und nach einiger Zeit... hat sie mir gefehlt. Aber Martin hat ihr nie verziehen. Er behauptet, sie habe sein Leben ruiniert, ihm seine Kinder genommen ... so als sei er an der Geschichte völlig unbeteiligt.« Sie schüttelte noch immer fassungslos den Kopf.

»Und Harry?«

»Martin hat ihm erzählt, Annabelle sei schuld, dass wir keine Familie mehr sind ... und dass alles wunderbar wäre, wenn sie sich nicht eingemischt hätte. Das war schlimm genug, aber ich hatte keine Ahnung, dass das nicht alles war. Bis zum Abend meiner Dinnerparty.« Jo sah sich im Zimmer um, als nehme sie die Umgebung zum ersten Mal wieder wahr. »Annabelle war nicht oft hiergewesen ... Die Dinge standen nicht zum besten zwischen uns, obwohl wir uns um Vaters willen redlich Mühe gaben, die Fassade zu wahren. Ich fand jedenfalls, es sei Zeit, den Streit zu begraben. Deshalb habe ich sie eingeladen ... Annabelle und Reg ... und Mamis Freundin Rachel Pargeter, die gleich um die Ecke wohnt, und Kunden, die unvoreingenommen waren, was meine Scheidung betraf...«

Als Jo schwieg, fragte Gemma sanft: »Was ist passiert?«

»Es war die reinste Katastrophe. Das heißt, nicht zu Anfang. Harry war gemein zu ihr, aber ich hatte ihn mit Sarah nach draußen zum Spielen geschickt, und wir haben das Essen brillant über die Runden gebracht. Dann kam Harry in die Küche, als Annabelle und Reg mir beim Aufräumen geholfen haben.

Annabelle hatte immer wieder versucht, die Sache mit Harry wieder ins Lot zu bringen. Sie hatten sich schrecklich gern gehabt, und ich glaube, sie hat nie wirklich begriffen, wie tief die Wunde bei ihm war.

Sie hat ihn berührt, ihn bei seinem Kosenamen genannt, und er ... er ist auf sie losgegangen. Er hat Sachen gesagt... sie mit furchtbaren Ausdrücken beschimpft...« Jo hielt inne. Sie war unter ihrer Bräune bleich geworden.

»Was für Ausdrücke?«

»Nutte«, sagte Jo so leise, dass Kincaid sie kaum verstand. »Schmutziges Flittchen. Er sagte, wenn sie nicht ... Ich hatte keine Ahnung, woher er diese Worte überhaupt hatte. Annabelle hat ihm eine Ohrfeige verpasst, und dann ist Reg ... auf sie losgegangen.«

»Reg war wütend auf Annabelle?« Kincaid runzelte die Stirn. »Nicht auf Harry?«

»Reg hatte von der Sache zwischen Annabelle und Martin keine Ahnung gehabt. Er hat sie angeschrien: >Ist das wahr? Stimmt das?< Und der arme Harry hat geweint... Dann ist Annabelle aus dem Haus gestürmt und Reg hinterher. Am nächsten Tag, als er mir erzählte, dass sie seine Anrufe nicht beantwortete, fand ich, dass sie einen verdammt guten Grund dafür hatte.«

»Und als man sie tot aufgefunden hatte? Ist Ihnen da nicht der Gedanke gekommen, dass er sie umgebracht haben könnte?«

»Nein. Ich dachte nicht an Reg. Ungeachtet all seiner Fehler ... wir drei sind seit unserer Kindheit zusammen. Reg hätte ihr niemals etwas angetan.«

»Was ist mit Martin? Angenommen, sie ist zu Martin gegangen, nachdem sie Reg im Tunnel allein gelassen hatte.«

Jos Augen wurden groß vor Entsetzen. Einen Moment war es so still im Zimmer, dass Kincaid glaubte, das Pochen seines Blutes in den Ohren zu hören. »Oh, Gott! Nicht Martin!«

Gemma stand neben Kincaid auf der schmalen Straße und beobachtete, wie Jo Lowell mit ihrem kleinen Fiat davonfuhr.

»Komisch. Martin Lowell hat mit keinem Wort erwähnt, dass er eine Affäre mit seiner Schwägerin gehabt hatte, als wir uns mit ihm unterhalten haben«, bemerkte Kincaid und hob die Hand, als Jo noch einmal zurückblickte, bevor sie um die Ecke in die Hyde Vale einbog.

»Oder dass er sie hasste. Obwohl wir von selbst hätten draufkommen können.« Ohne Begeisterung fügte Gemma hinzu: »Ich mache auf dem Weg bei der Bank in Greenwich halt und rede noch mal mit ihm.«

»Verschieben wir das auf heute Nachmittag. Ich glaube, da möchte ich dabei sein.« Kincaid sah auf die Uhr. »Den Chef allerdings kann ich nicht warten lassen. Ich rufe dich vom Yard aus an.« Er schloss die Wagentür des Rovers auf. »Spring rein. Ich nehme dich bis ins Stadtzentrum mit.«

Gemma zögerte: »Ich würde mich lieber noch etwas in der Gegend umsehen.«

Gemma hörte die Musik, als sie aus dem Lift in Island Gardens trat. Es war Dixieland-Jazz, laut und swingend, und zweifelsfrei kam er weder

aus dem Radio noch vom Band. Sie folgte dem Klang um den Kuppeleingang des Tunnels herum, und als sie um die Ecke in den Park selbst einbog, entdeckte sie die Band unter der Platane, die wie ein Wächter den Weg säumte, der in die Uferpromenade mündete. Der Stamm des Baumes teilte das Royal Naval College auf der gegenüberliegenden Uferseite in zwei symmetrische Teile, und die fünf Musiker standen im Schatten seines Blätterdachs. Alle waren mittleren Alters, hatten angegraute Bärte und sahen mit ihren Filzhüten und den über den Hosenbund ihrer Shorts hängenden Hemdschößen wie Geschäftsleute in unvollständiger Verkleidung aus. Gelegentlich warf ein Passant eine Münze in den aufgestellten Banjokasten.

Gemma hörte ihnen kurz zu, konnte nicht widerstehen, sich im Rhythmus der Musik zu wiegen, und schlenderte dann zu einem Erfrischungskiosk weiter, um sich eine Orangeade zu kaufen. Der Park lag in seiner ganzen Weite so einladend vor ihr, dass sie beschloss, lieber quer hindurch als auf der Straße außen herum zu gehen.

Sie nahm den Pfad, der mitten durch den Park führte, genoss das prickelnde kühle Getränk und bewegte sich unwillkürlich noch immer im Takt der Musik. Mittlerweile spielte die Band einen Benny-Goodman-Titel, den ihr Vater besonders gemocht hatte, als sie noch klein gewesen war. Sie summite die Melodie mit, betrachtete geistesabwesend die Mütter mit Kindern in Sportwagen und die Paare, die ausgestreckt auf Decken im Gras lagen.

Vor ihr schleppte sich eine alte Frau im Schneckentempo den Weg entlang, und etwas weiter vorn lag ein Mann neben einem Hund ...

Gemma brauchte in ihrer Verblüffung einen Moment, um zu begreifen, dass dieser Mann Gordon Finch mit Sam war. Sie blieb abrupt stehen und starrte ihn an wie eine Erscheinung aus dem Kindermärchen.

Gordon lag auf dem Rücken und hatte die Augen geschlossen. Er trug T-Shirt und Jeans. Die Füße waren nackt, und neben dem Klarinettenkasten standen ordentlich nebeneinander seine Stiefel. Das Jackett hatte er - als Kissen gefaltet - unter den Kopf geschoben. Die Sonne kam hinter den Wolken hervor, und das Licht fiel gebrochen durch das Blätterdach und warf zuckende Reflexe auf sein Gesicht und seinen Körper.

Gemma überquerte die Wiese und blieb neben ihm stehen. Sam hob den Kopf. Als sich der Hund bewegte, schlug Gordon die Augen auf und sah zu ihr auf. »Welch schöner Anblick ist denn dies?«

sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

»Was machen Sie denn hier?« fragte Gemma.

»Heute nicht zu schlagfertigen Kontern aufgelegt, was?« Er setzte sich auf, hob die Arme über den Kopf und knackte mit den Fingerknöcheln.

»Ist ein freier Park in einem freien Land, geschätzte Lady. Ich könnte Sie dasselbe fragen. Wollen Sie sich zu mir setzen?«

Gemma sah sich um, als könnte sie irgendwo einen Stuhl entdecken, dann sank sie in die Hocke.

»Ich muss mit Ihnen reden.«

Gordon nickte in Richtung der Musikanten. »Ich warte auf eine Chance, die Herren abzulösen.

Solange bin ich ganz der Ihre.«

In seiner Spötterlaune wirkte er entspannter als zuvor.

»Was gibt's denn?« fragte er und betrachtete sie eingehender. »Alles in Ordnung?«

Sein besorgter Ton traf sie völlig unerwartet. »Ich ... Ja, natürlich«, stammelte sie. »Mit mir ist alles in Ordnung. Aber ...«

»Dann setzen Sie sich doch anständig hin«, befahl er. »Sie sehen ja aus wie ein Sprinter an den Startblöcken.« Sie gehorchte vorsichtig, doch bevor sie die Beine überkreuzen konnte, legte Gordon eine Hand auf ihr Fußgelenk. »Und ziehen Sie die Schuhe aus. Man kann nicht im Gras sitzen und Schuhe anbehalten.« Er ergriff den Absatz ihrer Sandalette und zog ihr diese vom Fuß. Gemma zuckte zurück.

»Ich kann hier nicht barfuß mit Ihnen im Park herumsitzen. Das ist nicht... Was würde ...«

»Wovor haben Sie Angst, Sergeant?« Er sah auf, als er ihr die zweite Sandalette vom Fuß streifte.

»Sie können mich ja wegen Beamtenbelästigung verknacken, wenn Sie sich dann wohler fühlen.«

»Seien Sie nicht blöd!« konterte sie, aber sie zog ihre Sandaletten nicht wieder an.

Gordon schlang die Arme um die Knie und sah sie ausdruckslos an,

während Sam aufstand und sich mit einem lauten Schnauben gegen Gordons Hüfte sinken ließ. »Sagten Sie nicht, dass Sie mir auf den Zahn fühlen wollen?«

»So war das nicht gemeint ...« Gemma schluckte den Protest hinunter.

»Also gut.« Sie zog die nackten Füße unter sich. »Wussten Sie, dass Annabelle eine Affäre mit ihrem Schwager gehabt hatte?«

Seine Miene verriet Überraschung. »Nein. Ich habe Ihnen ja bereits gesagt... sie hat nie über sich gesprochen. Und ich schätze, das wäre das letzte gewesen, was sie mir erzählt hätte.« Er zögerte.

»War das .. wissen Sie, wann das gewesen ist?«

»Ist schon eine Weile her. Die Ehe ihrer Schwester ist daran zerbrochen, und der Mann, Martin Lowell, hat Annabelle dafür verantwortlich gemacht.«

»Heißt er so?« fragte er stirnrunzelnd. Er zog die Augenbrauen steil hoch. »Sie hat ihn nie erwähnt.

Aber was hat das mit der ganzen Sache zu tun?«

»Annabeiles Verlobter hat von ihrer Affäre mit Lowell am Freitagabend bei der Dinnerparty der Schwester erfahren.«

»Aber wenn ihre Schwester längst geschieden ist, dann muss da doch vor der Verlobung dieses ...

wie hieß er noch?... mit Annabell gewesen sein.«

»Reg Mortimer.«

»Weshalb hätte ihn das also vom Sockel hauen sollen?«

»Vielleicht wusste oder vermutete er, dass da ein anderer Mann war. Und er dachte vielleicht, wenn sie ihre Schwester betrügen konnte weshalb nicht auch ihn? Dann hat er Annabelle und Sie im Tunnel gesehen ...«

»Was soll das heißen? Glauben Sie, er hat ihr aufgelaurt? Sie getötet?«

»Das ist eine Möglichkeit. Aber bisher haben wir keine Beweise. Hat Annabelle Ihnen gesagt, dass sie ihre Verlobung gelöst habe?«

»Nein. Hatte sie es denn?«

»Wissen wir nicht. Ihr Vater behauptet das. Angeblich hatte Annabelle eine entsprechende Nachricht auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen. Sie soll sehr erregt geklungen haben. Ihr Vater hat sie daraufhin zurückgerufen, sie aber nicht erreicht.«

»Mein Vater?« Gordons Miene war plötzlich wieder völlig ausdruckslos.

Gemma hatte das Gefühl, sich auf eine Gratwanderung zu begeben. Sie kämpfte mit dem unerklärlichen Bedürfnis, ihn in Schutz zu nehmen.

»Wir haben mit Ihrem Vater gesprochen. Er hat uns unter anderem erzählt, dass er und Annabelle Hammond seit langem eine Affäre hatten. Und ich kann einfach nicht glauben, dass Sie keine Ahnung davon gehabt haben sollten.«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, mein Vater und ich - wir haben kaum etwas miteinander zu tun.

Woher also hätte ich es wissen sollen?« Seine Stimme klang unbeteiligt, aber Gemma erkannte am Spiel seiner Kiefermuskeln, wie angespannt er war.

»Offensichtlich ist sie oft genug in seiner Begleitung gesehen worden. Diese Insel ist ein Dorf. Und angesichts der Geschwindigkeit, wie sich Klatsch und Tratsch in einer solchen Umgebung verbreiten ...

Ich denke, früher oder später mussten Sie davon Wind bekommen haben.«

Gordon zog eine Grimasse und sah weg. »Wir haben hier gewohnt, als ich noch ein Kind war«, begann er schließlich. »Hier bin ich eingeschult worden ... gleich dort oben an der Straße. Mein Vater hatte sich in der Gegend einen Namen gemacht, indem er versuchte, die alte Bausubstanz zu erhalten

... war für damalige Zeiten ziemlich exzentrisch. Die meisten haben nicht geglaubt, dass es mit den Docks jemals bergab gehen könnte. Aber sie haben seinen Erfolg respektiert. Überall, wo ich hingekommen bin, bin ich nur Lewis Finchs Sohn gewesen.

Als ich acht war, hat meine Mum beschlossen, dass wir in die Vorstädte ziehen sollten. Das war ihre Vorstellung von Erfolg - Bridge und Cocktails -, aber mein Vater hat es gehasst. Nach der Scheidung ist er für immer auf das >Island< zurückgekommen.«

»Und Sie sind bei Ihrer Mutter geblieben?«

»Lewis hat mich ins Internat geschickt. Erziehung und Bildung bedeutet ihm alles. Und er war entschlossen, mir das Beste zu bieten. Was er nicht akzeptieren konnte, war meine Weigerung, einfach zu schlucken, was er mir auf dem Tablett serviert hat... zumindest nicht so, wie er es sich eingebildet hatte.«

Gemma dachte an ihren Vater. Im Vergleich mit Lewis Finch war er ein unbedeutender Selfmademan. Und doch war er stolz auf das, was er aus seiner Bäckerei gemacht hatte. Hatte er davon geträumt, dass seine Töchter in seine Fußstapfen treten würden? Wenn ja, dann hatten ihn beide enttäuscht.

»Er wollte, dass Sie in seine Firma eintreten?« fragte sie ins Blaue hinein.

Gordon vergrub seine Finger im rauhen Fell seines Hundes. »Ich habe ein Jahr durchgehalten.

Haben Sie eine Ahnung, was es heißt, im Schatten eines Menschen wie mein Vater zu stehen?«

Gemma musterte ihn prüfend. Seine grauen Augen lagen unter den geschwungenen Brauen tief in den Höhlen, das Haar stand ihm widerspenstig vom Kopf ab, und die eingefallenen Wangen unter hohen Wangenknochen und die Falten in den Mundwinkeln verrieten harte Jahre. »Also haben Sie ein neues Leben angefangen - eines, das sich so weit wie möglich von dem des Vaters unterschied - als Straßenmusikant und Aktivist, der auf jede Art von Konvention verzichtet ...«

»Ich hatte herausgefunden, was mit den Menschen passiert war, die es sich nicht mehr leisten konnten, in ihrer angestammten Umgebung zu leben«, protestierte er.

»Sie hätten überallhin gehen können. Niemand hätte gewusst, wer Sie sind. Trotzdem sind Sie auf die >Insel< zurückgekommen.« Sie deutete mit dem Finger auf ihn. »Weil Ihnen am Herzen liegt, was hier passiert. Sie sind der Sohn Ihres Vaters, ob Sie's wollen oder nicht. Und ich glaube, deshalb ist Annabelle auf Sie verfallen.«

»Blödsinn!« entgegnete Gordon hitzig. »Am Anfang kannte sie nicht mal meinen Namen!«

»Ich glaube schon. Ich glaube, sie kannte zu diesem Zeitpunkt bereits Ihren Vater und war neugierig auf Sie. Also hat sie sich Ihr Klarinettenspiel angehört. Vielleicht wollte sie zuerst gar nicht mehr ... aber dann ist mehr daraus geworden, als sie vorgehabt hatte.«

»Aber warum? Was kann sie von mir gewollt haben?«

»Ich weiß nicht.« Gemma pflückte einen Grashalm von der Wiese.

»Aber es gibt eine Verbindung zwischen Ihren Familien ... den Finchs und den Hammonds: Eure Väter sind während des Krieges zusammen

evakuiert gewesen.«

Er sah sie überrascht an. »Davon hatte ich keine Ahnung.«

»Haben Sie nie davon gehört, dass zwischen Ihrem Vater und William Hammond so etwas wie eine Fehde bestand?«

»Nein. Die Vorstellung ist absurd.«

»Annabeiles Schwester Jo behauptet, ihr Vater habe sie vor Ihrem Vater und seiner Familie gewarnt.«

Gordon schien etwas sagen zu wollen, hielt jedoch abrupt inne. Er wirkte verwirrt. »Komisch, jetzt, da Sie das sagen ... Annabelle hat mich immer wieder über meine Familie ausgefragt. Ich dachte, es sei nur Neugier, bis...«

»Bis was?«

»Ach, das war nichts. Wirklich.« Er kraulte Sam. »Eines Tages ist mir aufgefallen, dass sie in bezug auf andere Dinge überhaupt nicht neugierig war... Sie wissen schon, wer meine Freunde sind, was ich getan habe, wenn ich nicht mit ihr zusammen war ... der übliche Weiberkram.«

Gemma entnahm seinem schnellen Seitenblick, dass er sie provozieren wollte, und ließ die Bemerkung unkommentiert.

»Ich ...« Gordon starrte nachdenklich zum Fluss hinüber. »Wirklich sehr komisch. Sind Sie sicher, dass mein Vater in seiner Jugend Annabeiles Vater gekannt hat?«

»Beide haben es mir bestätigt.«

»Mein Vater hat nie über seine Kindheit gesprochen, und ich bin sicher, dass er William Hammond nie erwähnt hat. Meine Mutter allerdings... sie hat immer Geschichten über das Leben auf der Isle of Dogs vor dem Krieg erzählt. Sie war an schönen Sommerabenden als Kind häufig in Island Gardens, um sich die Vergnügungsschiffe auf der Themse anzusehen. Die Schiffe waren mit bunten Lichtern geschmückt, und Musik hallte über das Wasser. Manchmal haben die Leute getanzt, und meine Mutter hat sich immer gewünscht, alt genug zu sein, um mittanzen zu können. Aber so weit ist es nie gekommen. Nach dem Krieg hatte sich alles verändert.«

»Vielleicht haben Sie daher Ihre Liebe zur Musik ... von Ihrer Mutter?«

Er zuckte die Schultern, den Blick noch immer in die Ferne gerichtet.

»Vielleicht.«

Die Band hatte mittlerweile zu spielen aufgehört, doch jetzt begann die Musik erneut. Zuerst war es ein Beat, dann nahm die Klarinette die Melodie in melancholischem Moll als Solo auf. Gordon streckte den Arm aus, ergriff Gemmas Hand und zog sie auf die Beine.

»Was ...«, begann sie, doch er hatte bereits eine Hand auf ihren Rücken gelegt und schob sie energisch.

»Hat man Ihnen auf der Polizeischule etwa nicht das Tanzen beigebracht?« sagte er dicht an ihrem Ohr.

»Natürlich nicht. Das ist...« Sie hatte »absurd« sagen wollen, doch das Gras fühlte sich kühl und prickelnd unter ihren bloßen Sohlen an, und der Druck seiner Hand auf ihrem Rücken und der Rhythmus der Melodie erschienen ihr plötzlich unwiderstehlich. »Was ist das für eine Nummer?« fragte sie, und wehrte sich gegen die Versuchung, die Augen zu schließen. »Kommt mir so bekannt vor. Aber ich kann nicht ganz ...« »Rogers und Hart.« Er zog sie etwas näher an sich und summt die Melodie mit. »*Where or When* heißt der Titel«, fügte er amüsiert hinzu. Eine leichte Brise fuhr durch Gemmas Haar, und für einen Moment hatte sie das Gefühl zu schweben, schwerelos zwischen der Musik und seiner Berührung zu verharren. »Ich hätte Sie nie für einen Tänzer gehalten«, flüsterte sie.

»Mein heimlicher Ehrgeiz war, wie Gene Kelly zu sein ...«

Sie fühlte seinen Atem an ihrem Hals, dann war sie sich nur noch der Musik und der Harmonie ihrer Bewegungen bewusst.

Das letzte Aufbäumen der Klarinette erwischte sie mitten in einer Schrittkombination. Sie hielten verlegen inne, die Hände noch immer ineinander verschlungen. Gemma fühlte, wie ihr Herz bis zum Hals schlug, dann wurde sie rot.

Sie trat zurück, entzog ihm ihre Hand. Donner grollte in der Ferne, als sie hastig ihre Schuhe anzog und nach ihrer Handtasche griff, die noch im Gras lag. »Ich muss gehen«, sagte sie, wandte sich ab und ging, ohne einen Blick zurück zu werfen, davon.

»Ist nicht unbedingt geschmackvoll, was?« sagte Kincaid zu Gemma und sah zu Reg Mortimers Wohnhaus auf.

Das Gespräch mit Chief Superintendent Childs war alles andere als erfreulich verlaufen. Childs hatte gerade einen Anruf von Sir Peter Mortimer abschmettern müssen, in dem dieser wissen wollte, warum die Polizei seinen Sohn belästigte, statt Fortschritte bei der Suche nach Annabelle Hammonds Mörder zu machen. Und Childs hatte seinen Frust an Kincaid ausgelassen und ihm befohlen, endlich Resultate zu erzielen, und zwar schnell, und Mortimer mit Samthandschuhen anzufassen.

Als Kincaid angedeutet hatte, dass diese beiden Dinge angesichts der Tatsache, dass Mortimer ihn offenbar von Anfang an belogen habe, sich möglicherweise nicht vereinbaren ließen, hatte Childs ihn davor gewarnt, Schlüsse zu ziehen, die er nicht beweisen konnte.

Gemma hob gegen die grelle Sonne die Hand über die Augen, während ihr Blick über die runden Balkone und Bullaugenfenster des Gebäudes schweifte. Kaminartige Schlote ragten vom Dach auf, während eine Seite des Gebäudes stufenweise in Penthouseterrassen abfiel. »Ich finde es irgendwie witzig. Die kindliche Vorstellung vom Leben auf einem Luxusliner, anstatt im Baumhaus. Wirkt allerdings ziemlich schickimicki.«

Während er sie betrachtete, fiel ihm auf, dass sie dafür, dass sie schon den ganzen Tag in der Hitze herumgelaufen war, erstaunlich frisch wirkte. Sie hatte im Limehouse-Revier auf ihn gewartet und ihm berichtet, was inzwischen geschehen war.

Sie hatte Martin Lowells Bank angerufen und erfahren, dass er den ganzen Nachmittag auswärts eine Besprechung hatte. Zumindest hatte sie jetzt seine Privatadresse.

Sie hatten daraufhin beschlossen, es noch einmal bei Reg Mortimer zu versuchen, auch wenn er nicht ans Telefon gegangen war. Damit konnten sie die Zeit überbrücken, bis Lowell nach Hause kam.

Nur flüchtig und wie nebenbei hatte Gemma Kincaid gegenüber erwähnt, dass sie Gordon Finch erneut getroffen und dass Finch behauptet hatte, nichts von der Verbindung seiner Familie mit der von Annabelle oder

von der Affäre seines Vaters mit ihr gewusst zu haben.

Die Frage, warum sie Finch nicht härter angefasst hatte, hatte ihm auf der Zunge gelegen, doch er hatte sich seinen Kommentar verkniffen. Er traute seinen eigenen Beweggründen nicht ganz.

Als er ihr jetzt um das Gebäude herum zum Eingang folgte, fragte er sich, ob die Schwierigkeit bei ihm oder bei ihr lag. Normalerweise war er völlig zufrieden mit Gemmas Vernehmungskünsten.

Weshalb also brachte ihn die Sache mit Gordon Finch derart aus der Fassung?

Als sie den Haupteingang erreichten, blickte Gemma zurück, lächelte ihm zu, und er war froh, dass er dem Versuch, mit einer schnippischen Bemerkung zu antworten, widerstanden hatte. »Lust auf eine Kreuzfahrt, Kumpel?«

»Solange das Schiff auf trockenem Boden bleibt«, erwiderte er und hielt ihr die Tür auf.

Drinne im Gebäude brachte sie ein Hochgeschwindigkeitsaufzug in Sekundenschnelle in die luftige Höhe von Reg Mortimers Apartment.

Kincaid klopfte an seine Tür. Sie warteten im stillen Korridor.

Gemma stand Zentimeter von ihm entfernt, und er atmete den betörenden, besonderen Duft ihrer Haut ein. Nach einigen Augenblicken klopfte er erneut und sah sie achselzuckend an. »Wo, glaubst du ...« Er hielt inne, als hinter der Tür deutlich ein Sicherheitsriegel klickte.

»Scheint so, als haben wir doch noch Glück.«

Die Tür schwang auf. Reg Mortimer hatte die Krawatte abgelegt, sein rosafarbenes Hemd war zerknittert und hing ihm halb aus der Hose. Er schob sich die braune Haarsträhne aus der Stirn, die ihm über die Augen fiel, und stöhnte. »Was ist denn jetzt schon wieder los?« wollte er wissen.

Kincaid lächelte. »Warum sind wir nur so beliebt bei den Leuten? Nur der Zahnarzt dürfte uns auf der Hitliste schlagen.«

»Zumindest belästigt einen der Zahnarzt nicht zu Hause«, konterte Reg.

Dann trat er widerwillig einen Schritt zur Seite. »Kommen Sie rein.«

Direkt hinter der Tür öffnete sich ein großer Wohnraum. Kincaid sah sich interessiert um. Das Zimmer vermittelte einen Hauch von Tropenatmosphäre. Zwei weiße Sofas mit Baumwollbezügen standen

einander auf einem runden Sisalteppich gegenüber. Tisch und Bücherregal waren aus heller Eiche in schlichtem Design, und vor den Fenstern hingen zur Hälfte hochgezogene, weiße Stoffrollos. Licht durchflutete den Raum. Die einzigen Farbtupfer waren die limonen- und mandarinenfarbenen Kissen auf den Sofas und die zeitgenössischen Gemälde an den Wänden. Alleinige Anzeichen einer Nutzung waren eine Vase mit welken Taglilien auf dem Couchtisch und ein Stapel Papiere auf einem zur Hälfte ausgeklappten Tisch an der Wand.

»Hübsche Wohnung«, bemerkte Kincaid bewundernd und setzte sich auf eines der weißen Sofas.

»Sie drücken sich vor dem Büro, was?«

Reg ließ sich auf die Kante der Couch gegenüber nieder. »Ich habe mir die ganze Zeit gedacht, Annabelle sei nur für eine Weile verreist ... auf Einkaufstour, vielleicht, habe erwartet, dass sie jederzeit wieder vor der Tür stehen würde. Das ganze kommt mir so unwirklich vor.« Er sah Gemma an, die sich hinter ihn gestellt hatte. Sie hatte die Arme auf dem Rücken verschränkt und betrachtete die Bilder an der Wand. »Ist das normal?« fuhr er fort. »Ich meine, Sie haben doch ständig mit solchen Situationen zu tun ... Ich dagegen war noch nie ...«

»Es gibt sehr unterschiedliche Methoden, sich mit dem gewaltsamen Tod auseinanderzusetzen.

Vielleicht kommt es daher, dass Sie bisher nicht ehrlich mit uns gewesen sind, Mr. Mortimer.«

»Was ... was soll das heißen?« Mortimers Augen wurden groß. Kincaid sah im hellen Licht, wie sich seine Pupillen weiteten. Der Mann hatte zweifellos Angst.

»Haben Sie wirklich angenommen, Jo Lowell erzählt uns nicht, was sich bei der Dinnerparty wirklich abgespielt hat?« fragte Kincaid, um ihm eine letzte Chance zu geben.

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt...«

»Sie mussten doch damit rechnen, dass wir Ihre Geschichte überprüfen würden.«

»Sie haben angenommen, dass Jo ihre Schwester nicht bloßstellen würde, stimmt's?« warf Gemma ein und zog sich den Stuhl vom Klappstisch heran. »Das ist vermutlich immer so gewesen. Jo hat

Annabelle stets gedeckt, oder?«

»Ja ... nein ... Ich meine ... ich kann nicht mehr klar denken.«

»Darf ich Ihnen auf die Sprünge helfen?« sagte Kincaid. »Sie hatten keine Ahnung von Annabelles Affäre mit Martin Lowell... bis Harry an jenem Abend aus der Schule geplaudert hat. Aber die Affäre war vor Ihrer Verlobung mit Annabelle zu Ende. Warum also waren Sie derartig wütend? Hatten Sie den Verdacht, dass Annabelle sich trotzdem weiterhin mit Lowell getroffen hat? Auch während Ihrer Verlobungszeit mit *ihr*? Oder waren Sie sauer, weil Annabelle Ihnen nicht die Wahrheit gesagt hatte?«

»Sie meinte, es ginge niemanden etwas an...« Mortimer, der umgehend merkte, dass er damit alles zugegeben hatte, verstummte und sah von Kincaid zu Gemma.

»Nachdem Sie Jos Haus verlassen hatten, sind die Fetzen geflogen, stimmt's?« fragte Gemma. »Sie müssen sich doch zwangsläufig gefragt haben, was sie Ihnen noch alles verschwiegen hatte.«

Einen Moment war Mortimers Miene eine undurchdringliche Maske, und Kincaid befürchtete, er würde alles leugnen. Dann sackten seine Schultern vornüber. »Wie konnte Annabelle Jo und die Kinder so gemein hintergehen? Und wenn sie Jo das antun konnte ...«

»Dann auch anderen«, ergänzte Gemma. »Sogar Ihnen.«

»Es war unglaublich erniedrigend für mich ... Ich habe es kaum ertragen. Wie hätte ich mit Ihnen darüber sprechen können? Außerdem gab es keinen Grund, weshalb das Bedeutung haben sollte für ...«

»Das zu beurteilen, lassen Sie unsere Sorge sein«, warf Kincaid schneidend ein. »Unsere Ermittlungen fügen sich letztendlich wie bei einem Puzzle zusammen. Wie wichtig Ihr Beitrag ist, können Sie gar nicht ermessen.« Er musterte Mortimer ärgerlich. »Aber kommen wir wieder auf Ihre Auseinandersetzung mit Annabelle zurück. Ich vermute mal, Annabelle hat die Sache auf die Spitze getrieben. Sie waren so wütend auf sie wie nie zuvor. Sie haben sie beschuldigt, Sie mit einem anderen Mann zu betrügen ...« Ein Blick in Mortimer verzweifelteres Gesicht sagte Kincaid, dass er ins Schwarze getroffen hatte. »Sie wollten den Namen wissen. Und den hat sie Ihnen gesagt Stimmts, Reg?« Reg Mortimer starrte Kincaid an wie das Kaninchen die Schlange die

Augen weit, der Atem flach.

Dann schlug er die Hand vor den Mund und stürzte aus dem Zimmer. Einen Moment später hörten sie, wie er sich im Badezimmer über gab. Kincaid verzog angewidert das Gesicht.

»Eine Reaktion hast du provoziert, soviel ist sicher«, murmelt Gemma. »Der Chef wird dich dafür lieben.« Sie deutete auf die Wände. »Sieh dir die mal an, solange wir noch allein sind.«

Die Toilettenspülung ertönte, dann lief Wasser. Kincaid stand auf und betrachtete die Gemälde, die er nur aus der Entfernung wahrgenommen hatte. Zwei davon spiegelten die Limonen- und Mandarinentöne der Kissen in gedämpfteren Nuancen wider. Die Bilder waren abstrakt und beunruhigend disharmonisch, und trotzdem faszinierend. Im dritten Bild, eine abstrakte Studie amöbenähnlicher Formen, dominierten Silber- und Goldtöne. Als Kincaids Blick auf die Signatur fiel, wurden seine Augen schmal. Er trat einige Schritte zurück und betrachtete die beiden ersten Gemälde genauer. Auch hier war ihm der Name der Künstler bekannt. Falls diese Bilder Originale sind, überlegte er, dann müssen sie eine Stange Geld gekostet haben.

Gerade als er an den Klappstisch trat, hörte er, dass das Wasser im Badezimmer abgedreht wurde. Er konnte nur noch einen hastigen Blick auf die auf der Tischplatte ausgebreiteten Papiere werfen, bevor Mortimer ins Zimmer zurückkam.

»Entschuldigung«, begann Mortimer. Sein Gesicht glänzte schweißnass. »Ich glaube, ich bin krank.

Seit Annabelle ... Ich kann offenbar nichts mehr bei mir behalten.«

»Es ist sehr nervenaufreibend, Dinge für sich zu behalten, Reg«, bemerkte Gemma leise. »Warum erzählen Sie uns nicht, was Annabelle an jenem Abend gesagt hat?«

Reg setzte sich und hielt sich schützend den Bauch. Dann richtete er sich auf und verschränkte die Hände zwischen den Knien. »Also gut. Sie hat behauptet, sie habe es mir schon seit Monaten sagen wollen, dass sie in einen anderen verliebt sei. Seit sie ihn kenne, wisse sie erst, was es bedeute, jemanden zu lieben ... und sie habe erkannt, dass, selbst wenn er sie nicht haben wolle, sie sich nie mit weniger zufriedengeben könne. Und dann ist sie im Tunnel mit einem so erstaunten Ausdruck im Gesicht stehengeblieben ... man hätte denken können, sie habe eine Erscheinung.

Sie hat mich gebeten, zu gehen, aber ich habe mich geweigert, wollte mich mit ihr aussprechen. Daraufhin hat sie versprochen, sich eine halbe Stunde später im Ferry House mit mir zu treffen ... vorausgesetzt, ich ließe sie eine Weile allein. Also bin ich weitergegangen - wie ich bereits ausgesagt habe -, und als ich zurückgeschaut habe, habe ich gesehen, wie sie auf den Musikanten eingeredet hat. Aber ich hatte keine Ahnung, dass sie ihn kannte, geschweige denn ... Ist er derjenige gewesen?

Gordon Finch?«

»Wir sind nicht sicher, aber Finch behauptet, die Beziehung schon vor etlichen Monaten abgebrochen zu haben, aber dass sie ihn an jenem Abend im Tunnel angefleht habe, noch einmal mit ihr neu anzufangen. Er hat das angeblich abgelehnt.«

»Abgelehnt? Aber warum?«

Gemma beantwortete seine Frage nicht. »Hat Annabelle Ihnen gesagt, dass sie die Verlobung lösen wolle?«

»Nicht direkt, nein. Aber ich schätze, so war's gemeint. Ich dachte, wenn ich ihr Zeit ließe, sich zu beruhigen, würde sie ihre Meinung ändern.«

»Haben Sie auf sie gewartet?«

»Nein, ich bin spazierengegangen. Und je mehr ich nachgedacht habe, desto mehr hatte ich den Eindruck, sie könne das alles gar nicht ehrlich gemeint haben. Als ich in das Lokal kam, dachte ich, sie würde dort bereits warten und mir sagen, es sei alles ein Irrtum.«

»Und als sie nicht gekommen ist?«

»Habe ich doch schon gesagt.« Mortimer holte Luft. »Ich habe sie angerufen und bin zu ihrer Wohnung gegangen. Aber sie war nicht da.«

Kincaid musterte ihn gereizt. Sie wussten, dass Mortimer im Lokal gewesen war und Annabelle von dort aus tatsächlich angerufen hatte. Die Gerichtsmedizinerin hatte noch keinen Hinweis darauf gefunden, dass Annabelles Leiche in ihrem eigenen Wagen befördert worden war. Reg hatte kein Auto, und Kincaid hatte keine plausible Erklärung dafür, weshalb Reg Annabelle überredet haben könnte, freiwillig mit ihm in den Park zu gehen, damit er sie dort umbringen konnte.

»Reg«, meldete sich Gemma nachdenklich zu Wort. »Sie kannten Annabelle besser als alle anderen

... vielleicht mit Ausnahme der Familie. Sie waren seit Ihrer Kindheit miteinander befreundet. Sie war sehr aufgebracht... vielleicht sogar am

Boden zerstört. Was, glauben Sie, könnte sie gemacht haben, nachdem sie den Tunnel verlassen hatte?«

»Meinen Sie, das habe ich mich nicht auch schon tausendmal gefragt?« erwiderte Mortimer. Dann runzelte er die Stirn. »Aber... wenn sie einen Zufluchtsort brauchte, ist sie meistens in den alten Speicher gegangen.«

»Warte mal kurz!« Gemma umklammerte Kincaids Ellbogen, um sich abzustützen, während sie aus ihrer Sandale schlüpfte und sich die Ferse rieb.

»Blase?«

Sie zog eine Grimasse. »Von dem verdammt Tunnel, glaube ich. Ein Königreich für ein Pflaster!«

Nach dem Besuch bei Reg Mortimer waren sie erneut durch Island Gardens und den Fußgängertunnel nach Greenwich gelaufen, um der Rushhour im Autotunnel zu entgehen. Jetzt bereute Gemma zutiefst, neue Schuhe angezogen zu haben.

»Ist nicht mehr weit«, tröstete Kincaid sie. Sie hatten den Eingang zu Martin Lowells Wohnblock erreicht, der unweit des Zentrums von Greenwich am Flussufer lag. Die Blocks hier waren aus Backstein, dunkelrot wie getrocknetes Blut, und zeigten erste Anzeichen von Vernachlässigung. Müll hatte sich in den Ecken des Innenhofs gesammelt, und die wenigen Büsche wirkten kümmerlich und ungepflegt. »Gleich auf der anderen Seite des Hofes scheint es zu sein. Die Nummer stimmt. Es liegen Welten zwischen dem hier und dem Emerald Crescent, würde ich sagen.«

Gemma schlüpfte wieder in ihren Schuh und richtete sich auf. »Also gut. Sehen wir mal nach Prince Charming.«

Martin Lowell riss die Tür auf, bevor Gemma überhaupt hatte klingeln können. »Was, zum ...«

»Wir möchten gern noch mal mit Ihnen sprechen, Mr. Lowell«, begann Kincaid.

»Ich dachte, wir sind durch. Hören Sie, ich habe eine Verabredung ...«

»Offensichtlich haben Sie bei unserem gestrigen Gespräch ein paar Details ausgelassen. Gehen wir doch rein. Oder möchten Sie, dass Ihre Nachbarn alles über Ihre Affäre mit Ihrer Schwägerin erfahren?«

Zwei Wohnungen weiter hatte sich eine Tür geöffnet, und eine Frau mit

Lockenwicklern beobachtete sie unverhohlen neugierig.

Ohne den Blick von Kincaid zu wenden, murmelte Lowell: »Neugierige Schlampe!« Dann trat er zurück, ließ sie ein und rief dabei: »Alles in Ordnung, Mrs. Mulrooney. Kein Grund zur Beunruhigung!«

Gemma sah sich um. Sie fühlte sich an das eine Mal erinnert, als sie die Wohnung ihres Exmannes nach der Scheidung besucht hatte.

Offensichtlich gab es Männer, die kein Talent hatten, sich irgendwie wohnlich einzurichten. Rob gehörte zu dieser Kategorie, und augenscheinlich auch Martin Lowell. Die Wohnung wirkte zumindest sauber, was man von Robs Behausung nicht behaupten konnte, aber das war auch der einzige Pluspunkt. Die Wände waren kittfarben und schmucklos, Sofa und passende Sessel hatten schlichte, braune Kordbezüge.

Der offensichtliche Mittelpunkt war ein neuer Fernsehapparat auf einem einbeinigen Plastiktischchen. Der Rest war nicht der Rede wert, von dem ordentlichen Stapel Wirtschaftsmagazine neben der Fernbedienung auf dem Couchtisch abgesehen. Die schweren, senffarbenen Vorhänge waren gegen die Nachmittagssonne zur Hälfte zugezogen.

»Warum haben Sie uns nicht gesagt, dass Ihre Ehe wegen Ihrer Affäre mit Annabelle gescheitert ist?« fragte Kincaid und ging im Zimmer umher. Er berührte die Zeitschriften, betrachtete prüfend den Fernsehapparat. Neben dem Sofa blieb er einen Augenblick stehen, als spiele er mit dem Gedanken, sich zu setzen, ging dann jedoch weiter. Martin beobachtete ihn verunsichert, bot seinen Besuchern jedoch keine Sitzgelegenheit an. »Dazu gab es keine Veranlassung. Schließlich hatte ich Annabelle seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Nicht, seit sie sich von Ihnen getrennt hatte, oder?« Kincaid hielt inne und spähte in eine winzige Küche.

»Das ist richtig. Hat Jo Ihnen das erzählt?«

»Spielt das eine Rolle?« wollte Gemma wissen. »Hatten Sie erwartet, dass sie Sie deckt?«

Er lächelte bitter. »Wie ich sehe, haben Sie den Hammond-Schwestern ihre Märchen kritiklos abgekauft, und jetzt bin ich der Bösewicht vom Dienst.«

»Dann stimmt es also nicht?«

»Dass ich mit Annabelle geschlafen habe? Oh, das ist wahr. Aber es

wäre alles in Ordnung gewesen, wenn Annabelle es nicht Jo gesagt hätte. Ich schätze, Jo hat Ihnen gesagt, Annabelle habe nur versucht, etwas wiedergutzumachen? Sich für einen Fehler zu entschuldigen?

Selbstgerechter Blödsinn«, fuhr Martin fort. »In Wahrheit hat Annabelle gern intrigiert, sich in anderer Leute Angelegenheiten gemischt. Sie hat Männer abgelegt wie alte Klamotten. Und wenn sie keine Verwendung mehr für einen hatte, hat sie sein Leben genussvoll in Stücke gerissen.« »Soll das heißen, dass Annabelle mit Ihnen Schluss gemacht hat, bevor sie es Jo erzählt hat?«

»Sie hatte ein Auge auf Peter Mortimers Sohn geworfen ... war, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen, für ein unternehmungslustiges Mädchen wesentlich vorteilhafter. Schätze, sie dachte, die Verbindung würde ihr in ihrer neuen Position als Geschäftsführerin der Firma gut zu Gesicht stehen.«

»Vielleicht mochte sie *ihn* wirklich«, warf Gemma ein. »Oder *fühlte* sich in seiner Gesellschaft wohl.

Schließlich waren die beiden seit ihrer Kindheit befreundet.«

»Falls Sie denken, Annabelle habe irgendetwas ohne egoistischen Grund getan, sind Sie genauso dämlich wie die anderen armen Schweine, die sie für ihre Zwecke benutzt hat«, sagte Martin verächtlich. »Reg Mortimer tut mir sogar ein bisschen leid ... aber nicht leid genug.«

»Wie können Sie nur so verdammt dickfellig sein?« Gemma fühlte, wie ihr verräterische Röte ins Gesicht stieg, doch es war ihr gleichgültig.

»Sie haben mit dieser Frau geschlafen. Sie war die Schwester Ihrer Frau. Sie hat Ihre Kinder geliebt. Empfinden Sie denn gar nichts für sie?«

Einen Moment sah es so aus, als würde er heftig kontern, doch dann sagte er unerwartet sanft: »Sie haben keine Ahnung, wie es war, sie zu lieben ... nur um dann ohne die Spur von Bedauern weggeworfen zu werden wie ein alter Schuh. Und dann steht man da und hat sein Zuhause und seine Kinder verloren.« Er zeigte mit dem Finger auf sie. »Ich an Ihrer Stelle, Sergeant, würde mir Leute genau ansehen, die Kontakt zu Annabelle hatten. Da gibt's viele wie mich, das garantiere ich. Viele, deren Leben sie, ohne mit der Wimper zu zucken, zerstört hat. Glauben Sie, Mortimer hat sie getötet?«

»Mich interessiert mehr, wo Sie am vergangenen Freitagabend gewesen

sind, Mr. Lowell«, entgegnete Gemma mühsam beherrscht. »Annabelle hätte guten Grund gehabt, Ihnen einen Besuch abzustatten. Sie hatte nämlich erfahren, welches Gift Sie Ihrem Sohn eingepflicht haben. Ist sie zu einer Aussprache hiergewesen?«

»Ich habe doch schon gesagt, dass ich sie Jahre nicht gesehen habe. Es gab eine Zeit - unmittelbar nach dem Bruch aber sie wollte mich nicht sehen, und hat meine Anrufe ignoriert.«

»Dann ist da noch die Kleinigkeit wegen der Firmenanteile«, warf Kincaid ein. »Annabelle muss ihr Testament vor der Affäre mit Ihnen gemacht haben. Hat sie Ihnen vielleicht gesagt, dass sie es nie geändert hat, aber jetzt darüber nachdenke? Das Geld kommt Ihnen doch nicht ungelegen, oder?« Er machte eine Geste, die die Wohnung einschloss.

»Muss hart sein, Unterhalt für die Kinder und so weiter ... und das alles nur wegen Annabelle. Die Versuchung wäre riesengroß.«

Lowell starrte Kincaid ausdruckslos an. »Blödsinn. Ich hatte keine Ahnung von diesem Testament.

Das habe ich Ihnen bereits gesagt. Im Übrigen habe ich Annabelle am Freitagabend nicht gesehen.«

»In diesem Fall macht es Ihnen sicher nichts aus, uns zu erzählen, wie Sie den Abend verbracht haben.«

»Kein Problem«, erwiderte Lowell sichtlich erleichtert. »Ich war den ganzen Freitagabend mit einer Frau zusammen. Die Nacht habe ich in ihrer Wohnung verbracht.«

»Und sie kann das bestätigen ... diese Freundin, meine ich?« Kincaid zog die Augenbrauen hoch.

»Ist sie verheiratet?«

»Selbstverständlich kann sie das bestätigen. Sie wohnt gleich um die Ecke. Und sie ist nicht verheiratet, sonst hätte ich kaum die Nacht bei ihr verbracht, oder?« entgegnete Lowell herablassend.

In diesem Moment ertönte ein leises Klopfen an der Tür. Die Tür wurde einen Spaltbreit geöffnet, und wie auf Kommando rief eine Frauenstimme: »Marty?«

»Ist doch nicht zufällig Ihr Alibi?« fragte Kincaid prompt.

»Sie können ja gleich mit ihr reden«, sagte Martin achselzuckend. Die Frau stieß die Tür weiter auf und betrat das Wohnzimmer. »Das ist

Brandy«, stellte Lowell die Dame vor.

Martins Besucherin konnte kaum älter als neunzehn sein. Ihr üppiges, blond gebleichtes Haar umgab ihr Gesicht wie eine krause Löwenmähne. Sie trug einen so knappen Minirock, dass Gemma fürchtete, ihren Slip zu sehen, sobald sie sich bückte. Ihr Trägeroberteil ließ einen gepiercten Nabel frei.

»Marty?« wiederholte das Mädchen und musterte sie neugierig. »Habe mir schon Sorgen gemacht, als du um sechs nicht gekommen bist. Du hattest mir doch versprochen, die Höhensonne zu montieren.«

Kincaids Mundwinkel zuckten, als er Gemma ansah. »Manche Kerle haben das Glück gepachtet«, murmelte er.

»Janice schickt einen Beamten vorbei, der die Aussage von Martin Lowells Freundin ganz offiziell aufnimmt«, bemerkte Kincaid, als er vom Telefon zurückkam. Er sank dankbar in einen Stuhl auf Hazels Terrasse. »Verdammtes Pech, dass wir nicht genug Beweise haben, um seine Wohnung durchsuchen zu lassen ... oder die von Reg Mortimer«, fügte er hinzu und griff nach seinem Bierglas auf dem Plattenboden. Gemma saß neben ihm, die Beine ausgestreckt, eine Flasche kalten Apfelwein in der Hand. Sie hatte ihren Hosenanzug mit Shorts und einem ärmellosen Oberteil vertauscht und das Haar mit einer Spange hochgesteckt.

Hazel hatte sie zu Tabouli und grünem Salat überredet. Für eine warme Mahlzeit, vor allem, wenn sie in Gemmas winziger Küche hätte zubereitet werden müssen, sei es schlicht zu heiß, hatte sie erklärt. Dann hatte sie Gemma und Kincaid mit kühlen Getränken auf die Terrasse verbannt, während sie letzte Vorbereitungen traf.

Die Kinder tollten auf dem Rasen herum. Die Hitze konnte ihnen offenbar nichts anhaben. Ihre nackten Körper glänzten in den Strahlen, die die schrägstehende Sonne durch das Blätterdach der Bäume warf. Gemma nippte an ihrem Cidre. »Großzügig von dir, Brandy den Status einer Freundin zuzusprechen. Martin Lowell sollte sich schämen, und das gilt auch für dich, so wie du sie angeglotzt hast.«

»Ich habe nicht geglotzt!«

»Doch, hast du. Aber vielleicht ist das entschuldbar. Schließlich hat die Tussi ihre Reize sehr freizügig zur Schau gestellt.«

»Nach Jo und Annabelle hätte man von Martin Lowell mehr Geschmack erwarten können«, bemerkte Kincaid in der Hoffnung, sich damit wegen Brandy zu rehabilitieren. »Frage mich nur, wie es ein über dreißigjähriger Banker schafft, sich halbnackte Teenager zu angeln ... von der Geschmacksfrage mal abgesehen.«

»Eigentlich wollte ich nicht glauben, dass Martin Lowell so mies ist, wie Jo ihn dargestellt hatte, aber der Typ ist wirklich ein Weiberheld, wie er im Buch steht«, erklärte Gemma mit Nachdruck.

Kincaid musterte sie amüsiert. »Hatte eigentlich nicht den Eindruck, dass du auf ihn stehst.«

»Das ist dir aufgefallen?« Sie lächelte und rutschte tiefer in den Stuhl.

»Komischerweise verstehe ich allerdings, dass die beiden ihm auf den Leim gegangen sind ... ich meine Jo und Annabelle, und sogar Brandy.«

»Der Heathcliff-im-Nadelstreifen-Typ?«

»Rattenfänger trifft es eher. Der Mann hat eine Art... wenn man nicht wüsste, was für ein mieser Typ er ist ...« Sie trank nachdenklich einen Schluck Cidre. »Oder vielleicht wirkt er gerade deshalb so auf Frauen.«

»Auch auf eine Frau wie Annabelle?« fragte Kincaid.

Die Sonne versank hinter dem Dach des Nachbarhauses, und im Garten wurde es augenblicklich kühler.

»Was ist mit ihren Affären mit Gordon und Lewis Finch? Annabelle muss doch gewusst haben, wie verletzt Mortimer sein würde, wenn er davon erfuhr.«

»Schätze, sie war auf der Suche nach etwas, das Reg Mortimer ihr nicht geben konnte. Außerdem hat sie diese Beziehungen geheimgehalten. Bis zu einem gewissen Grad jedenfalls. Erst unter großem Druck hat sie Mortimer gestanden, dass es einen anderen Mann gibt.«

»*Immer vorausgesetzt*, Mortimer sagt die Wahrheit«, betonte Kincaid skeptisch. »Ich bin überzeugt, dass er uns etwas verschweigt. Konntest du einen Blick auf seine Papiere werfen?«

Gemma nickte, streckte die Beine von sich und wackelte mit den Zehen. Sie trug keine Schuhe.

»Sah mir nach Rechnungen und Bankauszügen aus. Einzelheiten konnte ich nicht erkennen. Sind diese Gemälde so wertvoll, wie ich dachte?«

»Wenn ich mich recht an das erinnere, was ich kürzlich in der *Times* gelesen habe, dann ist jedes Bild gut seine zwanzigtausend Pfund wert.«

Gemma pfiff durch die Zähne. »Bingo! Wie konnte er sich die denn leisten?«

»Geld von der Familie?« Kincaid leerte die Bierflasche, indem er sie steil ansetzte, um auch an die letzten Tropfen zu gelangen. »Sein Vater sitzt im Aufsichtsrat der Firma Hammond's. Aber wie ich sehe, hat keiner der Hammonds so viel Kies.«

»Schicke Wohnung, teure Möbel, wertvolle Gemälde, exklusive Kleidung ... und einen Stapel Rechnungen und Briefe von der Bank.«

Gemma rümpfte die Nase. »Hat er sich vielleicht finanziell übernommen? Trotzdem kann ich darin kein Motiv für den Mord an Annabelle erkennen. Er hatte alles zu verlieren und nichts zu gewinnen.«

»Könnte doch sein, dass er angenommen hat, Annabelles Firmenanteil zu erben ... oder zumindest in ihre Fußstapfen als Geschäftsführerin zu treten.«

»In jedem Fall war ein hohes Risiko dabei. Trotzdem sollten wir uns näher mit seinen Finanzen befassen ... ohne Sir Peter auf die Zehen zu treten, versteht sich«, fügte Gemma hinzu.

»Mit den Finchs bin ich auch nicht besonders glücklich ... ob Junior oder Senior«, gestand Kincaid und sah Gemma an. »Es fällt mir verdammt schwer zu glauben, dass keiner vom anderen gewusst haben soll.«

»Reg Mortimers Geschichte scheint zu bestätigen, was Gordon uns gesagt hat - nämlich dass er mit Annabelle Schluss gemacht hat, und nicht umgekehrt. Was, wenn der Grund dafür das Wissen um Annabelles Affäre mit dem Vater war?«

»Damit hätte er ein verdammt gutes Mordmotiv ...«

»Schon, aber eher zu dem Zeitpunkt, als er davon erfahren hat - und das ist drei, vier Monate her.

Warum sollte er bis jetzt warten? Und sie dann umbringen, als sie alles wieder kitten wollte?«

»In diesem Punkt haben wir nur seine Aussage«, sagte Kincaid. Es ärgerte ihn, dass Gemma Finch so bedingungslos verteidigte. »Vielleicht hat sie ihm statt dessen gesagt, dass sie seinen Vater liebt.

Daraufhin hat er durchgedreht und sie umgebracht.«

Gemma starrte ihn wütend an. »Nach Mortimers Aussage hat Annabelle erklärt, dass, selbst wenn der Mann, den sie liebt, nichts mit ihr zu tun haben wolle, sie sich nicht mit weniger zufriedengebe. Du bist so

dickköpfig, dass du gar nicht registrierst, dass Mortimer Gordon Finchs Behauptung indirekt bestätigt.«

»Da wir gerade von dickköpfig reden. Wie würdest du deine Beweggründe dafür bezeichnen, dass du deine Sicherheit aufs Spiel gesetzt hast und gestern allein in Gordon Finchs Wohnung gegangen bist?« konterte er verletzt.

»Warum hackst du immer noch darauf rum? Du kannst mir ruhig ein bisschen Menschenkenntnis zutrauen, ja? Ich hätte das nie gemacht, wenn ich mich nicht absolut sicher gefühlt hätte. Außerdem hat es immerhin einiges gebracht, oder?«

»Ja, aber ...«

»Ich lasse mir von niemandem sagen, wie ich meinen Job zu erledigen habe.«

Kincaid merkte, dass der Disput in einen handfesten Krach auszuarten drohte. »Gemma, es tut mir leid. Ich wollte nicht...«

»Pssst!« flüsterte sie plötzlich und hob die Hand. »Hör doch!«

Er brauchte einen Moment, bis er begriff, dass sie die Stille meinte. Er richtete sich auf und sah sich um. Die Kinder hatten dicht beieinander gehockt und gekichert, als er sie das letzte Mal gesehen hatte.

Jetzt waren sie spurlos verschwunden.

»Toby?« rief Gemma, stellte ihre Cidre-Flasche auf den Tisch und machte Anstalten aufzustehen.

Kincaid war bereits auf den Beinen. »Ich sehe mal nach, was die kleinen Racker anstellen.« Er ergriff erleichtert die Gelegenheit zu einer Atempause.

Den Kindern war es verboten, den Garten ohne Begleitung zu verlassen - vom Gartentor bis zu Gemmas Garagenwohnung waren es nur wenige Schritte. Aber die Straße war belebt, und die Gefahr für Kinder groß.

Kincaids Herz begann bei dem Gedanken schneller zu schlagen, und er musste sich zur Ruhe zwingen, als er den Rasen überquerte und in die dunkleren Schatten spähte. Sie verstecken sich nur, sagte er sich. Und als er sich der Gartenpforte näherte, bemerkte er aus den Augenwinkeln, dass sich hinter der Hecke aus falschem Jasmin etwas bewegte.

Leise pfeifend ging er daran vorbei, und wurde mit unterdrücktem Kichern belohnt. Er machte einen Schritt rückwärts und sah sich gespielt

verwirrt um. Dann wirbelte er herum, griff durch eine Öffnung in der Hecke. »Hab dich!« Seine Hände umschlossen feuchte Haut, und die Kinder kreischten vor Vergnügen. Sanft zog er sie aus dem Gebüsch und klemmte sich Toby unter den einen und Holly unter den anderen Arm. Ihre Körper waren klebrig vom Fruchteis, das Hazel ihnen nach dem Kaffeetrinken spendiert hatte. »Also gut, ihr zwei. Ihr bleibt jetzt dort, wo ich euch sehen kann. Wenn nicht, geht's gleich ins Bad und dann ins Bett.«

»Bitte, spielen wir noch einmal Verstecken, Duncan! Bitte, bitte!« jammerte Holly, während Toby sich unter seinem Griff wand und mit den Beinen strampelte.

»Du kriegst mich nicht! Du kriegst mich nicht!« rief der Junge. Kincaid packte ihn fester. »Ich habe dich doch schon, du Wurm. Hör mal! Wenn ihr beide jetzt sehr, sehr brav seid, dann lese ich euch nach dem Baden eine Geschichte vor.«

»In meinem Zimmer oder in Tobys?« wollte Holly es wie immer ganz genau wissen.

Kincaid blieb stehen und tat so, als müsse er nachdenken. Die Kinder hingen schlaff in seinen Armen. »Wenn ihr versprecht, kleine Engel zu sein, dann lese ich in Tobys Zimmer vor. Und danach trage ich dich nach Hause, Holly. Na, was sagt ihr dazu?«

»Auf der Schulter?« Holly liebte es, auf seinen Schultern auf und ab zu hüpfen.

»Wenn du willst.« Kincaid setzte die beiden vor Gemma auf die Wiese, und sie rannten davon wie die Karnickel vor dem Hund.

Seine Arme fühlten sich plötzlich federleicht an, und die Silhouetten der Kinder blieben noch eine Weile wie ein Abdruck auf seiner Netzhaut zurück. Plötzlich fühlte er eine brennende Sehnsucht nach Kit, die ihn überraschte. Er setzte sich ungelenk auf seinen Stuhl. Die Knie waren ihm weich geworden.

»Die beiden hätten eine Abreibung verdient«, sagte Gemma ärgerlich.

»Gemma ...«

»Was ist?« Sie drehte sich zu ihm um, als habe etwas in seiner Stimme ihre Aufmerksamkeit erregt.

»Ich ...«, begann er, doch er konnte den Verlust, den er empfand, nicht in Worte fassen. Statt dessen fuhr er fort: »Schätze, die Sache mit Kit ist

mir ziemlich an die Nieren gegangen. Wenn er am Telefon nicht mit mir reden will, fahre ich nach Cambridge.« Er merkte, dass er die Entscheidung in diesem Moment getroffen hatte.

»Ich dachte, er will dich nicht sehen.«

»Hazel sagt, ich muss ihm zeigen, dass sich meine Gefühle für ihn nicht geändert haben, gleichgültig, wie er sich mir gegenüber benimmt. Wie soll ich das machen, ohne mit ihm zu reden?«

fragte er frustriert.

Gemma richtete sich im Liegestuhl auf und runzelte die Stirn. »Das war, bevor Ian die Dinge noch komplizierter gemacht und wieder in sein Leben geplatzt ist. Vielleicht wäre es einfacher für Kit, wenn du alles Ian überlässt.«

»Ich soll kneifen? Und mich auf Ian verlassen, nach allem, was wir durchgemacht haben? Wer garantiert mir, dass er Kit nicht wieder ins Cottage in Grantchester holt, nur um in einem oder zwei Monaten erneut seine Meinung zu ändern?«

Gemma schüttelte den Kopf. »Was willst du tun? Du hast keine Handhabe gegen ihn.«

»Ich kann Kit jederzeit besuchen«, entgegnete Kincaid eigensinnig. Es wunderte ihn, dass Gemma plötzlich nur noch gereizt und ärgerlich auf ihn reagierte.

»Na, gut.« Gemma seufzte und lehnte sich im Stuhl zurück. »Dann fahr morgen. Ich erledige das hier schon. Du musst nur den Chef beruhigen. Und wenn die Hölle losbricht, während du fort bist« - sie lächelte verschmitzt »dann habe ich bei dir was gut.«

An einem winzigen Tisch in der hintersten Ecke des Lokals saß Teresa Reg Mortimer gegenüber.

Nachdem sie nach getaner Arbeit im alten Lagerhaus endlich nach Hause gekommen war, hatte sie eine Nachricht von ihm auf ihrem Anrufbeantworter vorgefunden. Er hatte sie gebeten, sich mit ihm im *The Grapes* in Limehouse in der Narrow Street zu treffen. Es war das erste Mal, seit sie die Anwaltskanzlei nach dem Mittagessen verlassen hatten, dass sie von ihm gehört hatte, und seine Stimme hatte seltsam, ja beinahe flehentlich geklungen. Nachdem sich der Anrufbeantworter ausgeschaltet hatte, war sie sich automatisch durchs Haar gefahren und

hatte ihre Bluse geglättet. Erst dann überlegte sie: Reg Mortimer hatte keinen Grund, sich aus anderen Motiven als geschäftlichen mit ihr zu verabreden.

Trotzdem hatte sie ihr Haar mit besonderer Sorgfalt gekämmt und Make-up aufgelegt, bevor sie aus dem Haus gerannt war, um die Dockland Railway in Crossharbour zu erwischen.

Sie verließ den Zug, der voller Pendler war, an der Station West Ferry, und stieg die Betontreppe vom Bahnsteig hinunter. Sie blinzelte in die tiefstehende Abendsonne, wandte sich nach rechts in den Limehouse Causeway, und ging die Narrow Street bis zum alten Pub entlang. Das Lokal war eines der historischen Fixpunkte von Limehouse und mittlerweile Treffpunkt der jungen Aufsteiger. Teresa kannte es nur vom Hörensagen. Es gehörte zu den Lokalen, in das man allein gehen konnte, um Schäferpastete oder Fisch und Chips zu essen.

Sie betrat das Etablissement zögernd, zwängte sich zwischen den Gästen in Anzug und Krawatte und Kostümen hindurch, die wie die Sardinen gedrängt um die Theke standen, bis sie Reg in der hintersten Ecke entdeckte. Er winkte ihr zu, und als sie seinen Tisch erreichte, stand er auf und gab ihr völlig unerwartet einen Kuss auf die Wange. Er wirkte leicht erhitzt. Sein Haar fiel ihm unordentlich in die Stirn, und er sah noch attraktiver aus als sonst.

»Tausend Dank, dass du gekommen bist«, sagte er, nachdem er ihr einen Stuhl zurechtgerückt hatte. »Bist du schon mal hier gewesen? Bald wird's hier leerer. Und das Essen ist ausgezeichnet.

Dachte, du könntest eine anständige Mahlzeit vertragen. Aber zuerst hole ich dir was zu trinken, ja? Hier gibt's ein gutes, leichtes Sommerbier.

Schmeckt ein bisschen nach Zitrone.«

»Wunderbar«, brachte Teresa heraus. Als er sich abwandte und zur Bar ging, schnupperte sie misstrauisch an seinem Glas. Es enthielt reine Limonade, soweit sie das beurteilen konnte. Aber das sollte sie eigentlich nicht überraschen. Er trank normalerweise *keinen* Alkohol. Trotzdem hatte sie den Eindruck gehabt, dass er leicht beschwipst war.

Nachdenklich beobachtete sie, wie er mit derselben übertriebenen Fröhlichkeit mit dem Barkeeper plauderte.

Schließlich kam er mit ihrem Getränk und der Speisekarte zurück. Als er sich setzte, berührten sich ihre Knie unweigerlich unter dem schmalen

Tisch. »Ich empfehle die Fischbuletten«, sagte er und schlug eine Speisekarte für sie auf. »Ich weiß, das klingt langweilig und gewöhnlich, aber sie sind himmlisch. Und ich bin sicher, es gibt irgendeine historische Vorspeise ... irgendwas à la Dickens, schätze ich. Weißt du eigentlich, dass dieses Lokal das *Six Jolly Fellowship Porters* aus Dickens' *Unser gemeinsamer Freund* sein soll? Er hat die Kneipe als >nicht größer als eine Pferdedroschke< beschrieben. Und das trifft eigentlich noch immer zu. Damals schon hatte sie eine Veranda mit Blick auf den Fluss. Heutzutage ist sie natürlich etwas solider, aber die Holzleiter, die zu den Schiffen hinunterführte, damit die Matrosen direkt vom Fluss aus die Bar erreichen konnten, existiert schon lange nicht mehr. Wir gehen nachher raus und trinken noch was, wenn du Lust hast. Bis dahin darfst du dir einfach vorstellen, wie der Bugsprit von einem vor Anker liegenden Segelschoner durchs Fenster ragt und die einfachen Kerle ihre Pints leeren.« Er deutete auf das Fenster über ihrem Kopf und hob sein Glas. »Auf die Gespenster der Vergangenheit.«

Ihre Blicke trafen sich, als ihm klar wurde, was er da gerade gesagt hatte. Es folgte verlegenes Schweigen, und keiner von beiden nannte den Namen, der unausgesprochen zwischen ihnen stand.

Reg, der normalerweise sehr geschickt darin war, peinliche Situationen mit Worten zu retten und aufzulockern, war die letzte Person, von der Teresa eine solche Bemerkung erwartet hatte. Und doch machte er an diesem Abend den Eindruck, als triebe ihn der Mut der Verzweiflung. Auf der Suche nach einem rettenden Ausweg klappte sie die Speisekarte zu und sagte: »Was ist mit dir, Reg? Isst du gar nichts?«

»Nur ein bisschen Suppe, um dir Gesellschaft zu leisten. Nimmst du die Fischfrikadellen?«

Als sie nickte, stand er wieder auf und gab an der Theke ihre Bestellung ab. »Oben im ersten Stock ist ein richtiges Restaurant«, erklärte er bei seiner Rückkehr. »Trotzdem bin ich froh, dass sie die Kneipe haben Kneipe sein lassen. Es sollte wenigstens ein paar beständige Dinge im Leben geben, findest du nicht?«

»Reg, ich ...«

Er sah sie an. Zum ersten Mal war sein Gesicht entspannt. »Ich war ein ziemlicher Ausfall die letzten Tage, was? Scheint so, als käme ich einfach nicht damit klar.«

Teresa blinzelte. Das persönliche Geständnis überraschte sie. Im Büro war er tatsächlich völlig unbrauchbar und nicht einmal in der Lage gewesen, Aufgaben zu bewältigen, die er normalerweise nebenbei erledigt hatte. Allerdings hatte sie keine Ahnung, wie sie in seiner Lage damit fertig geworden wäre. Sie wusste, dass jeder in seiner Trauer anders reagierte. Sie, zum Beispiel, hatte sich in Arbeit vergraben, denn nur die Konzentration auf ihren Job hielt sie aufrecht.

Schließlich sagte sie, ohne sein Versagen zu leugnen: »Reg, wenn ich dir irgendwie helfen kann ...«

»Du warst ein Schatz.« Er berührte ihre Wange mit den Fingerspitzen.

Teresa war sich plötzlich der Berührung seiner Knie bewusst, wurde rot vor Verlegenheit, entzog ihm ihre Knie jedoch nicht. Es war idiotisch von ihr, auch nur zu hoffen, dass er sie attraktiv finden könnte, merkte jedoch, dass das Unrechtsbewusstsein nichts an ihren Gefühlen änderte.

Die Kellnerin kam mit ihrem Essen und ersparte Teresa eine Antwort auf seine Bemerkung. Zu ihrer Überraschung merkte sie, dass sie trotz allem einen rasenden Hunger hatte. Die Fischfrikadellen waren so gut, wie Reg versprochen hatte, und sie aß sie mit großem Appetit.

Er beobachtete sie lächelnd, rührte in seiner Suppe, und als sie fertig war, sagte er: »Braves Mädchen. Konnte nicht zulassen, dass du verhungerst. Was würde die Firma Hammond's ohne dich machen?«

Die Ängste, die sie in den vergangenen Tagen hatte unterdrücken können, nagten plötzlich wieder an ihr. »Reg, was sollen wir nur tun? Es tauchen bereits Sachen auf, mit denen ich nicht umzugehen weiß. Ich kann nicht erraten, was Annabelle getan hätte ...«

»Nutz dein eigenes Urteilsvermögen. Annabelle hat dir vertraut... es ist Zeit, dass du dir endlich auch was zutraust.«

»Aber ich besitze nicht die Autorität«, protestierte sie. »Und die Geschäftslage war auch schon kritisch genug, als Annabelle noch das Sagen hatte.«

»Du weißt, was wir tun müssen ...«

»Das können wir nicht. Nicht jetzt...«

»Dann sollten wir, verdammt noch mal, einen Weg finden.«

Schockiert über die Heftigkeit seiner Entgegnung, starrte sie ihn an, bis er die Hand hob und erneut ihre Wange berührte. »Tut mir leid. Ich

wollte dich nicht so anfahren. Reden wir heute Abend nicht davon. Ich möchte, dass du dich mal richtig entspannst.«

»Reg ... da stimmt doch einiges nicht, oder? Es ist nicht nur Annabelles Tod, obwohl's schlimmer kaum hätte kommen können ... richtig?«

»Wie sollte es was Schlimmeres geben?« Er stand abrupt auf. »Gehen wir raus. Ich hole uns noch was zu trinken.«

Sie traten an die Brüstung, und als sie in Richtung Osten blickte, sah sie das blinkende Warnlicht auf dem Canada Tower. Sie wandte sich ab und drehte dem Fluss den Rücken zu. Sie wollte verzweifelt das »Island« vergessen, und sei es nur für kurze Zeit, und sich ein völlig anderes Leben vorstellen. Auf einer Bank auf der Seite der Veranda saß engumschlungen ein Paar, die Frau halb auf dem Schoß des Mannes, die Gesichter nur Millimeter voneinander entfernt. Teresa durchfuhren Neidgefühle wie ein scharfes Messer. Warum sollte sie nicht auch einmal Verlangen bei jemandem wecken? Warum sollte sie immer abseits stehen?

»Entschuldige«, sagte Reg an ihrer Seite, »ich will heute Abend einfach nicht nachdenken. Klingt es sehr herzlos, wenn ich wünsche, für ein oder zwei Stunden ein anderer zu sein?«

»Nein. Ich dachte gerade dasselbe. Habe mich nur geschämt, es zuzugeben.«

»Wirklich?« Sein Arm rieb leicht gegen ihren Arm, als er näher trat. Sie fühlte die Wärme seines Körpers, der sie vor der kleinen Brise abschirmte, die vom Fluss herüberwehte. Sie dachte daran, wie er sie in seinen Armen gehalten, wie sich seine Hand an ihrem Rücken angefühlt hatte, und fröstelte unwillkürlich.

»Ist dir kalt?« Er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie enger an sich. »Wer möchtest du denn sein, Teresa? Für eine oder zwei Stunden? Was möchtest du tun?«

Sie sah zu ihm auf und schüttelte stumm den Kopf. Sie konnte es nicht einmal denken, wie sollte sie es da aussprechen?

»Sag's mir«, drängte er, und sie fühlte seinen Atem an ihrer Wange. Sie schloss die Augen.

»Mit dir zusammen ... Ich möchte mit dir Zusammensein.« Sie hatte das Gefühl, in den Boden versinken zu müssen. Er neigte den Kopf und streifte mit seinen Lippen ihre Kehle. »So?«

»Ich ... Reg ...« Er hatte die Hand unter ihrer kurzen Leinenbluse auf ihren Rücken gelegt, und jeder Protest erstarb auf ihren Lippen. Er bewegte seine Hand, streichelte die zarte Haut, dann glitten seine Finger unter den Rand ihres BHs.

Sie zuckte heftig zurück. »Wir können doch nicht... nicht hier ... man sieht uns ...«

»Dann gehen wir. Rühr dich nicht vom Fleck. Ich rufe uns ein Taxi.« Wenige Minuten später hielten sie sich in der vibrierenden Dunkelheit im Innern eines Taxis eng umschlungen. Dann sprangen sie vor ihrem Apartmenthaus aus dem Wagen. Ihr war schwindelig, obwohl sie ihr zweites Glas Bier kaum angerührt hatte. Arm in Arm gingen sie zum Lift und den Korridor entlang zu ihrer Wohnung, wo sie zitternd den Schlüssel ins Schloss steckte.

Er hatte ihr auf dem Weg durchs Wohnzimmer die Bluse ausgezogen, und sie dachte flüchtig an ihren expansionswütigen Balkonnachbarn und die geöffneten Jalousien, bevor sie das Schlafzimmer erreichten und auf ihr Bett sanken.

Letztendlich war es enttäuschend, denn seine Erektion erschlaffte im entscheidenden Augenblick.

Mit einem Stöhnen rollte er zur Seite. »Tut mir so leid, Liebes. >Tut mir leid< scheint alles zu sein, was ich zur Zeit sagen kann.«

»Ist schon gut«, murmelte sie.

»Nein, ist es nicht.« Er drehte sich zu ihr um, stützte sich auf einen Ellbogen und nahm ihre Brust in die Hand. »Du bist nicht schuld, Liebes, das musst du wissen. Ich wollte ...«

»Ich weiß, was du wolltest. Ist schon gut.« Sie zog seinen Kopf an ihre Brust und hielt ihn, streichelte seinen Rücken und war plötzlich von einer wilden und unerwarteten Zärtlichkeit erfüllt. Als er eingeschlafen war, zog sie ihre gefühllos gewordene Schulter unter ihm weg, lag wach neben ihm, bis der Morgen vor den Fenstern dämmerte, fragte sich, was sie fühlte und wie sie rechtfertigen sollte, was sie getan hatte.

»Worüber wollten Sie mit mir reden?« fragte Teresa Robbins, als sie an den Tisch an der Rückwand ihres Büros trat. Der lange Zeichentisch stand direkt unter den Fenstern und enthielt Tassen, Teekanne und elektrischen Wasserkocher sowie Schüsseln und Büchsen, die Gemma mittlerweile mit der Verkostung von Tee in Verbindung brachte. »Ich koche uns eine Tasse Tee, ja?« fügte Teresa hinzu und sah über die Schulter zu Gemma.

»Nur ein paar Routinefragen«, antwortete Gemma und erwiderte das Angebot einer Tasse Tee mit zustimmendem Nicken. Sie beobachtete, wie Teresa den Kessel mit Mineralwasser füllte. Ihre Hände schienen leicht zu zittern, was ihre beherrschte Miene Lügen strafte.

Nachdem Gemma Kincaid im Limehouse-Revier verabschiedet hatte, war sie kurz nach Arbeitsbeginn in der Firma Hammond's erschienen, um Teresa erneut zu vernehmen.

Im Gegensatz zu Mortimers Büro war der Raum, den Teresa und Annabelle sich geteilt hatten, groß genug für zwei Schreibtische. Sie standen einander gegenüber, und in der Mitte führte ein breiter Mittelgang hindurch. Der pseudobüromäßige Stilmix aus Mortimers Zimmer fehlte. Die Schreibtische waren aus schlichter Eiche, wirkten zweckmäßig und abgenutzt. Annabelles ehemalige Tischplatte war bis auf die Schreibunterlage leer.

Rot oder schwarz beschriftete Teekisten aus Holz standen entlang der Wände, und ein einfaches Bücherregal enthielt eine Sammlung von Designer-Teekannen. Der Raum roch nach Tee und ... einem dezenten Duft, den Gemma nicht ganz einordnen konnte.

Gemma setzte sich auf den Stuhl, der Teresas Schreibtisch am nächsten stand. Sie beobachtete, wie Teresa kochendes Wasser in eine einfache, weiße Porzellankanne goss, einmal umrührte und dann eine Küchenuhr stellte. »Ich wusste gar nicht, dass Teekochen nach einem genauen Zeitplan erfolgen muss«, bemerkte Gemma und deutete auf die Uhr.

»Wie bitte?« Teresa sah sie verständnislos an. »Ach so, Sie meinen die Küchenuhr.« Sie drehte sich um und lehnte sich gegen den Zeichentisch, während der Tee ziehen musste. »Das ist das erste, das man lernt...

besonders beim Vorkosten der Tees. Wenn der Tee nicht richtig gezogen hat, kann man das Aroma der Mischungen nicht vergleichen. William besteht auf fünf Minuten, aber das ist mir zu stark. Mir genügen viereinhalb Minuten.«

»Und was für eine Sorte trinken wir jetzt?« Gemma hatte das Etikett auf der Tüte nicht erkennen können, aus der Teresa den Tee genommen hatte.

»Eine Englische Frühstücksmischung. Besteht hauptsächlich aus Assamtees... das ist ein starker, schwarzer, indischer Tee«, klärte Teresa sie auf. »Am Nachmittag gehe ich gewöhnlich zu Ceylontees über. Sie sind etwas leichter und blumiger.« Die Küchenuhr war abgelaufen, und Teresa goss Milch in die beiden vorgewärmten Teetassen. Dann schenkte sie Tee durch ein Sieb nach. Sie reichte Gemma eine Tasse mit Löffel und Zuckerdose und setzte sich mit ihrem Tee hinter den Schreibtisch. »Haben Sie Annabeiles Schreibtisch aufgeräumt?« fragte Gemma und trank einen Schluck Tee. Er hatte ein vollmundiges, malzartiges Aroma und schmeckte ihr besser als jeder andere Tee zuvor.

»Fürs erste habe ich alles in die Schubladen geschoben«, gab Teresa zu. »Ich konnte den Anblick der Sachen einfach nicht ertragen. Das hätte ich mir vermutlich sparen können. Schließlich denke ich sowieso jede Minute an sie.« Sie sah auf, und ihre blasblauen Augen begegneten Gemmas Blick. »Ich weiß, Sie verstehen mich nicht ... aber manchmal ist ihre Gegenwart regelrecht spürbar, und dann bilde ich mir ein, ihr Parfüm zu riechen.«

Gemma fiel der kaum wahrnehmbare Duft ein, der ihr noch vor einem Moment aufgefallen war. »Ein Duft nach Holz und Zitrone?«

»Riechen Sie ihn auch? Das Parfüm ist speziell für sie hergestellt worden. Es war Bergamotte dabei

... das ist das Aroma, das im *Earl Grey* verwendet wird. Sie hat immer behauptet, es eigne sich viel besser für Parfüms als für Tees.«

»Ich bezweifle, dass wir's hier mit einem Gespenst zu tun haben«, versicherte Gemma ihr. »Starke Gerüche halten sich lange ... unter anderen Umständen würde es Ihnen wahrscheinlich gar nicht auffallen.«

»Ja, vermutlich haben Sie recht«, stimmte Teresa ihr zu, aber es klang nicht überzeugt. Sie sah an diesem Vormittag beinahe hübsch aus in

ihrem blasblauen Sommerkleid. Ihr Haar wurde von einer passenden, blauen Haarspange zurückgehalten. Im Vergleich mit Annabelle allerdings musste sie immer den Kürzeren gezogen haben, egal, wieviel Mühe sie sich gegeben hatte. Gemma fragte sich, inwieweit sie das gestört haben mochte.

Gemma trank von ihrem Tee und schwor sich, diese Frühstücksmischung bei der erstbesten Gelegenheit zu kaufen. »Ist Reg Mortimer heute Morgen nicht im Büro?«

Teresa errötete. »Nein, er fühlt sich nicht gut. War alles ein bisschen viel für ihn ... Reg hat Annabelle sehr geliebt.«

»Und hat Annabelle Reg geliebt?«

»Wie ... wie meinen Sie das? Selbstverständlich *hat sie...* «

»Weshalb ist sie dann ihrem Verlobten mehr als nur einmal untreu gewesen?«

Terasas Hand erstarrte in der Luft über dem Henkel ihrer Teetasse. »Wie bitte?«

»Hatte sie sich Ihnen nie anvertraut? Ich dachte, das hätte sie vielleicht getan.«

»Was anvertraut? Wovon reden Sie?«

»Haben Sie gewusst, dass Annabelle eine Affäre mit Martin Lowell hatte? Daran ist seine Ehe mit Jo zerbrochen. Reg hat erst in Annabeiles Todesnacht davon erfahren.«

»Martin Lowell? Das kann nicht sein ... das ist ein Irrtum«, erwiderte Teresa atemlos.

»Kein Irrtum. Harry Lowell hat bei Jos Dinnerparty davon angefangen. Reg schäumte vor Wut. Er hat es mittlerweile zugegeben ... allerdings erst, als er nicht mehr anders konnte.«

»Das kann nicht sein«, wiederholte Teresa, und ihre Augen wirkten spiegeleiergroß in ihrem schmalen Gesicht. »Warum hätte Annabelle das tun sollen?«

»Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht eine Erklärung liefern.«

»Der Tod ihrer Mutter hat sie schwer getroffen«, antwortete Teresa langsam. »Jedenfalls kam es mir so vor. Allerdings war ich damals erst wenige Monate bei der Firma Hammond's. Ich kannte sie kaum.«

Bitter fügte sie hinzu: »Fünf Jahre später scheint sich das kaum geändert zu haben, was? Annabelle hat im geschäftlichen Bereich immer

ostentativ auf Ehrlichkeit bestanden ... aber für ihr Privatleben hat das offenbar nicht gegolten.« Sie sah von ihrer Teetasse auf. »Und Martin Lowell war nicht der einzige, sagen Sie?«

»Bei weitem nicht. Annabelle hatte wohl ein Verhältnis mit einem gewissen Lewis Finch ... und mit dessen Sohn Gordon.«

»Lewis Finch? Mit *dem* Lewis Finch?« wiederholte Teresa. »Sind Sie sicher?«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, ich ... nur dem Namen nach«, erwiderte Teresa unsicher.

»Wussten Sie, dass William Hammond Finch nicht ausstehen kann?«

»Aber alle bewundern Lewis Finch«, protestierte Teresa. »Er hat für das >Island< so viel getan ... Ich weiß, dass Annabelle große Stücke auf ihn hielt.«

»Hat Annabelle mit Ihnen über Finch gesprochen?«

»Nicht privat. Aber mir war klar, dass sie ihn kannte.«

»Und sein Sohn Gordon? Hat sie ihn je erwähnt?«

»Nein, nie. Ist mir ganz neu, dass Lewis Finch einen Sohn hat.«

Gemma fragte sich, ob Annabelle diese Dinge aus reinem Kalkül für sich behalten hatte oder ob sie es einfach genossen hatte, Geheimnisse zu haben. »Annabelle hat am Abend ihres Todes mit Gordon Finch gesprochen ... er war der Straßenmusiker, den Reg Mortimer im Tunnel gesehen hatte. Das war kurz nachdem sie Reg gesagt hatte, dass sie einen anderen liebe ... und nach dem Streit wegen ihrer Affäre mit Martin Lowell. Sie werden verstehen, dass es schon deshalb nicht gut für Reg aussieht.«

Teresa wollte aufstehen, schloss dann die Augen und sank auf ihren Stuhl zurück. Sie war leichenblass geworden. »Ich habe mich wie eine Idiotin benommen.«

»Warum? Was ist passiert?« fragte Gemma hastig.

Teresa schlug die Augen auf. Erst jetzt schien ihr bewusst zu werden, was sie gesagt hatte. »Das ist persönlich... hat nichts mit Ihren Ermittlungen zu tun.«

»Teresa, wenn das irgendwie mit Reg zusammenhängt, sollten Sie mir lieber reinen Wein einschenken. Wenn Sie ihn decken, machen Sie sich vielleicht der Komplizenschaft schuldig ... aus falsch verstandener Loyalität.«

»Nein, ehrlich ... ich weiß nichts. Es ist nur ...« Sie zögerte. »Haben Sie je etwas so Dummes getan, dass man denken könnte, Sie hätten den Verstand verloren?« fügte sie atemlos hinzu.

Unwillkürlich dachte Gemma an ihren Tanz im Park mit Gordon Finch. War Teresa ebenso empfänglich für Regs Charme? »Warum erzählen Sie's mir nicht einfach?«

»Nein, ich ...«

Teresa fuhr zusammen, als das Telefon klingelte. Nach einem Blick auf Gemma hob sie den Hörer ab. Sie hörte zu, murmelte gelegentlich eine Antwort, dann legte sie langsam auf.

»Das war Mr. Hammond. Er möchte, dass wir für morgen Vormittag eine Verwaltungsratssitzung einberufen. Martin Lowell besteht darauf.«

»Und das bedeutet?«

»Es soll entschieden werden, wer Annabelles Job als Geschäftsführerin übernimmt.«

»Dann heißt es wohl Sie oder Reg, stimmt's?« wollte Gemma wissen.

»Es sei denn, William beschließt, die Firma selbst wieder zu übernehmen. Oder man *einigt* sich auf einen Außenseiter.« Teresa spielte geistesabwesend mit Papieren. »Ich muss die Finanzberichte vorbereiten ...«

Gemma beugte sich vor. »Teresa, Sie müssen mir sagen, was zwischen Ihnen und Reg vorgefallen ist. Sie können nicht beurteilen, inwiefern das für unsere Ermittlungen wichtig ist.«

Teresa schüttelte energisch den Kopf. Gemma entging nicht, dass sie erneut rot geworden war.

»Nein, ich kann nicht. Und ich will nicht. Ich war eine dämliche Kuh, weil ich mir eingeredet habe, ich könnte ihn trösten ...« Sie schluckte. Ihre Hände hantierten fahrig mit den Papieren auf ihrem Schreibtisch.

»Aber er wollte keinen Trost. Er wollte es Annabelle heimzahlen, weil er herausbekommen hatte, was sie getan hatte. Und ich kam da gerade recht.«

»Teresa, haben Sie mit Reg geschlafen? Ist es das? Falls er sich Ihnen anvertraut hat...«

Teresa lächelte. »Offenbar hat er mir nicht mal die Hälfte von dem erzählt, was er Ihnen gesagt hat.

Ich kann Ihnen nicht behilflich sein.« Sie stand auf. »Ich muss die Zahlen für die Finanzberichte vorbereiten. Außerdem bin ich wohl auch für die Marketingberichte zuständig ... jetzt, da Reg sich so rar macht.« Als Reg vor dem Spiegel seines Ankleidezimmers die Krawatte band, dachte er an Annabelle und wie gern er ihr zugesehen hatte, wenn sie sich zum Ausgehen zurechtgemacht hatte. Sie hatte sich mit der Konzentration eines Malers geschminkt, der seinem Gemälde die letzten Pinselstriche hinzufügte, ohne dass man dem Resultat all die Mühe angesehen hätte ... Annabelle war einfach nur noch schöner geworden. Sie war so egozentrisch gewesen wie eine sich putzende Katze, und er hatte das damals als amüsant empfunden. Diese Ichbezogenheit hatte sich allerdings auch auf andere Aspekte ihrer Beziehung ausgeweitet, und er fragte sich jetzt, wieso er das akzeptiert hatte. Selbst im Bett war sie ihm stets distanziert erschienen, so als bliebe ein Teil von ihr für ihn immer unerreichbar. War sie bei den anderen auch so gewesen? Der Gedanke verursachte ihm Übelkeit, und Schweiß brach ihm aus. An diesem Morgen, als er sich von Teresa verabschiedet hatte, hatte er vorgehabt, nach einer Dusche und dem Rasieren in seinem Badezimmer sofort ins Büro zu gehen. Kaum hatte er jedoch sein Apartment erreicht, hatten Magenkrämpfe ihn aufs Sofa gezwungen. Wenn er nur einen Weg finden könnte, seine Gläubiger noch etwas länger hinzuhalten ... und wenn er William überzeugen könnte, seine Nominierung als Geschäftsführer vor den Mitgliedern des Verwaltungsrates zu unterstützen, dann blieb ihm vielleicht eine Hoffnung zu überleben. Und dann war da noch Teresa. Sie wenigstens glaubte ihm. Er begriff selbst nicht, wie er die wohltuende Kraft ihrer Beständigkeit und Loyalität solange hatte übersehen können. Das Telefon klingelte. Er zuckte zusammen, ging zum Nachttisch und hob den Hörer ab. Es war Fiona, die Empfangsdame der Firma Hammond's. Sie teilte ihm mit, dass Miss Robbins sie gebeten habe, ihn zu informieren, dass Mr. Hammond eine Verwaltungsratssitzung für zehn Uhr am folgenden Vormittag einberufen habe. Als er mit sinkendem Mut fragte, weshalb Teresa nicht selbst angerufen habe, antwortete Fiona verlegen: »Das weiß ich wirklich nicht, Sir.« Sie legte auf.

Reg ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Was war jetzt schon wieder passiert? Allmählich schien sich alles gegen ihn zu wenden.

Es war später Vormittag, bevor Kincaid nach einem kurzen Aufenthalt im Yard nach Cambridge fahren konnte. Er schlängelte sich konzentriert durch den Londoner Verkehr, bis er die M 11 erreichte, schob dann eine Jazzkassette, die Gemma ihm geschenkt hatte, in den Rekorder des Autoradios des Rovers, lenkte den Wagen auf die Überholspur und war entschlossen, schnell ans Ziel zu kommen.

Es war fast Mittag, als er in die Auffahrt der Millers einbog und den Motor abstellte. Laura Miller war Vics Sekretärin und gute Freundin von der Englischen Fakultät der Universität gewesen. Ihr Sohn Colin war ein Schulkamerad von Kit, obwohl die Millers in Comberton, einem kleinen Dorf wenige Meilen außerhalb von Grantchester, wohnten. Lauras Bereitwilligkeit, Kit nach dem Tod der Mutter bei sich aufzunehmen, hatte dem Jungen ein Paradies an familiärer Sicherheit und Kontinuität während des laufenden Schuljahres beschert.

Zu Kincaids Überraschung öffnete Laura selbst auf sein Klingeln.

»Ich dachte, du seist im Büro«, begann er und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Ich habe auch Sommerferien«, antwortete sie und ließ ihn herein. Sie trug weiße Shorts und eine farbige, indische Baumwollbluse, und ihre helle Haut war von der Hitze leicht gerötet. »Komm hinter in die Küche. Da ist es kühler.«

Das Reihenhaus war gemütlich eingerichtet. Überall lagen Schuhe und Sportgeräte herum, die verrieten, dass in diesem Haushalt Jungen wohnten. »Colin ist in diesem Sommer fußballwahnsinnig.

Keine Ahnung, was ihn gepackt hat«, bemerkte Laura, als sie einen Ball und schmutzige Socken vom Küchenstuhl räumte. »Setz dich. Ich hole dir was zu trinken. Ginger Ale mit Eis?«

Als er nickte, fuhr sie fort: »Ich habe heute Morgen schon versucht, dich anzurufen.« Sie reichte ihm ein Glas Ginger Ale und setzte sich ebenfalls. »Was ist eigentlich los, Duncan? Kit ist verschlossen wie eine Sphinx aus London zurückgekommen ... und dann ist gestern auch noch Ian McClellan hier aufgetaucht und hat behauptet, er sei wieder in Cambridge ... und zwar auf Dauer. Erst heute Morgen habe ich Kit

schließlich dazu gebracht, mir zu erzählen, dass Ian ihn zu sich ins Cottage nach Grantchester nehmen will.« »Dann hat Ian schon mit Kit gesprochen?« »Er ist nicht lange geblieben.

Mehr war aus Kit nicht herauszubekommen. Er will überhaupt nicht darüber reden und weigert sich, das Haus zu verlassen. Ich mache mir langsam wirklich Sorgen.«

»Ich habe Kit gesagt, dass ich sein Vater bin«, gestand Kincaid zögernd.

»Am Abend, bevor Ian mich in London angerufen hat.«

»Ach du liebe Zeit!« Laura war entsetzt. »Kein Wunder, dass der Junge völlig verstört war, als er hier ankam.«

»Ich wusste, dass der Gedanke gewöhnungsbedürftig sein würde, aber mit einer Abfuhr hatte ich wohl nicht gerechnet... Schätze, ich hatte gehofft, dass er sich freuen würde.«

Laura schüttelte den Kopf. »Du warst Kits Zuflucht vor seinem alten Leben, ein Außenstehender ...

und bis auf die letzten Monate ein Freund.«

»Aber ein Vater ist doch sicher ...«

»Ich glaube, du verstehst nicht, Duncan. Für Kit sind Eltern die letzten Menschen, auf die er sich verlassen kann. Sie laufen weg und lassen ihn allein. Oder sie sterben. Ich glaube, nichts hätte ihm einen größeren Schreck einjagen können.«

Kincaid sah sie an und fragte sich, warum er darauf nicht schon selbst gekommen war. »Mein Gott!

Mir war gar nicht klar ... Wie kann ich das nur wieder ausbügeln?«

Laura runzelte die Stirn. »Keine Ahnung. Versuch einfach, ihm die Sicherheit zu geben, dass sich zwischen euch nichts geändert hat.« Sie deutete auf die Gartentür. »Er ist hinten im Garten.«

Herumliegendes Gartengerät und leere Plastiktöpfe verrieten ihm, dass Laura an den Staudenbeeten gearbeitet hatte, die in der prallen Sonne lagen. Erst einige alte Eichen im rückwärtigen Gartenteil machten den Garten zu einer schattigen Idylle. Er piffte nach Tess, die sofort angerannt kam, um ihn schwanzwedelnd zu begrüßen. Kit war nirgends zu sehen, bis er den ersten Baum umrundet hatte.

Dort saß Kit mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen, und sah Kincaid mit einer Mischung aus Trotz und Misstrauen entgegen.

»Hallo, Sportsfreund.« Kincaid ging in die Knie und kraulte Tess hinter den Ohren. »Wo ist Colin?«

Es dauerte lange, bis Kit widerwillig antwortete. »Nebenan. Er will Nägel holen. Sind uns ausgegangen.«

Im Gras sah Kincaid eine Plattform im Rohzustand neben einem kleinen Gerüst aus Brennholz liegen. »Wofür ist das?« fragte er und deutete auf die Plattform.

»Für Tess.« Beim Klang ihres Namens verließ der Hund Kincaid und setzte sich aufmerksam neben Kits Knie.

Kincaid betrachtete die Holzkonstruktion prüfend. »Okay. Aber *wozu* ist das?«

»Gehört zu meinem Hindernisparcours«, sagte Kit ungeduldig. »Soll eine Rampe und ein Tennisballspender werden, aber wir wissen nicht, wie der Ballspender funktionieren soll.«

»Vielleicht fällt mir ja was ein«, erbot sich Kincaid.

Kit schüttelte den Kopf. »Ist unser Projekt. Colins und meines.

Außerdem hast du sowieso keine Zeit.«

Kincaid ignorierte die Spitze. »Ich dachte, wir könnten uns in Cambridge mit Sandwiches eindecken und ein Ruderboot mieten.«

»Rudern ist blöd«, behauptete Kit und sah weg. »Außerdem macht Laura Beefburger. Ich will nicht weggehen.«

»Auch gut.« Kincaid setzte sich ins Gras. »Vielleicht können wir uns dann einfach mal unterhalten.«

»Reden will ich auch nicht.« Kit presste die Lippen zusammen und schlang die Arme fester um die Knie.

»Wie wär's, wenn ich rede, und du hörst zu?« schlug Kincaid vor. »Du brauchst gar nichts zu sagen.«

Als Kit nicht antwortete, redete er weiter, wobei er sich jedes Wort überlegte: »Tut mir leid, dass ich dich neulich abends damit so überfallen habe. Deshalb ändert sich nichts zwischen uns. Es ist einfach eine Tatsache ... wie wenn man blaue Augen oder blondes Haar hat und bedeutet schließlich nicht, dass ich nicht dein Freund bin oder dass ich anders gehandelt hätte, wenn es diese Verbindung zwischen uns nicht gäbe. Ist einfach eine Zugabe ... wie Zuckerguss auf dem Kuchen.« Als er innehielt, blinzelte Kit, sah ihn jedoch noch immer nicht an.

»Ich bleibe immer dein Freund, egal, was passiert. Du kannst mich

weiterhin in London besuchen, genau wie vorher. Falls Ian einverstanden ist...«

»Ich geh nicht zurück! Nicht ins Cottage.« Kit sprang auf, wandte Kincaid den Rücken zu und trat gegen den Baum. Trotzdem hatte Kincaid gerade noch gesehen, dass Tränen in seinen Augen standen.

»Du kannst mich nicht zwingen.«

»Kit, ich bin nicht hier, um dich zu irgendwas zu zwingen. Aber du kannst mit mir reden. Sag mir, warum du nicht zurück willst.«

Kit schüttelte den Kopf, aber diesmal drückte die Geste eher Angst als Eigensinn aus.

»Ist es wegen deiner Mutter?« fragte Kincaid sanft, und betete, dass er wenigstens einmal das Richtige sagte.

»Ich kann nicht...« Kit versagte die Stimme, und Kincaid merkte, welche Energie es ihn kostete fortzufahren: »Sie ist nicht...«

Als er nicht weitersprach, dachte Kincaid einen Moment fieberhaft nach.

»Kit, weißt du noch, als du von deinen Großeltern fortgelaufen bist und ich dich im Cottage gefunden habe? Du hast in deinem Zimmer geschlafen ... du und Tess. Und dort hast du dich sicher gefühlt, stimmt's?«

Kincaid kam es wie eine Ewigkeit vor, bis Kit nickte.

»War doch gar kein so schlechtes Gefühl, oder?« Kincaid wusste, auf welch unsicheres Terrain er sich begab, als er sich weiter vortastete:

»Kann auch was Gutes haben, sich an einige Dinge zu erinnern, die du mit deiner Mutter erlebt hast...«

»Ich will hierbleiben, hier bei Laura«, sagte Kit und drehte sich zu ihm um. Zum ersten Mal klang das wie eine Bitte und nicht wie die Weigerung, Alternativen auch nur in Betracht zu ziehen.

Das allerdings war ein Wunsch, den Kincaid ihm nicht erfüllen konnte. Dazu hatte er kein Recht. Er fuhr behutsam fort: »Vielleicht kannst du erst mal besuchsweise zu Ian ins Cottage gehen, dich umsehen, feststellen, wie es so ist.«

Kit zuckte die Achseln, lehnte den Vorschlag jedoch nicht rundweg ab.

»Ich könnte dich sogar hinbringen, wenn du willst«, erbot sich Kincaid, sah weg und versuchte, sich den Anschein von Gelassenheit zu geben.

Kit schüttelte den Kopf. Doch die Geste wirkte nachdenklich und unsicher. »Ich kann mit dem Fahrrad fahren.« Er sah auf und blickte

Kincaid zum ersten Mal in die Augen. »Ist er dann dort ... mein Dad?« Kincaid setzte sich auf den alten Gartenstuhl, den die Jungen als Werkbank missbraucht hatten. »Ich weiß nicht. Wie bist du denn mit ihm verblieben?«

»Er hat gesagt, dass er in dieser Woche viel im College zu tun habe und das Haus wieder bewohnbar machen wolle. Aber er hatte vor, dieses Wochenende zu kommen und meine Sachen zu holen ...« Kits Stimme wurde schrill, er rang die Hände und sah sich in wilder Panik um.

»O Mann! Bis dahin ist noch viel Zeit«, bemerkte Kincaid beruhigend. »Eines nach dem anderen, heißt meine Devise, Sportsfreund. Manchmal ist das Leben so beschissen, dass man sich nur so über Wasser halten kann. Und wenn man von einem Tag zum anderen lebt, genießt man die Dinge viel mehr als die Leute, die immer an die Vergangenheit oder die Zukunft denken.«

Kit runzelte die Stirn, wirkte nicht überzeugt, aber zu Kincaids Erleichterung entspannten sich seine Hände und Schultern etwas. Der Duft von Grillfleisch stieg ihnen in die Nase, und von der Küche her drangen Stimmen herüber.

Kincaids Zeit wurde knapp. »Warum fährst du nicht heute Nachmittag mal rüber? Nur um zu schauen.

Dann rufst du mich an, und wir reden darüber. Was meinst du?« Die Küchentür ging auf, und Colin kam auf die Terrasse heraus. Er winkte ihnen zu. »Mami lässt fragen, ob du zu Beefburgern bleiben willst?« rief er Kincaid zu.

Kincaid legte die Hand um den Mund und brüllte: »Würde ich mir um keinen Preis entgehen lassen!«

Dann wandte er sich wieder an Kit. »Also, abgemacht?« Er streckte die Hand aus und drehte die Innenseite nach oben, damit Kit einschlagen konnte.

Kit sah zur Terrasse, wo Colin eine Grimasse zog und ihnen bedeutete, sich zu beeilen, dann zu Kincaid. Er zuckte die Achseln. »Also gut«, murmelte er schließlich. »Kann vermutlich nicht schaden, mal einen Blick drauf zu werfen.« Er schlug ein, drehte sich um und rannte zum Haus, eine aufgeregt kläffende Tess im Schlepptau.

Kincaid sah ihnen nach. Seine Erleichterung war nicht ungetrübt. Immerhin hatte er gerade all seinen Einfluss geltend gemacht, seinen

Sohn in die Arme eines Mannes zu treiben, den er weder mochte, noch für vertrauenswürdig hielt.

Nach der Rückkehr von Hammond's verbrachte Gemma den restlichen Vormittag im Revier von Limehouse und arbeitete sich durch die Stapel von Ermittlungsprotokollen. Als Janice zur Mittagszeit auftauchte, ließen sie sich Sandwiches und Kaffee kommen und verglichen an einem der leeren Schreibtische ihre Notizen.

»Haben wir die Aussage von Martin Lowells Freundin schon?« fragte Gemma.

»Muss hier irgendwo sein.« Janice tippte die Brotbrösel auf, die auf die oben liegenden Protokolle gefallen waren, und kramte nach den betreffenden Unterlagen, bis sie fündig wurde. »Brandy Bannister, neunzehn Jahre alt, wohnhaft in ...«

Gemma, die den letzten Bissen ihres Thunfischsandwichs mit einem Schluck lauwarmem Kaffee hinunterspülte, prustete los und bekam einen Hustenanfall. »Brandy Bannister?« stotterte sie atemlos, als sie wieder Luft bekam. »Passt zu ihr. Wenn sie nicht so dämlich wäre, könnte man fast Mitleid mit ihr haben.«

»Ist sie so schlimm?«

Als Gemma mit vollem Mund nickte, fuhr Janice fort: »Klingt reichlich verunglückt. Fast wie Ricky Ritze. Man fragt sich manchmal wirklich, was Eltern sich bei der Namensgebung gedacht haben.« Sie warf einen Blick auf das Protokoll. »Jedenfalls behauptet unsere Brandy, mit Martin Lowell von acht Uhr abends an zusammengewesen zu sein. Sie haben in der >Trafalgar Tavern< zu Abend gegessen, das Lokal gegen elf verlassen, sind von dort zu ihrer Wohnung gefahren ... angeblich zu einer gegenseitigen Ganzkörpermassage ...« Janice zog die Augenbrauen hoch. »Außerdem behauptet sie, Lowell habe die Wohnung nachts nicht mehr verlassen. Wenn dem so gewesen wäre, hätte sie es merken müssen.«

»Ganzkörpermassage? Und ganz ohne Gewerbeschein?«

»Ist das ein gutes Alibi? Was meinen Sie? Oder lügt sie, um ihn zu decken?«

»Kann mir nicht vorstellen, dass ihr Intelligenzquotient für eine gute Lüge ausreicht. Und wenn Martin Annabelle umgebracht hat, braucht er ein wesentlich besseres Alibi als das hier.«

Janice warf einen Blick auf das Vernehmungsprotokoll. »Inwiefern?«

»Annabelle müsste in den zwei Stunden nach der Begegnung im Tunnel und vor ihrer Ermordung nach Mitternacht mit ihm Kontakt aufgenommen haben.« Gemma biss in ihr Thunfischsandwich.

»Schicken wir jemanden zur >Trafalgar Tavern<... vielleicht kann man dort bestätigen, dass sie da waren und bis elf Uhr geblieben sind.«

»Ist ein großes Lokal. Herrscht immer viel Betrieb. Aber mal angenommen, jemand kann uns die Aussage bestätigen, wer sagt uns, dass Lowell nicht direkt in seine Wohnung gegangen ist, wo Annabelle bereits auf ihn gewartet hat?«

»Ich garantiere Ihnen, dass Martin Lowell Brandy nicht zu einem Abend mit angeregter, intellektueller Unterhaltung eingeladen hat, nur um sie dann vor ihrer Haustür mit einem Gutenachtkuss zu verabschieden.«

»Hm, und wenn er kurz bei seiner Wohnung haltgemacht hat ... sagen wir, um Kondome oder so was zu holen, dort auf die wartende Annabelle getroffen ist und sie dabei umgebracht hat? Anschließend ist er zu Brandy, hat sich mit ihr amüsiert und sich in den frühen Morgenstunden davongemacht, um Annabelles Leiche in den Kofferraum seines Wagens zu verfrachten und sie im Park abzuladen«, schlug Janice vor.

»Wäre eine Möglichkeit. Aber dazu hätte er die Leiche über den Hof vor seinem Apartmenthaus schleppen müssen ... keine besonders sichere Sache, nicht mal mitten in der Nacht. Außerdem hat er eine sehr neugierige Nachbarin. Wir könnten einen Kollegen zu ihr schicken.« Gemma trank ihren Kaffee aus und warf den Becher in den Papierkorb.

»Was ist mit Teresa Robbins? Kommt aus der Ecke was Neues über Mortimer?«

»Nur das, was wir von Anfang an hätten vermuten sollen ... sie ist ziemlich vernarrt in ihn. Jedenfalls war sie's, bis sie erfahren hat, dass Reg ihr nicht gesagt hatte, was er über Annabelles Affären weiß.«

»Damit hätte Teresa ein Motiv«, überlegte Janice. »Und wenn nun Annabelle an jenem Abend zu Teresa gegangen ist... sie war erregt, hat eine Freundin gebraucht, mit der sie reden ...«

»Und Teresa hat beschlossen, sie umzubringen, damit sie Reg für sich haben konnte? Sie hätte ruhig abwarten können, bis sich die Dinge von selbst erledigen. Die Beziehung zwischen Annabelle und Reg war doch sowieso am Ende.«

»Vielleicht war sie Mortimers Komplizin ... vorausgesetzt, er hat

Annabelle umgebracht.« Janice stocherte angewidert in den Resten ihres Tomatensandwichs herum. »Für mich ist er, ehrlich gesagt, immer noch der Hauptverdächtige.«

»Bedenken Sie, dass er keine Möglichkeit hatte, sie in den Park zu schaffen, wenn er sie nicht in seiner Wohnung umgebracht hat. Und ich kann mir nicht vorstellen, wie er eine lebende Annabelle hätte überreden können, freiwillig mit ihm in den Mudchute Park zu gehen.«

»Vielleicht ist er ihr gefolgt und hat gesehen, wie sie sich mit einem anderen getroffen hat?« Janice fing Gemmas Blick auf.

»Gordon Finch?« sagten sie im Chor.

Janice schüttelte den Kopf. »Weshalb hätte sie ihn im Park treffen sollen? Ist dasselbe Problem wie bei Mortimer. Und Finch besitzt nicht mal einen Wagen. Seine Vermieterin hat ihm übrigens kein Alibi gegeben. Sie hat keine Ahnung, wann und ob er in jener Nacht nach Hause gekommen ist. Außerdem ist sie nicht sicher, ob sie gemerkt hätte, wenn er Besuch gehabt hätte.«

»Hm«, begann Gemma nachdenklich, »angenommen, Gordon war gemeint, als Annabelle Reg gestand, dass sie einen anderen liebe ... warum hat Annabelle daraufhin ausgerechnet *Lewis* Finch angerufen?«

»Nach dem Korb von Gordon kam vermutlich einfach der nächste dran ... in diesem Fall der Vater

...«, schlug Janice vor.

»Das glaube ich nicht. Nicht, nachdem sie Reg gerade erklärt hatte, sie wolle sich nicht mit Halbheiten in der Liebe zufriedengeben. Vielleicht brauchte sie jemanden, bei dem sie sich ausweinen konnte ...«

»Bei Lewis Finch? Kaum wahrscheinlich. Unterschätzen Sie Lewis nicht«, warnte Janice. »Und lassen Sie sich nicht von seinem eleganten Aussehen und seinen Maßanzügen zu der Annahme verleiten, Geld habe ihn weich gemacht. Der Mann ist ein Bauhai... und skrupellos, wenn er etwas haben will.« Janice runzelte die Stirn. »Dabei fällt mir ein ... ich habe mich umgehört ... betrifft die Beziehung zwischen den Finchs und den Hammonds. Ich hatte ein Gerücht gehört, das mich neugierig gemacht hat. Habe dem Vorsitzenden der Bürgervereinigung ein paar Bier spendiert.

Es sieht so aus, als habe die Firma Finch in den letzten Jahren vehement den Kauf des alten Hammond-Speichers betrieben. Die Firma hatte

schon etliche vergleichbare Immobilien am Flussufer renoviert, und die Familie Hammond besitzt ein Sahnestück ... eines der letzten Geschäftshäuser inmitten einer Wohngegend.«

»Aber es ist nichts draus geworden?«

»Nein. Offenbar weigert sich William Hammond, zu verkaufen, und er hat noch immer die Sperrmajorität der Anteile in der Firma. Dagegen konnte selbst Annabelle als Geschäftsführerin nichts ausrichten.

Komisch ist nur, dass Finch keine vergleichbaren Immobilien im letzten Jahr gekauft hat.«

Janice schwenkte die Kaffeereste in ihrem Becher, zog eine Grimasse, stellte den Becher ab und zündete sich eine Zigarette an. »Der Hammond-Speicher wäre ein Projekt gewesen, gegen das Gordon mit seinen Freunden auf die Straße gegangen wäre.«

»Warum?« Gemma fegte die letzten Krümel von ihrer Bluse und suchte eine bequemere Stellung auf dem harten Plastikstuhl.

»Dazu müssen Sie wissen, was sich hier abgespielt hat. Das letzte Dock hat Ende der Siebziger dichtgemacht, und Anfang der Achtziger war das >Island< eine Industriebrache. Ich habe das hautnah erlebt, denn ich bin während dieser Zeit hier aufgewachsen. Als ich meinen Schulabschluss gemacht habe, hatte man hier keine Perspektive. Trotzdem gibt es Leute, die jede Aktivität auf der Isle of Dogs kritisieren ... sie hassen die Yuppies und die Auflösung alter, gewachsener, nachbarschaftlicher Strukturen. Sie sind wütend, weil es immer weniger Wohnraum für die Arbeiterklasse gibt, die aus dem

>Island< das gemacht hat, was es heute ist...«

»Und Gordon Finch gehört zu diesen Leuten?« fragte Gemma.

»Das Paradoxe ist, dass ohne das Docklands-Projekt die Insel in den vergangenen fünfzehn Jahren zu einem riesigen Slum verkommen wäre, und ich denke, das sieht er auch. So vernünftig ist er. Aber es gibt eben Probleme und Interessenskonflikte, die man vielleicht sensibler hatte lösen können.« Janice seufzte und tippte Asche in den Aschenbecher.

»Ironie des Schicksals ist, dass sowohl Gordon als auch Lewis Finch die Insel erhalten wollen. Außerdem sind ihre jeweiligen Ziele gar nicht so unvereinbar. Ich sehe täglich beide *Seiten* der Medaille, und es gibt Probleme, die angesprochen werden müssen. Die massive Neuerschließung, die wir auf der Insel erlebt haben, geht nicht ohne

Fehler und Exzesse ab ...

aber ich gehöre nicht zu den Ewiggestrigen. Ich möchte keinen Rückschritt in finstere Zeiten.«

Gemma kritzelte etwas in ihr Notizbuch, während sie Ordnung in ihre Gedanken zu bringen versuchte. »Wenn Lewis Finch so scharf auf die Hammondsche Immobilie ist, warum hat er in unserem Gespräch nichts davon erwähnt? Die Affäre mit Annabelle hat er bereitwillig zugegeben.«

»Mein Freund von der Bürgerinitiative wusste übrigens auch von der Liaison.«

»Ach wirklich?« murmelte Gemma. Es fiel ihr immer schwerer, zu glauben, dass nur Gordon davon keine Ahnung gehabt haben sollte.

»Dann hat er auch von Gordon und Annabelle gewusst?«

»Nein, das war für ihn ein absoluter Schocker.«

»Was, wenn Annabelles Interesse an Gordon und seiner Familie mit dem möglichen Verkauf des Hammondschen Anwesens zu tun hatte ... und kein Auflehnen gegen die strikten Vorgaben ihres Vaters gewesen ist?« bemerkte Gemma nachdenklich. »Gordon hat doch gesagt, dass Annabelle den Kontakt zu ihm gesucht habe.«

»Gordon Finch kann unmöglich monatelang mit der Frau geschlafen haben, ohne zu merken, was sie wirklich von ihm wollte ... und damit darf man wohl annehmen, dass er vom Interesse des Vaters für die Immobilie gewusst hat. Mein Freund von der Bürgervereinigung hat ein verdammt loses Mundwerk.

Und wenn *er* schon davon gewusst hat...«

Gemma hatte plötzlich das Gefühl, regelrecht für dumm verkauft worden zu sein. Sie klappte ihr Notizbuch zu und stand auf. »Ich knöpfe ihn mir noch mal vor.«

»Gordon? Was ist mit Lewis?«

»Zuerst will ich von Gordon die Wahrheit wissen, bevor ich mit seinem Vater rede. Ich rufe Sie gleich danach an.« Sie verdrängte die Gedanken an die Missstimmung zwischen ihr und Kincaid, die ihr eigenmächtiger Besuch bei Gordon ausgelöst hatte, winkte Janice zum Abschied zu und ging.

Gemma ließ ihren Wagen auf dem Parkplatz des Limehouse-Reviers

stehen, ging die kurze Strecke zur West India Dock Road zu Fuß und nahm den Zug ab der Haltestelle West Ferry. Sie hatte plötzlich das Bedürfnis, das »Island« aus der erhöhten Perspektive der Bahntrasse zu sehen, und der Gedanke daran, dass sich ihr Auto in der Mittagshitze mittlerweile in einen glühenden Backofen verwandelt hatte, machte die Bahnfahrt noch verlockender. Wie schon am Vortag hatten sich mit fortschreitender Tageszeit Wolken am Himmel aufgetürmt, und die ganze Stadt hoffte auf die Erlösung aus dem Schwitzkasten durch ein Gewitter.

Als der Zug in die Canary Wharf Station einfuhr, sah Gemma zum gläsernen Gewölbedach des Terminals auf und dachte über das »Island« nach. Die Architektur des Bahnhofsgebäudes war eine Mischung aus dem Stil der Viktorianischen Zeit und kühnen, modernen Akzenten. Und die Canary Wharf selbst war Ausdruck jenes Optimismus und Opportunismus, der schon die Baumeister der Viktorianischen Epoche bei der Planung der großen Docks bewegt hatte.

Wenn Fortschritt unvermeidbar war, dann schien es, als habe Lewis Finch das Menschenmögliche getan, um die Gebäude zu retten, indem er sie neuen Bestimmungen zuführte, während Gordon danach strebte, die einzigartige soziale Struktur der Isle of Dog zu bewahren. Ihrer Ansicht nach war es eine Schande, dass Vater und Sohn nicht in der Lage waren, einen Kompromiss zu finden.

Nachdem sie ausgestiegen war, stand sie einen Moment auf dem erhöhten Bahnsteig, sah auf Annabeiles Apartmentgebäude hinunter und nach links, wo sie den Eingang zum Fußgängertunnel verborgen hinter den Bäumen von Island Gardens wusste. Gemma verspürte plötzlich das Bedürfnis, sich die Geographie dieses Falls und der Ereignisse einzuprägen, die zu Annabelle Hammonds Tod geführt hatten. Dann lief sie die Wendeltreppe hinunter und machte sich auf die Suche nach Gordon Finch.

Als erstes versuchte sie es im Park in der Nähe des Tunnels, doch der Platz unter der Platane war leer. Im Tunnel selbst hatte sich ein wenig begabter Gitarrenspieler breitgemacht.

Beim Verlassen des Tunnels wandte sie sich nach rechts in die Ferry Street in der Nähe von Annabelles Wohnung und folgte ihr, bis diese eine scharfe Rechtskurve am Ferry House Pub machte -

das war die Wegstrecke, die Reg Mortimer angeblich am Abend vor Annabeiles Tod gegangen war. An der Manchester Road wurde die Ferry Street zur East Ferry Road, und wenige Schritte weiter stand sie vor Gordon Finchs Wohnung. Wie einfach, dachte Gemma. Annabelle konnte den Tunnel verlassen haben und entweder zum Lokal oder zu Gordons Wohnung gegangen sein. Plötzlich fragte sie sich, wo Lewis Finch eigentlich wohnte. Gordon hatte behauptet, sein Vater sei zurück auf das »Island« gezogen

... vielleicht in die Nähe seines Büros? Sie nahm sich vor, auf dem Revier die Adresse nachzuschlagen.

Heute drang kein Klarinetton durch die offenen Fenster der Wohnung. Gemma überquerte die Straße, klopfte an die blaue Tür und sagte sich, dass er, wenn sie Pech hatte, genausogut in South Kensington oder sogar in Islington mit seiner Klarinette unterwegs sein konnte.

Nach wenigen Minuten jedoch ging die Tür auf. Gordon starrte sie schlaftrunken an. »Gemma?«

»Habe ich Sie geweckt?« fragte sie. Das Haar stand ihm wirr vom Kopf ab und die eine Gesichtshälfte zeigte deutliche Schlafspuren.

Er schüttelte den Kopf, als müsse er wach werden. »Ja, schätze schon«, antwortete er. »Hatte gestern eine lange Nacht im Aufnahmestudio. Sind erst im Morgengrauen fertig geworden.« Er gähnte.

»Wenn Sie mich wieder mit Fragen löchern wollen, dann kommen Sie lieber rein. Aber zuerst setze ich Kaffeewasser auf.« Hundekrallen ratschten über die Holzbretter der Treppe, als Sam herunterkam.

Nach einem fragenden Blick auf seinen Herrn, verschwand er in einer Rabatte an der Seite des Gebäudes und machte sein Geschäft.

Als der Hund fertig war, folgte Gemma den beiden die Treppe hinauf. Die Wohnung sah aus wie bei ihrem letzten Besuch, nur war diesmal das schmale Bett nicht gemacht. Sam streckte sich mit einem Seufzer davor aus und schloss die Augen.

»Er wird für diese langen Nächte allmählich zu alt«, bemerkte Gordon und gab seinen Versuch auf, die Bettdecke zu ordnen. »Dabei hat's so ausgesehen, als habe er im Studio nur geschlafen.« Er ging in die Hocke und rieb dem Hund die Ohren. »Schätze, er kann's nicht leiden, wenn sein normaler Tagesablauf gestört wird.« Er richtete sich auf und deutete auf den kleinen Tisch. »Machen Sie sich's bequem«, forderte er sie ohne

den befürchteten Sarkasmus auf. »Dauert nur eine Minute«, fügte er hinzu, bevor er im Badezimmer verschwand.

Als er kurz darauf zurückkam, hatte er sich die Haare gekämmt und das Hemd zugeknöpft.

Er setzte Wasser auf und nahm eine französische Kaffeekanne und eine Tüte gemahlenen Kaffee aus dem Schrank in der kleinen Küche.

Während er Kaffee in die Kanne löffelte, sah er Gemma fragend an. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich habe gerade auf dem Revier Kaffee getrunken, sofern man das Gesöff Kaffee nennen kann. Eines Tages bringen sie damit noch jemanden um.«

Sie merkte, wie idiotisch das klang, und unterdrückte jeden weiteren Versuch, das Schweigen mit Platitüden zu füllen. Statt dessen fragte sie:

»Was haben Sie denn im Studio aufgenommen?«

»Ein paar Freunde von einer Rockband brauchten ein Klarinettensolo für eines ihrer Demobänder.«

»Machen Sie häufiger Studioaufnahmen?« wollte sie neugierig wissen.

Gordon zuckte die Schultern und goss Wasser über den Kaffee. »Ich lehne kein Angebot ab ... ist eine Abwechslung zur Straße.«

Nachdem er den Kaffee in einen der beiden Becher, die er zu besitzen schien, gegossen hatte, versuchte er, das heiße Getränk durch Hineinblasen abzukühlen. Vorsichtig trank er einen Schluck.

Dann setzte er sich ihr gegenüber hin. Seine Augen waren jetzt klar und direkt auf sie gerichtet. »Also, Sergeant, was liegt denn heute an?« »Die Wahrheit.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich dachte, die hätten wir abgehakt.«

»Sie müssen gewusst haben, dass Ihr Vater großes Interesse daran hatte, den Lagerspeicher der Hammonds zu kaufen und das Gebäude zu renovieren und umzubauen«, platzte sie heraus. »Warum haben Sie mir das nicht gesagt?«

»Von den Hammonds? Sie meinen Annabelles Firma? Warum hätte ich das wissen sollen?«

entgegnete er, und das klang plausibel. »Ich habe meinen Vater seit einer Ewigkeit ...«

»Jedenfalls scheinen es die Spatzen von den Dächern gepfiffen zu haben. Sogar Ihr Freund von der Bürgervereinigung hat davor gewusst. Und da

soll ich Ihnen abnehmen, dass er es Ihnen gegenüber nie erwähnt hat? Ganz zu schweigen davon, dass Sie es vermutlich schon seit langem gewusst haben.«

Gordon starrte sie mit ausdrucksloser Miene an. »Mein Vater kauf ständig Immobilien ... das ist sein Job. Warum sollte jemand über ein Objekt reden, das er nicht hatte kaufen können? Sie messen da Geschichten Bedeutung zu, die nie eine hatten, Sergeant.«

Gemma wich seinem *Blick* nicht aus. »Also gut. Versuchen wir's andersherum. All diese Fragen, die Annabelle Ihnen bezüglich Ihrer Familie angeblich gestellt hat ... bezogen sich einige davon auf die Geschäfte Ihres Vaters?«

»Schätze schon. Aber das wäre mir nicht besonders aufgefallen. Die meisten Leute sind neugierig, was meinen Vater betrifft.«

»Und Sie haben sich nie gefragt - als sie den Kontakt mit Ihnen suchte und Sie verführte, ob sie nicht unterschwellig ein bestimmtes Motiv gehabt hat?«

»Wollen Sie damit sagen, dass sie eines gebraucht hätte?« Seine Augen blickten sie herausfordernd an.

Gemma fühlte, wie sie rot wurde. »Ich glaube, Sie haben von der Affäre zwischen Annabelle und Ihrem Vater gewusst. Ich glaube, Sie wussten vom Interesse Ihres Vaters an dem Speicher. Und ich glaube, Sie haben mich von Anfang an belogen ... was Ihre Gefühle für Annabelle betraf. Sie hat Sie geliebt. Das hat sie Ihnen an jenem Abend gesagt, stimmt's?« Gordons Fingerknöchel, die den Henkel des Kaffeebechers umschlossen, wurden weiß. Mit gefährlich ruhiger Stimme sagte er: »Sie wissen überhaupt nichts. Bei Annabelle ging es nie um Liebe.

Es ging immer nur um Macht. Ich bin nicht blöd, Gemma. Und ich war nur gewillt, mich eine bestimmte Zeit lang benutzen zu lassen.«

»Sie haben die Beziehung zu ihr abgebrochen, weil Sie herausbekommen hatten, dass sie mit Ihrem Vater schläft. Sie haben sie geliebt. Und Sie haben nie aufgehört, sie zu lieben. Trotzdem wollten Sie ihr das nicht verzeihen.«

»Ihr verzeihen?« Gordon stieß seinen Stuhl zurück, schüttelte eine Zigarette aus dem Päckchen auf der Küchentheke und zündete mit einer wütenden Handbewegung ein Streichholz an. »Warum hätte ich ihr überhaupt glauben sollen? Und welchen Unterschied hätte es schon

gemacht, wenn ich's getan hätte? Können Sie sich vorstellen, wie eine öffentlich bekannte Beziehung zu Annabelle Hammond ausgesehen hätte? Glauben Sie, ich hätte mich einer Tauglichkeitsprüfung ihrer Familie unterzogen?

Dass ich mich in Jackett und Krawatte dazu korrumpieren lasse, als Lakai im Familienunternehmen eine gute Figur zu machen?«

Gemma stand so hastig auf, dass ihr Stuhl wackelte. »Sie haben mich angelogen. Und ich habe für Sie auch noch meinen Ruf aufs Spiel gesetzt!«

»Ach, darum geht es Ihnen? Um Ihre berufliche Glaubwürdigkeit?« Sein Gesicht war nur noch Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt. »Alles Quatsch! Ich bin schon früher von der Polizei vernommen worden, und die haben nicht mit mir im Park getanzt oder sind allein in meine Wohnung gekommen.

Wenn Sie wollen, dass ich ehrlich mit Ihnen bin, Gemma, seien Sie erst mal ehrlich zu mir. Und dann sagen Sie mir ins Gesicht, dass es nicht um Sie und um mich geht!«

»Ich ... Sie ...« Gemma konnte den Blick nicht von ihm wenden. Und zu ihrem Entsetzen begann sie zu zittern.

»Das bringen Sie nicht über sich, stimmt's?« Er brüllte beinahe. Dann warf er seine angerauchte Zigarette in seinen Kaffee. Sam öffnete die Augen und sah zu ihnen auf. Er hatte die Stirn in Falten gelegt. »Werfen Sie mir bloß keine Unaufrichtigkeiten vor, solange Sie das nicht zugeben wollen.«

»Also gut! Verdammt noch mal!« Gemma wurde ebenfalls laut. »Es geht nicht um meine Glaubwürdigkeit. Es geht nicht um den Job. Es geht darum, was zwischen uns ist... was immer das auch sein mag ...«

Gordon packte sie grob bei den Schultern. Seine Fingerkuppen schienen sich in ihre nackte Haut einzubrennen.

In einem Augenblick erschreckender Klarheit erkannte Gemma, dass seine blonden Augenwimpern an den Wurzeln dunkler waren, dass er unter einer Augenbraue eine kleine Narbe und dass er eine scharfe Falte in der Unterlippe hatte. Sein Atem roch nach Zahnpasta, Kaffee und Nikotin, und sie atmete den strengen Geruch seiner Haut ein, der noch vom Schlafen stammte. Ihr Blick schweifte zum zerwühlten Bett, und

plötzlich sah sie Annabelle dort, ihr makelloser Körper nackt, das rote Haar um sich ausgebreitet ... und dann sah sie sich selbst dort mit ihm ... Ein Telefon meldete sich schrill irgendwo in der Nähe. Gemma fuhr zusammen, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie entzog sich mit einem Ruck seinem Griff. Sie brauchte einen Moment, um zu registrieren, dass es ihr Handy in der Außentasche ihrer Handtasche war das klingelte. »Gehen Sie schon endlich dran, mein Gott!« Gordon atmete schwer. »Ich ...« Gemma trat einen weiteren Schritt zurück und tastete nach ihrer Tasche. »Nein ... ich ... ich muss gehen.« Ihre Finger umschlossen den Henkel der Tasche. Sie drehte sich um und rannte die Treppe hinunter, als sei der Teufel hinter ihr her.

Teresa Robbins kleidete sich mit besonderer Sorgfalt. Sie zog ihr bestes, blaues Kostüm mit einer weißen Batistbluse und sogar Strümpfe an. Letztere allerdings musste sie in der tropisch feuchten Hitze des Morgens mit Hilfe von Körperpuder überstreifen. Wenigstens war der Himmel bedeckt, soweit das Auge reichte, und man durfte hoffen, dass das Wetter gegen Ende des Tages umschlagen und Kühlung bringen würde. Sie gab sich redlich Mühe mit dem Make-up und verschaffte der Frisur in letzter Minute mit etwas Haarspray Halt. Trotzdem fühlte sie sich wie ein Tier, das zur Schlachtbank geführt werden sollte, und erinnerte sich energisch daran, welche Qualen sie in der vergangenen Woche bereits überstanden hatte. Schlimmer konnte es kaum werden.

Schon am Vortag war Teresa innerlich auf einen Zusammenstoß mit Reg vorbereitet gewesen, aber er war erst gar nicht in der Firma erschienen, und sie war nach einem harten Tag, den sie mit der Erstellung des schwierigen Finanzberichts für die heutige Sitzung zugebracht hatte, nach Hause gefahren.

Während sie von der Island Gardens Station aus die Saunders Ness entlangging, dachte sie darüber nach, ob sie sich wohl je überwinden konnte, für Reg zu arbeiten... vorausgesetzt, man bestimmte ihn zum Geschäftsführer, und ob sie bei Hammonds kündigen sollte, wenn man einen Außenseiter in die Firma holte.

Dann betrat sie den alten Lagerspeicher, atmete die vertraute Geruchsmischung aus Motoröl, Staub und das alles beherrschende Aroma von Tee ein, und die Vorstellung, all das aufzugeben, kam ihr abwegig vor.

William erschien als erster. Er wirkte streng und ernst, aber gebrechlich, dann kam Sir Peter, wie immer adrett und fröhlich, schließlich tauchte *Jo* auf, und als letzter trat *Martin Lowell* ein, dem Teresa bislang noch *nie* begegnet war. Sie musterte ihn neugierig, vermochte allerdings die Miene des gutaussiehenden Mannes mit dem südländischen Flair nicht zu deuten.

Reg ließ sich erst blicken, nachdem alle in Teresas und Annabelles Büro versammelt waren, und trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen war,

konnte sich Teresa ihrer besorgten Gefühle für ihn nicht erwehren. Er sah erschöpft, wenn nicht sogar krank aus.

William eröffnete die Sitzung, und als Teresa ihren Bericht vortrug, spürte sie Martin Lowells prüfende Blicke auf sich ruhen.

Nachdem sie geendet hatte, herrschte einen Augenblick Stille. Nach einem Blick auf William, der nickte, sah Sir Peter in die Runde und begann: »Offensichtlich gibt es viele Punkte, die angesprochen werden müssen. Heute allerdings gilt unsere Hauptsorge der Entscheidung über einen neuen Geschäftsführer. So sehr uns dieser Verlust auch getroffen hat, müssen wir doch an die Zukunft der Firma Hammond's denken ...« »Vorausgesetzt, es gibt sie überhaupt ... diese Zukunft«, fiel Martin Lowell ihm ungeduldig ins Wort.

Er vergewisserte sich mit einem Blick, dass ihm die ungeteilte Aufmerksamkeit der anderen sicher war, und fuhr fort: »Es liegt auf der Hand, dass die Firma vor einer finanziellen Krise steht. Und da meine Kinder mittlerweile einen beachtlichen Anteil an dem Unternehmen besitzen - dank Annabelles Großzügigkeit -, bin ich entschlossen, dem entgegenzuwirken.« Er lächelte. Alle sahen ihn wie hypnotisiert an. Jo erholte sich als erste. »Ich bitte dich, Martin. Du kannst dich hier nicht einfach aufplustern, als gehöre dir die verdammte ...«

»Für dich steht genausoviel auf dem Spiel wie für alle anderen, Jo. Deine finanzielle Sicherheit sowie die der Kinder hängt von der Firma ab. Du kannst kaum wünschen, dass das alles durch Missmanagement in die Binsen ...«

»Augenblick mal, Martin«, unterbrach Sir Peter ihn. »Niemand kann behaupten ...«

»*Ich* behaupte, dass man nicht einmal daran denken darf, jemanden als Geschäftsführer dieser Firma einzusetzen, der sich als völlig inkompetent erwiesen hat.« Martins Blick schweifte zu Reg, der noch bleicher wurde.

»Immer mit der Ruhe.« Reg deutete mit einem zitternden Finger auf Martin. »Sie haben kein Recht...«

»Und was noch schwerwiegender ist ... Es kann doch wohl nicht sein, dass man jemandem Annabelles Job anbietet, der angeklagt ist, sie umgebracht zu haben.«

»Sie verdammter Dreckskerl! Niemand klagt mich an! Falls jemand des Mordes an Annabelle verdächtigt werden muss, dann doch wohl Sie! Alles, was an jenem Abend passiert ist, hat mit Ihnen und dem Gift angefangen, das Sie Harry eingepflegt haben. Auf Sie ist Annabelle so wütend gewesen

...« Reg stürzte sich auf ihn.

William und Sir Peter sprangen auf, doch Jo war bereits auf den Beinen und schrie: »Aufhören!

Beide! Ihr benehmt euch wie Hunde, die um einen Knochen streiten. Sie ist tot, verdammt noch mal!

Also reißt euch gefälligst...«

»Das reicht!« Alle sahen Sir Peter an. Martin war sitzen geblieben, jedoch dunkelrot angelaufen. Reg war leichenblass und zitterte vor Wut. Jo liefen die Tränen übers Gesicht. »Die Situation ist für uns alle, auch ohne diese theatralischen Einlagen, schon schwierig genug«, fuhr Sir Peter in strengem Ton fort.

»Und was Sie betrifft, Martin, ich glaube, unbegründete

Anschuldigungen gegen meinen Sohn helfen jetzt niemandem.«

Lowell nickte, ohne jedoch eine Entschuldigung anzubieten. Reg machte den Mund auf, als wolle er sich verteidigen, doch sein Vater schnitt ihm das Wort ab: »Reg, du und Teresa kommen für diese neue Aufgabe in Frage. Ihr könnt euren Anteilen entsprechend mit abstimmen. Eure Stimmanteile sind allerdings zu gering, um den Ausgang der Wahl zu beeinflussen.«

»Warum dann erst der ganze Zinnober?« Regs Züge waren noch immer vor Wut verkrampft.

»Wie du meinst«, sagte Sir Peter gelassen. »In diesem Fall halte ich es für das Beste, dass ihr beide den Raum verlasst, bis wir zu einer Entscheidung gelangt sind.«

Teresa stand auf und sah, wie tief sich Trauer und Schock in Williams Züge eingepflegt hatten. Die Knie wurden ihr weich, und trotzdem war sie grenzenlos erleichtert, dem Raum und all den aufgeputschten Emotionen entfliehen zu können, die die Atmosphäre zu vergiften schienen.

Sie straffte die Schultern und durchquerte das Zimmer mit gesetzten Schritten. An der Tür drehte sie sich um und wartete auf Reg.

Reg ließ seinen Blick noch einmal trotzig in die Runde schweifen, als wolle er Stärke demonstrieren, dann wandte er sich um und folgte Teresa in den Korridor hinaus.

Schweigend gingen sie die Galerie entlang in Regs Büro. Reg machte die Tür hinter ihnen zu. »Das ist doch alles nur eine Farce ... mag der Beste gewinnen ... und so ... alles Schrott. Ich bin ohne diesen Job am Ende ... und zwar endgültig. Ist dir das klar, liebste Teresa?«

»Ich will nicht ... Ich hatte nie die Absicht, dir in die Quere zu kommen!« entgegnete sie hitzig. Tränen der Wut traten ihr in die Augen.

»Du ...«

»Warum wolltest du dann nicht mit mir reden? Du hast diese dämliche Fiona bei mir anrufen lassen, um mir zu sagen, dass ich gekreuzigt werden soll.«

»Das hatte nichts mit alledem zu tun. Du hast mich belogen ... darüber, was zwischen dir und Annabelle in der letzten Nacht geschehen war. Du warst wütend auf sie, weil du erfahren hattest, dass sie andere Männer hatte, und dann hast du's an mir ausgelassen. Du hast mich missbraucht, um es ihr heimzuzahlen, stimmt's? Auch noch nach dem Tod.«

Reg starrte sie verständnislos an. »Wovon redest du überhaupt?«

»Du ... du hast mit mir geschlafen, weil du gewusst hast, dass Annabelle dich betrogen hatte ... ich war die erste, die dir über den Weg gelaufen ist, nachdem ...«

»Red keinen Blödsinn, Teresa. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich wollte dich. Ich wollte jemanden, der sich nicht einfach von mir abwendet ... aber dann hast du's doch getan.« Er trat einen Schritt näher.

»Du glaubst ihnen auch, stimmt's? Du glaubst, dass ich sie umgebracht habe.«

»Nein, ich ...«

Reg packte sie. Seine Finger gruben sich schmerzhaft in ihre Arme.

»Lüg mich nicht an, Teresa! Ich seh's dir an. Du ...«

Die Tür flog auf. »Was, zum ...«, begann Jo.

Langsam ließ Reg Teresa los. »Na, wie lautet das Urteil?« fragte er.

»Verbannung aus dem Paradies?«

»Reg, es tut mir leid.« Jo schüttelte den Kopf. »Wir bitten Teresa, die Geschäftsführung zu übernehmen.«

Reg lachte gequält auf. Es klang beinahe wie ein Schluchzen. »Auch du, Jo?«

»Tut mir leid«, wiederholte Jo. »Ich glaube nicht, dass du Annabelle umgebracht hast. Das ist nicht der Grund. Aber ich denke, es ist das Beste für die Firma. Du hast dich im Moment nicht im Griff. Du brauchst...«

sein, dass man jemandem Annabelles Job anbietet, der angeklagt ist, sie umgebracht zu haben.«

»Sie verdammter Dreckskerl! Niemand klagt mich an! Falls jemand des Mordes an Annabelle verdächtigt werden muss, dann doch wohl Sie! Alles, was an jenem Abend passiert ist, hat mit Ihnen und dem Gift angefangen, das Sie Harry eingepflicht haben. Auf Sie ist Annabelle so wütend gewesen

...« Reg stürzte sich auf ihn.

William und Sir Peter sprangen auf, doch Jo war bereits auf den Beinen und schrie: »Aufhören!

Beide! Ihr benehmt euch wie Hunde, die um einen Knochen streiten. Sie ist tot, verdammt noch mal!

Also reißt euch gefälligst...«

»Das reicht!« Alle sahen Sir Peter an. Martin war sitzen geblieben, jedoch dunkelrot angelaufen. Reg war leichenblass und zitterte vor Wut. Jo liefen die Tränen übers Gesicht. »Die Situation ist für uns alle, auch ohne diese theatralischen Einlagen, schon schwierig genug«, fuhr Sir Peter in strengem Ton fort.

»Und was Sie betrifft, Martin, ich glaube, unbegründete Anschuldigungen gegen meinen Sohn helfen jetzt niemandem.«

Lowell nickte, ohne jedoch eine Entschuldigung anzubieten. Reg machte den Mund auf, als wolle er sich verteidigen, doch sein Vater schnitt ihm das Wort ab: »Reg, du und Teresa kommen für diese neue Aufgabe in Frage. Ihr könnt euren Anteilen entsprechend mit abstimmen. Eure Stimmanteile sind allerdings zu gering, um den Ausgang der Wahl zu beeinflussen.«

»Warum dann erst der ganze Zinnober?« Regs Züge waren noch immer vor Wut verkrampft.

»Wie du meinst«, sagte Sir Peter gelassen. »In diesem Fall halte ich es für das Beste, dass ihr beide den Raum verlasst, bis wir zu einer

Entscheidung gelangt sind.«

Teresa stand auf und sah, wie tief sich Trauer und Schock in Williams Züge eingepägt hatten. Die Knie wurden ihr weich, und trotzdem war sie grenzenlos erleichtert, dem Raum und all den aufgeputschten Emotionen entfliehen zu können, die die Atmosphäre zu vergiften schienen.

Sie straffte die Schultern und durchquerte das Zimmer mit gesetzten Schritten. An der Tür drehte sie sich um und wartete auf Reg.

Reg ließ seinen Blick noch einmal trotzig in die Runde schweifen, als wolle er Stärke demonstrieren, dann wandte er sich um und folgte Teresa in den Korridor hinaus.

Schweigend gingen sie die Galerie entlang in Regs Büro. Reg machte die Tür hinter ihnen zu. »Das ist doch alles nur eine Farce ... mag der Beste gewinnen ... und so ... alles Schrott. Ich bin ohne diesen Job am Ende ... und zwar endgültig. Ist dir das klar, liebste Teresa?«

»Ich will nicht ... Ich hatte nie die Absicht, dir in die Quere zu kommen!« entgegnete sie hitzig. Tränen der Wut traten ihr in die Augen.

»Du ...«

»Warum wolltest du dann nicht mit mir reden? Du hast diese dämliche Fiona bei mir anrufen lassen, um mir zu sagen, dass ich gekreuzigt werden soll.«

»Das hatte nichts mit alledem zu tun. Du hast mich belogen ... darüber, was zwischen dir und Annabelle in der letzten Nacht geschehen war. Du warst wütend auf sie, weil du erfahren hattest, dass sie andere Männer hatte, und dann hast du's an mir ausgelassen. Du hast mich missbraucht, um es ihr heimzuzahlen, stimmt's? Auch noch nach dem Tod.«

Reg starrte sie verständnislos an. »Wovon redest du überhaupt?«

»Du ... du hast mit mir geschlafen, weil du gewusst hast, dass Annabelle dich betrogen hatte ... ich war die erste, die dir über den Weg gelaufen ist, nachdem ...«

»Red keinen Blödsinn, Teresa. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich wollte dich. Ich wollte jemanden, der sich nicht einfach von mir abwendet ... aber dann hast du's doch getan.« Er trat einen Schritt näher.

»Du glaubst ihnen auch, stimmt's? Du glaubst, dass ich sie umgebracht habe.«

»Nein, ich ...«

Reg packte sie. Seine Finger gruben sich schmerzhaft in ihre Arme.

»Lüg mich nicht an, Teresa! Ich seh's dir an. Du ...«

Die Tür flog auf. »Was, zum ...«, begann Jo.

Langsam ließ Reg Teresa los. »Na, wie lautet das Urteil?« fragte er.

»Verbannung aus dem Paradies?«

»Reg, es tut mir leid.« Jo schüttelte den Kopf. »Wir bitten Teresa, die Geschäftsführung zu übernehmen.«

Reg lachte gequält auf. Es klang beinahe wie ein Schluchzen. »Auch du, Jo?«

»Tut mir leid«, wiederholte Jo. »Ich glaube nicht, dass du Annabelle umgebracht hast. Das ist nicht der Grund. Aber ich denke, es ist das Beste für die Firma. Du hast dich im Moment nicht im Griff. Du brauchst...«

»Ihr Hammonds könnt euch zum Teufel scheren. Also halt den Mund, Jo. Sag du mir nicht, was ich brauche.« Er wandte sich von ihr ab und Teresa zu. Tränen glänzten in seinen Augen. »Sie haben recht, weißt du? Wenn überhaupt jemand retten kann, was Annabelle angefangen hat, dann du ... aber ich habe dich gewarnt... du weißt, was einem passiert, wenn man sich mit den Hammonds einlässt.

Verräterpack!«

Janice sah von ihrem Schreibtisch auf und zu Kincaid und Gemma hinüber, die sich im Flur unterhielten. An diesem Morgen gab es Spannungen zwischen den beiden, unterschwellig, aber spürbar, wenn man die Zeichen erkannte. Wenn sich Gemma tatsächlich auf den Drahtseilakt eingelassen hatte, ihr Privatleben mit dem Beruf zu vermischen, wie Janice mittlerweile stark vermutete, war sie nicht zu beneiden ... Und das, obwohl Kincaid, auch wenn er gelegentlich ein Ekel sein konnte, für einen Mann nicht mal schlecht war.

Ihr Telefon klingelte. Janice hob den Hörer ab und griff nach einer Zigarette. Eine erregte Frauenstimme fragte nach Sergeant James. Sie legte die Hand über die Sprechmuschel und rief:

»Gemma! Telefon!«

Gemma kam ins Büro, übernahm den Hörer, setzte sich auf die Schreibtischkante und hörte eine Weile stumm zu. »Richtig«, sagte sie. »Zuerst die Wohnung. Wir sind schon unterwegs.« Sie gab den Hörer zurück. »Das war Teresa Robbins. Reg Mortimer hat die Firma

Hammond's nach der Verwaltungsratssitzung heute Morgen verlassen. Er schien ihr so aufgewühlt und durcheinander zu sein, dass sie um ihn Angst hat. Sie fürchtet, dass er was Unbedachtes tut.«

Reg Mortimer öffnete schon beim ersten Klingeln die Tür. Wortlos hielt er sie ihnen auf. Kincaid hatte den Eindruck, dass er geweint hatte. Als sie ihm ins Wohnzimmer folgten, wischte er sich mit dem Handrücken die Nase ab.

»Teresa hat uns angerufen«, begann Gemma. »Sie macht sich Sorgen um Sie.«

»Diese Großmut! Ich bin beeindruckt.« Er hatte ihnen den Rücken zugewandt, starrte aus dem Fenster auf den Fluss, grau unter den tiefhängenden Wolken.

In den wenigen Tagen seit ihrem ersten Besuch bei Reg *hatte* sich die Wohnung verändert. Überall waren Spuren der Vernachlässigung zu erkennen. Auf den Möbeln lag Staub, in der Küche stapelte sich schmutziges Geschirr auf der Ablage, und der Geruch von verdorbenen Lebensmitteln hing in der stickigen Luft.

Als er weiterhin von ihnen abgewandt stehenblieb, sagte Gemma zu seinem Rücken: »Können Sie uns sagen, was bei der Sitzung heute Morgen herausgekommen ist, Mr. Mortimer?«

»Sie haben Teresa zur Geschäftsführerin ernannt ... auf Martin Lowells Vorschlag hin. Man hätte annehmen können, er würde etwas mehr Solidarität an den Tag legen. Schließlich sind wir beide Veteranen desselben Krieges, wenn man so will.«

»Sicher ist sie in der Lage ...«

»Selbstverständlich ist sie in der Lage«, fiel Mortimer ihr gereizt ins Wort. »Und sie hat es verdient.

Darum geht es nicht.«

»Wo liegt dann das Problem? Sie haben fraglos für Annabelle gearbeitet... warum nicht für Teresa?«

»Nein!« Mortimers Stimme klang schneidend. Schließlich drehte er sich um. »Sie verstehen nicht.

Ich hätte diese Beförderung dringend gebraucht! Sie ist mit einer saftigen Gehaltserhöhung verbunden.

Seit Annabelle tot ist, wäre es meine einzige Chance gewesen, die Geier noch ein bisschen länger auf Distanz zu halten ... Außerdem hätte ich in

dieser Position die Hoffnung gehabt, den Deal zu retten, den ...« Er verstummte abrupt.

»Welche Geier?« fragte Kincaid.

Reg verzog den Mund zu einem Lächeln. »Ich habe leider über meine Verhältnisse gelebt.«

Kincaid deutete auf die Bilder an den Wänden. »Die Gemälde?«

»Guter Tip«, stimmte Reg ihm zu. »Ja, unter anderem. Konnte leider noch nie gut mit Geld umgehen.

Und ich hatte mit einer ziemlich großen Summe gerechnet, die sich leider nie ... materialisieren wird.«

»Setzen Sie sich, und erzählen Sie uns von diesem Deal.« Kincaid deutete auf die Sofas.

Reg Mortimer ließ sich in die weißen Polster fallen und stützte den Kopf in beide Hände, ein Bild des Jammers. »Ist vermutlich jetzt sowieso egal. Hat sich alles von selbst erledigt«, murmelte er. Dann ließ er die Hände in den Schoß sinken und sah zu Kincaid und Gemma auf.

»Geht um so was wie eine Kommission ... man könnte es auch einen Finderlohn nennen. Annabelle, Teresa und ich sind schon vor einiger Zeit zu dem Entschluss gekommen, dass es nur eine Möglichkeit gibt, die Zahlungsfähigkeit der Firma Hammonds zu erhalten: der Verkauf des Firmengeländes. *Mit dem Erlös sollte das Unternehmen weiter flussabwärts in einer moderneren und weniger kostenintensiven Immobilie untergebracht werden.*

Ich kannte da einen Mann ... einen Bauunternehmer ... der für den Speicher jeden Preis gezahlt hätte. Vorausgesetzt, Annabelle konnte dazu überredet werden, gegen den ausdrücklichen Willen ihres Vaters zu handeln. Also habe ich die beiden zusammengebracht«

»Daher die Kommission«, dachte Kincaid laut. »Zahlbar bei Geschäftsabschluss, nehme ich an?«

Mortimer nickte. »Aber es gab noch einen Haken. Der Deal wäre nur perfekt gewesen, wenn wir die Mehrheit der Anteilseigner hätten überreden können, gegen William zu stimmen. Und Annabelle war nur dann dazu zu bewegen, sich gegen ihren Vater zu wenden, wenn sichergestellt wurde, dass der Lagerspeicher selbst als integrierter Teil der Neubebauung erhalten bliebe. Sie dachte, das würde William milder stimmen ... ihm das Gefühl geben, dass die Firma Hammond's noch

immer ihren Platz in der Geschichte behielte.«

»Dieser Bauunternehmer ...«, begann Gemma, »das war Lewis Finch, stimmt's?«

Als Mortimer erneut nickte, runzelte Kincaid die Stirn. »Sie sagen >Annabelle war nur unter der Zusicherung zu bewegen ...<. Das klingt, als sei genau das nicht vorgesehen gewesen, ich meine die Integration des bestehenden Gebäudes in die Neubebauung? Ich dachte, Lewis Finch hätte sich gerade dadurch einen Namen gemacht.«

»Hat er auch. Aber in diesem Fall hatte er andere Pläne. Es war die Rede von

>Konstruktionsmängeln am Speichen. Aber Lewis und ich waren übereingekommen, Annabelle nichts davon zu erzählen ... in der Hoffnung, dass sie nicht darauf bestand, eine entsprechende Klausel in den Vertrag aufzunehmen.«

»Was, glaubten Sie, wäre geschehen, wenn Annabelle davon Wind bekommen hätte?« fragte Gemma hitzig. »Sie waren verlobt, wollten heiraten. Trotzdem haben Sie hinter ihrem Rücken konspiriert.«

»Ich war verzweifelt. Ich dachte, der Rest würde sich von selbst erledigen, sobald das Geschäft abgeschlossen war ... dass vielleicht sogar William Vernunft annehmen würde ...«

Kincaid glaubte zu wissen, wie es weitergegangen war. »Und dann haben Sie herausbekommen, dass Lügen und Betrügen keine Fremdwörter für Annabelle waren. Was ist an jenem Abend passiert, nachdem Sie von Annabelle und Martin Lowell erfahren hatten?«

»Wir haben uns gestritten, nachdem wir von Jo weggegangen waren. Ein Wort gab das andere. Ich habe ihr auf den Kopf zu gesagt, dass ich ihr alles zutraue, seit ich weiß, was sie ihrer Schwester angetan hatte.«

»Weiter, bitte.«

»Ich weiß nicht, was an jenem Abend in mich gefahren ist. Eifersucht habe ich immer verachtet, habe sie für unkultiviert gehalten. Aber Annabelle hatte mich seit Monaten zurückgestoßen, sich geweigert, über die Hochzeit zu reden, Ausreden erfunden, um nicht mit mir allein sein zu müssen ... und plötzlich machte das alles Sinn. Ich habe ihr alles Mögliche an den Kopf geworfen ... alles, was mir gerade in den Sinn kam. Und plötzlich sind mir Lewis Finch und die vielen

>Geschäftsbesprechungen< eingefallen, die sie angeblich mit ihm gehabt

hatte. Ich habe ihr vorgeworfen, mit ihm zu schlafen. Ich habe behauptet, dass Lowell recht habe und sie nicht besser als eine Hure sei. Sie prostituieren sich ... schlafe mit Finch, um zu bekommen, was sie wolle.«

»Und dann?« fragte Gemma leise.

»Sie hat gelacht. Sie hat einfach dagestanden und mich ausgelacht. Sie hat gesagt, das sei längst nicht alles. Diese Affäre habe sie die Liebe von Finchs Sohn gekostet, und dass sie erst zu spät erfahren habe, was es bedeute, jemanden wirklich zu lieben. Ich habe sie angeschrien, es hat sie mehr als das gekostet, und es geschehe ihr recht - und dann habe ich ihr gesagt, was Lewis wirklich vorhatte. Kaum hatte ich es ausgesprochen, war mir klar, dass ich zu weit gegangen war und alles verdorben hatte. Ich habe mich entschuldigt, es nicht so gemeint zu haben. Wir hatten am folgenden Vormittag eine Verabredung mit meinem Vater, um ihm den Plan schmackhaft zu machen. Und eigentlich hätten wir nach der Dinnerparty mit Jo unsere Strategie festlegen wollen. Ich dachte, wir könnten alles wieder ins Lot bringen, aber Annabelle war sehr still geworden ... so als horche sie in sich hinein, dann hat sie wieder gelacht. >Die Götter haben mir ein Zeichen gegeben, Reg. Also verpiss dich!< Ich habe gebettelt, versucht, zu diskutieren, bis sie sich schließlich einverstanden erklärte, sich mit mir im Pub zu treffen.«

»Und danach sind Sie gegangen«, sagte Gemma.

»Ja. Und die furchtbare Ironie ist, dass ich keine Ahnung hatte - bis Sie es mir gesagt haben -, dass Lewis Finchs Sohn der Straßenmusikant aus dem Tunnel ist.«

Als Kincaid den Wagen auf einen Parkplatz im Schatten gegenüber Gordon Finchs Wohnung fuhr, sah Gemma Gordon die West Ferry Road aus der Richtung des Mudchute Parks herunterkommen, den Klarinettenkasten in der Hand, Sam an seiner Seite. Sie warteten, bis er sein Wohnhaus erreicht hatte, stiegen aus, überquerten die Straße und traten ihm in den Weg.

»Auf ein Wort, Mr. Finch, wenn Sie nichts dagegen haben«, begann Kincaid.

»Angenommen, ich hab was dagegen?« fragte Gordon gelassen, aber sein Blick huschte zu Gemma. Er trug heute wieder seinen Tarnanzug und sah neben Kincaid, der Khakihose, Oberhemd und Krawatte anhatte, wenig gesellschaftsfähig aus.

»Wir können uns auch in einer wesentlich ungemütlicheren Umgebung unterhalten.«

Gemma fühlte, wie die Spannung zwischen den beiden Männern stieg, dann zuckte Gordon die Schultern und ging stumm voraus und die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Drinnen sah er Gemma an und sagte herausfordernd: »Bitte ... Sie kennen sich hier ja schon aus.« Die negative Ausstrahlung der beiden Männer in dem kleinen Raum verursachte Gemma Beklemmungen.

Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Wir möchten wissen, was Annabelle im Tunnel zu Ihnen gesagt hat. Und zwar den exakten Wortlaut.«

»Ich habe Ihnen doch schon ...«

»Nur einen kleinen Teil ... nämlich dass sie sich mit Ihnen versöhnen wollte. Was Sie nicht erzählt haben, ist, dass Annabelle gerade erfahren hatte, dass Ihr Vater sie ebenso belogen und hintergangen hatte, wie sie ihren eigenen Vater hatte hintergehen wollen.«

»Mein Vater lügt nicht«, entgegnete Gordon scharf.

»Warum hat er Annabelle dann versichert, er wolle den Lagerspeicher der Hammonds erhalten, wenn sie ihm diesen verkaufe, obwohl er definitiv die Absicht hatte, ihn abreißen zu lassen?«

»Er wollte ihn abreißen lassen?« wiederholte Gordon stirnrunzelnd.

»Hat sie Ihnen das nicht erzählt? Sie muss furchtbar wütend auf ihn gewesen sein.«

»Sie hat gesagt...« Er sah an sich herab und schien überrascht, den Klarinettenkasten noch in der Hand zu halten. Er stellte ihn behutsam vor dem Notenständer auf den Fußboden. »Sie hat irgendwas von Loyalitäten geredet, die keine Bedeutung mehr hätten. Im Frühjahr hatte ich gerüchteweise von Lewis' Interesse am alten Lagerspeicher gehört und dass man die beiden häufig zusammen gesehen hätte. Aber als ich sie danach gefragt habe, hat sie sowohl geschäftliches Interesse als auch eine Affäre geleugnet.« Er hob den Kopf und sah Gemma in die Augen. »Also bin ich ihr eines Abends nachgegangen. Sie hat die Nacht in seiner Wohnung verbracht. Als ich sie zur Rede gestellt habe, hat sie nicht mal den Versuch unternommen, sich zu rechtfertigen. Sie behauptete, ich würde das nicht verstehen ... Und dann hat sie mich gehen lassen.«

»Und an jenem Abend hat sie Ihnen gesagt, dass sie Sie liebt. Sie wollte alles wiedergutmachen. Auf dem Video aus dem Tunnel hat sie Sie geradezu angefleht.«

»Sie sagte ... sie hat gesagt, es sei ihr klargeworden, dass sie weggeworfen habe, was ihr am meisten bedeute ... aber die Tatsache, dass sie mich hier träfe, sei ein Zeichen dafür, dass es noch nicht zu spät sei ... Wenn wir uns wirklich liebten, würde sich alles von selbst regeln.« Gemma spürte, wie Kincaid hinter ihr unruhig wurde. Trotzdem sagte er kein Wort. »Sie haben sie fortgeschickt«, fuhr Gemma leise fort, ohne den Blick von Gordon zu wenden. »Sie haben ihr nicht geglaubt.« Sie hörte ihre Worte, die tonlos und dumpf aus ihrem Mund kamen, und als sie Gordon Finch ansah, waren die Einsamkeit und die Verzweiflung in seinen Augen schlimmer als Tränen. »Da war noch etwas, oder? Was hat sie noch gesagt, Gordon?«

Als er schwieg, antwortete sie für ihn: »Sie hat gesagt, dass sie es beweisen wolle, stimmt's? Auf dem Video dreht sie sich noch einmal um - wie auf ein letztes Wort und da war sie noch immer wütend, beinahe trotzig. Sie wollte Ihnen ihre Liebe beweisen.«

»Spricht alles für Lewis Finch, was?« Gemma empfand bei der Aussicht keinerlei Triumph. Es war schlimm genug für Gordon, mit der Schuld eines Vaters fertig zu werden, für den er offenbar weit mehr empfand, als er zugeben wollte. Aber auch sie hatte Lewis Finch gemocht und bewundert.

»Sie wollte ihm nicht sagen, dass sie ihre Verlobung aufgelöst hatte, als sie ihn an jenem Abend angerufen hat«, bemerkte Kincaid und lenkte den Rover in den Verkehrsstrom auf der Ferry Road. »Es ging um das gemeinsame Geschäft. Deshalb klang er so wütend, als er ihr aufs Band gesprochen hat.«

»Und nicht nur um das Geschäft, sondern auch um ihre Beziehung zu ihm ... wie sollte sie weiterhin mit ihm schlafen, nach allem, was sie erfahren hatte?«

»Klingt doch so, als habe sie Lewis Finch von Anfang an für ihre Zwecke missbraucht...«

»Und er sie.« Gemma sah im Vorbeifahren zu den Steilhängen des Mudchute Park zu ihrer Rechten hinauf. Zu ihrer Linken glitzerte das Wasser vom Millwall Dock. »Aber das löst noch nicht die Frage, wo und

wie sie sich an jenem Abend getroffen haben oder wie Lewis Finch ihre Leiche in den Park geschafft haben könnte.«

»Sein Motiv klärt es ebenfalls nicht«, überlegte Kincaid. »Scheint auf der Hand zu liegen, warum Annabelle willens war, sich beim Verkauf des Lagerspeichers gegen den Vater zu stellen. Die Firma war ihr wichtiger als alles andere. Und wenn sie glaubte, dies sei die einzige Möglichkeit, um sie zu retten

...«

»Aber warum wollte Lewis Finch jeden Preis für die Immobilie bezahlen? Und warum war er entschlossen, den Speicher abzureißen, sobald er sich in seinem Besitz befand ... Das stellt doch alles auf den Kopf, wofür er bis dahin gelebt hat.«

»Hat er vielleicht geglaubt, dass der Mord an Annabelle den Deal retten könnte?« warf Kincaid ein.

»Er konnte nicht sicher sein, was passieren würde.« Gemma runzelte die Stirn und sah auf ihre Uhr.

»Willst du versuchen, ihn in seinem Büro zu erreichen? Er hat gesagt, dass er nachmittags normalerweise auf den Baustellen ist.«

Kincaid trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad, während sie vor einer roten Ampel warteten.

»Nein. Nicht bevor wir ihn festnageln können. Wir bitten Janice, sich diskret bei seinen Nachbarn umzuhören. Vielleicht haben die was Ungewöhnliches bemerkt.«

»Und was machen wir in der Zwischenzeit?« fragte Gemma überrascht, beugte sich jedoch der Logik seiner Ausführungen.

»Der Grund, weshalb wir uns aus Lewis Finchs Verhalten keinen Reim machen können, ist, dass wir noch nicht bis zu den Wurzeln der ganzen Geschichte vorgedrungen sind«, schlussfolgerte Kincaid nachdenklich.

»Und ich glaube, diese Wurzeln liegen in der Vergangenheit ... Kann doch kein Zufall sein, dass William Hammond und Lewis Finch sich während des Krieges gekannt haben oder dass sich Annabelle an Gordon Finch herangemacht hat.«

Jo Lowell hatte Gemma gegenüber erwähnt, dass das Herrenhaus, in dem ihr Vater die Kriegsjahre verbracht hatte, mittlerweile vermutlich in ein Hotel im Landhausstil umgewandelt worden und dass der Name seiner

Patentante Burne-Jones gewesen sei. Mehr Informationen hatte Kincaid nicht, als er am späten Nachmittag in Surrey eintraf und sich in der idyllischen Bauernhauspension in Holmbury St. Mary einmietete. Er hatte gehofft, seine Freundin Madelaine Wade zu treffen, die im Dorf wohnte, und Holmbury lag in der Gegend, die Jo Lowell erwähnt hatte. Madelaine hatte eine Praxis für Massage und Aromatherapie in einer kleinen Wohnung über dem Dorfladen, den sie ebenfalls betrieb. Kincaid hatte sie bei einem Mordfall im Herbst des letzten Jahres kennengelernt und war von ihrer Persönlichkeit fasziniert gewesen. Für eine bekennende Anhängerin der Parapsychologie war die ehemalige Investmentbankerin eine erstaunlich nüchterne Frau mit einer Gabe für die Erkennung dessen, was sie leicht despektierlich als »emotionale Ausstrahlung«

bezeichnete. Und auch Kincaid hatte feststellen müssen, dass ein Gespräch mit ihr oft unerwartete Fallstricke bereithielt.

Als er die wenigen Sachen aus seiner Notfallreisetasche in sein Zimmer geräumt hatte, schlenderte er die Straße zur Dorfmitte hinunter. Der Laden lag versteckt in einer Sackgasse auf einer Anhöhe auf der anderen Seite oberhalb des Dorfes. Als er das Haus erreichte, war ihm heiß, er schwitzte, obwohl er sein Jackett nur über die Schultern gehängt hatte. Das Mädchen hinter der Theke des Dorfladens war ihm unbekannt. Auf seine Frage sagte sie jedoch, dass Madelaine vermutlich zu Hause sei, und beobachtete neugierig, wie er wieder hinausging, die weiß gestrichene Treppe an der Seite des Gebäudes hinaufstieg und an der strahlend weiß lackierten Tür im ersten Stock klopfte. Es dauerte nicht lange, bis die Tür aufschwang. Madelaine musterte ihn mit flüchtigem Lächeln. »Ich muss feststellen, Sie haben Ihr Gespür für ein gutes Timing nicht verloren.«

Madelaine Wade hatte sich nicht verändert: ihr platinblondes, kurzgeschnittenes Haar umrahmte ein scharf geschnittenes Gesicht mit Adlerprofil, das ein Blick in ihre tief moosgrünen Augen sofort abmilderte.

»Sind Sie gar nicht überrascht, mich zu sehen?« fragte er und sah sich um, als er in die kleine Wohnung trat. Zuletzt war er im November hier gewesen. An diesem warmen Sommerabend waren die beiden Fenster über der Ladenfassade weit geöffnet, und ein leichter Abendwind

bewegte die rotgepunkteten Vorhänge.

Ihr Lächeln vertiefte sich. »Keine Zaubertricks diesmal«, sagte sie und spielte damit auf seinen letzten, unangekündigten Besuch an, an dem er den Tisch für zwei Personen gedeckt vorgefunden hatte. »Aber ich habe eine Flasche Weißwein kühlgestellt... nur für den Fall, dass ein Freund unerwartet vorbeikommt.«

»Madelaine ... Sie sind ein Phänomen.«

»Und Sie sind leicht zu beeindrucken«, entgegnete sie, holte zufrieden eine Flasche australischen Sauvignon aus dem Kühlschrank und entkorkte sie.

Nachdem sie zwei Gläser eingeschenkt hatte, setzten sie sich in die Sitzecke. Sie musterte ihn einen Augenblick. »Also, was führt Sie her, Duncan? Sie sind doch bestimmt nicht nur zum Vergnügen hier?«

»Leider nein.« Er schwenkte den Wein in seinem Glas. »Kennen Sie zufällig in der Nähe ein Hotel in einem ehemaligen Herrenhaus? Es muss früher einer Frau namens Burne-Jones gehört haben.«

Madelaine dachte nach. »Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor ...« Dann hellte sich ihre Miene auf. »Warten Sie! Ich hab's! Da ist ein altes Herrenhaus droben bei Friday Green!«

»Lebt noch jemand von der Familie in der Gegend?«

»Wenn mich nicht alles täuscht, soll tatsächlich jemand aus der Familie auf dem Grundstück wohnen

... und zwar im alten Cottage, das dazu gehörte. Muss eine entfernte Cousine sein, soviel ich mich erinnere. Tut mir leid, mehr kriege ich nicht zusammen.«

»Ist immerhin ein Anfang.«

»Außerdem weiß ich, wie man hinkommt«, sagte Madelaine. »Es ist wirklich nicht weit.«

Kincaid notierte sich Madelaines Wegbeschreibung, steckte sein Notizbuch ein und wandte sich wieder ihr zu. »Und wie geht's so?«

Madelaine lachte. »Wunderbar langweilig, seit Sie weg sind, Superintendent. Danke der Nachfrage.

Die Wogen haben sich geglättet, und wir tun alle wieder so, als hätten wir nie einen anderen des Mordes verdächtigt. Und was ist mit Ihnen?«

Kincaid erzählte ihr knapp vom Fall Hammond, und sie hörte aufmerksam zu. Als Lewis Finchs Name fiel, sah sie ihn überrascht an.

»Kennen Sie ihn?« fragte Kincaid.

»Aus meinem vorigen Leben, könnte man sagen. Er hatte einen gewissen Ruf in der City.«

»Einen guten?«

»Ja, überraschend gut. Erfolg und Aufrichtigkeit schließen sich normalerweise häufig aus. Allerdings wäre auch Finch ohne eine gewisse Skrupellosigkeit nicht dort, wo er heute ist.«

»Was halten Sie von Lewis Finch?«

»Wollen Sie von mir wissen, ob ich Lewis Finch für fähig halte, einen Mord zu begehen?« Sie runzelte die Stirn. »Ich schätze, einem so ehrgeizigen Mann wie Lewis Finch - und ehrgeizig war er - kann durchaus mal eine Sicherung durchbrennen. Trotzdem habe ich ihn als einen sehr melancholischen Menschen in Erinnerung ... er war stets von einer gewissen Traurigkeit umgeben, die schon so alt ist, dass sie Teil seiner Persönlichkeit geworden ist.« Sie warf Kincaid einen flüchtigen Blick über den Rand ihres Glases zu. Kincaid erinnerte sich nur zu gut an diesen Röntgenblick. »So, und jetzt erzählen Sie mir von sich.«

Bei jedem anderen wäre es Kincaid leichtgefallen, heile Welt vorzutäuschen. Er trank einen Schluck Wein. »Meine Exfrau ist gestorben ... sie wurde ermordet.«

»O Duncan! Herzliches Beileid. Standen Sie sich sehr nahe?«

»Jahrelang gar nicht. Ich wünschte, wir wären Freunde gewesen.« Er fing Madelaines Blick auf und sah weg. Sie schien abzuwarten. »Und ich habe erfahren, dass ich einen Sohn habe. Kit. Er ist elf.«

»Das Kind Ihrer Exfrau? Aber wie schön für Sie.«

»Ja, und kompliziert«, erwiderte Kincaid niedergeschlagen.

»Und wie kommt Ihr weiblicher Sergeant damit zurecht?«

»Gemma? Die kann nichts erschüttern.«

»Ach wirklich?« Das klang süffisant.

Ohne Vorwarnung erfasste ihn heftiges Verlangen nach Gemma. Er trank sein Glas aus und wünschte sehnsüchtig, sie wäre mitgekommen ... wünschte, diese eine ungestörte Nacht mit ihr allein zu haben.

»Noch ein Glas?« fragte Madelaine. Doch Kincaid schüttelte den Kopf. Er erinnerte sich nur zu gut an die Auswirkungen eines Besäufnisses mit

Madelaine ... besonders auf leeren Magen.

»Danke, lieber nicht«, wehrte er ab und stand auf. Madelaine wand sich graziös aus den Sofapolstern und brachte ihn zur Tür.

»War schön, Sie wiederzusehen, Madelaine. Der Gedanke, Sie hier zu wissen, tut gut. Sie sind der ruhende Pol.«

»Kommen Sie mir ja nicht mit Yeats-Zitaten«, wehrte sie flapsig ab und musterte ihn mit ihren schönen Augen.

»Keine Angst, ich bin vorgewarnt. Und ich komme wieder« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange und wandte sich zum Gehen. »Duncan.«

Ihre Stimme klang plötzlich ernst. Er hielt inne und war gezwungen sich umzudrehen.

»Welche Probleme Sie auch haben mögen, von allein verschwinden sie nicht«, bemerkte Madelaine.

»Bitte seien Sie vorsichtig.«

Kincaid schlief unruhig in dem schmalen Bett. Beim Aufwachen fand er die Daunendecke auf dem Fußboden wieder, sein Kopf dröhnte, und ein Bild von Annabelle Hammond hatte sich irgendwie in einen lebhaften Traum von Vic gemischt.

Der Tag, der ihn empfing, als er aus seinem Zimmer und in den umgebauten Stalltrakt des Bauernhauses hinaustrat, war allerdings frisch und klar genug, um seine Lebensgeister zu wecken.

Nachdem er gefrühstückt und seinen Gastgebern gedankt hatte, machte er sich mit dem Rover auf den Weg, Madelaines Wegbeschreibung neben sich auf dem Beifahrersitz.

Die Straße wand sich in vielen Kurven leicht ansteigend durch das hügelige Land. Gelegentlich boten Lichtungen in der dichten Waldkulisse einen herrlichen Ausblick auf das Surrey Weald.

Hinter der nächsten Biegung kam das Herrenhaus in Sicht... ein solides Backsteingebäude im späten viktorianischen Baustil. Und obwohl es ein beeindruckendes Beispiel vergangener Fracht war, war Kincaid sofort klar, warum das Gebäude nicht mehr privat genutzt wurde.

Hinter dem Hotel und rechts daneben fiel das Grundstück sanft zum Tal hin ab. Links stieg es leicht an, und dort erkannte er durch die Bäume hindurch ein Stück von einem Kamin und ein rotes Ziegeldach, das, wie er annahm, zu dem Cottage gehören musste, von dem Madelaine gesprochen hatte.

Er stellte den Rover auf dem Parkplatz vor dem Haus ab und lief den schmalen Kiesweg hinauf, der in das Wäldchen führte. Als er sich dem Cottage näherte, hörte er Stimmen ... oder vielmehr eine Stimme, wie er kurz darauf entschied. Diese hob und senkte sich in deklamatorischer Art und hielt schließlich inne, um von vorn zu beginnen.

Nach wenigen Metern erreichte er eine Lichtung. Auf einem sonnenbeschienenen Rasenfleck ging eine Frau auf und ab und führte Selbstgespräche. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, und trug eine Hose und ein blassblaues Leinenhemd. Ihre schmale Figur wirkte beinahe jungenhaft, ein Eindruck, der durch den kurzen Schnitt ihres tizianroten Haars noch unterstrichen wurde. Sie hatte das hintere Ende

der Rasenfläche erreicht, drehte sich um und blieb abrupt stehen, als sie ihn in ihrem Garten sah. Dann fiel die Sonne auf ihr Gesicht, und er stellte fest, dass sie beträchtlich älter war, als er zuerst angenommen hatte.

»Hallo!« rief er ihr zu. »Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich suche jemanden, der Burne-Jones heißt.«

Sie kam auf ihn zu, legte die Hände auf die rostige, schmiedeeiserne Gartentür und musterte ihn prüfend. »Ich heiße Burne-Jones. Was kann ich für Sie tun?« Sie hatte ein sympathisches, offenes Gesicht, und ihre Augen, auch wenn sie aus der Nähe betrachtet von einem feinen Netzwerk von Falten umgeben waren, waren von einem strahlenden, jugendlichen Blau.

Kincaid nahm seinen Dienstausweis aus der Tasche und hielt ihn ihr hin. »Mein Name ist Kincaid von Scotland Yard. Ich habe einige Fragen bezüglich des Herrenhauses« - er deutete den Weg zurück, den er gekommen war - »und der Leute, die dort während des Krieges gelebt haben.«

»Während des Krieges?« Sie runzelte die Stirn, nahm Kincaids Ausweis, betrachtete ihn prüfend und gab ihn dann zurück. »Was sollten Sie schon...« Sie hielt inne, sah zum Cottage zurück und schien dann eine Entscheidung zu treffen. »Na gut. Kommen Sie rein, Superintendent. Ich wollte sowieso gerade Kaffee kochen.

Ich stehe vor einem wichtigen Abgabetermin«, erklärte sie über die Schulter, als er ihr ins Haus folgte. »Und wenn ich in einer Sackgasse gelandet bin, dann versuche ich, mich im Garten wieder rauszuarbeiten.« Als sie das vordere Zimmer des Cottages betraten, fiel sein Blick zuerst auf einen Arbeitstisch mit Computermonitor und Tastatur. Der Rest des Raumes wurde von prall gefüllten Bücherregalen beherrscht. »Sind Sie Schriftstellerin, Miss Burne-Jones?« fragte er, und nahm die gemütliche Atmosphäre des Arbeitszimmers mit seinen weichen Polstermöbeln und Chintzbezügen in sich auf. Auf dem Fußboden lag ein abgetretener, echter Teppich, und die Wände waren in einem Blau gestrichen, das an die Farbe von Rotkehlcheneiern erinnerte. Neben dem Kamin standen ein neuer Fernsehapparat und ein Videorekorder.

»Ich bin Journalistin. Freiberuflich. Aber lassen wir die Förmlichkeiten - ich heiße Irene. Setzen Sie sich doch ... Ich bin gleich wieder da«, fügte

sie hinzu und verschwand durch eine Tür, die vermutlich in die Küche führte. Statt sich zu setzen, inspizierte Kincaid die Bücherregale.

Irene Burne-Jones Interessen schienen sehr weit gestreut zu sein. Die Schwerpunkte jedoch lagen auf britischer Geschichte und politischen Biographien. Aus einer ganzen Serie von Bänden über Winston Churchill schloss er, dass ihm ihr besonderes Augenmerk galt.

Er hatte gerade William Manchesters *The Last Lion* aus dem Regal gezogen, als Irene mit einem Tablett zurückkam. »Entschuldigen Sie«, murmelte sie und schob einen Stapel offenbar ungelesener Zeitungen beiseite, um Platz für das Tablett auf dem Couchtisch zu schaffen. »Alles bleibt liegen, wenn ich an einem Artikel schreibe. Mögen Sie Bücher, Mr. Kincaid?« Sie sah ihn an, während sie Kaffee in zwei Becher schenkte.

»Sind meine zweite Natur. Meine Eltern betreiben eine Buchhandlung«, antwortete er und stellte das Buch wieder an seinen Platz. Dann setzte er sich in einen Sessel.

»Ich weiß nicht, ob mir das gefallen hätte«, erwiderte Irene. »Bücher für selbstverständlich zu nehmen, meine ich. Meine Eltern haben nicht viel gelesen, aber für mich waren Bücher eine Offenbarung.« Sie goss etwas Sahne in ihren Kaffee, lehnte sich zurück und betrachtete ihn neugierig. »So, und jetzt erzählen Sie mir, womit ich helfen kann.«

»Hat das Herrenhaus während des Krieges Ihrer Familie gehört, Miss Burne ... Irene?« korrigierte er sich.

Irene schüttelte eine Zigarette aus dem Päckchen Dunhills auf dem Tisch und zündete sie nachdenklich an. »Es gehörte meiner Tante Edwina ... das heißt, eigentlich war sie meine angeheiratete Cousine zweiten Grades. Nach ihrem Tod ging es an meinen Vater und schließlich an mich über.

Unsere Familie litt unter der Heimsuchung von alten Jungfern und kinderlosen Ehen, bis ich die einzige war, die noch übriggeblieben ist.« Der Blick, der ihn traf, war kein bisschen selbstmitleidig.

»Und Sie haben das Haus verkauft?«

»Was sollte ich tun?« entgegnete sie. »Allein die Vorstellung, dort zu wohnen, war absurd. Das war in den siebziger Jahren. Mein Leben und meine Karriere spielten sich in London ab, und der Unterhalt solcher Häuser war geradezu ruinös geworden. Sie wissen, was mit diesen alten

Kästen passiert. Das Cottage habe ich sozusagen als Wochenendhaus behalten ... mein Liebhaber damals war verheiratet.

Also war das ganz praktisch...« Sie betrachtete ihn amüsiert, als wolle sie prüfen, ob sie ihn mit dieser Aussage schockiert hatte.

Kincaid beschlich plötzlich der Wunsch, ihr fünfundzwanzig Jahre früher begegnet zu sein, und er lächelte, als sie fortfuhr: »Vor ein paar Jahren dann hatte ich genug von der großen Stadt und bin ganz hierhergezogen. Mit einem Fax und einem Modem ist es heutzutage nicht mehr nötig, im Brennpunkt des Geschehens zu leben.«

»Soviel mir bekannt ist, hat Ihre Tante Edwina während des Krieges einen Jungen bei sich beherbergt... ihren Patensohn. Sein Name war William Hammond.«

»William?« Irene starrte ihn verdutzt an. »Warum interessieren Sie sich für William? Ist ihm was zugestoßen?«

»Sie haben ihn gekannt?« fragte Kincaid gespannt.

»Aber natürlich.« Irene zog ungeduldig an ihrer Zigarette. »Ich habe selbst zweieinhalb Kriegsjahre hier verbracht ... bin aus London evakuiert worden, als unser Haus zerbombt war. Wir waren unzertrennlich: William, Lewis und ich«, fügte sie leiser hinzu. Kincaid traf erneut ein prüfender Blick aus ihren strahlend blauen Augen. Sie drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. »Erzählen Sie! Was ist mit William?«

»Dann haben Sie's also noch nicht gehört«, seufzte Kincaid und deutete auf die ungelesenen Zeitungen. »Es geht um seine jüngste Tochter Annabelle. Sie war Geschäftsführerin des Familienunternehmens. Sie ist ermordet worden.«

»Ermordet!« rief Irene aus. »Wie schrecklich! Aber ich begreife nicht, was das mit dem Herrenhaus dort drüben zu tun hat.«

Kincaid griff nach seinem Kaffeebecher. »Sie haben den Namen

>Lewis< erwähnt... war damit Lewis Finch gemeint?«

»Ja, natürlich. Aber woher wissen Sie das?« Irene runzelte die Stirn.

»Und was hat Lewis mit Williams Tochter zu schaffen?«

»Er hatte unter anderem eine Affäre mit ihr.«

»Lewis? Und Williams Tochter?« Sie schien perplex zu sein. Dann verzog sie amüsiert den Mund.

»Also, das ist ein Ding!«

»Annabelle Hammond hatte nicht nur eine Beziehung zu Lewis. Sie hatte sich auch ganz bewusst an seinen Sohn rangemacht. Mit Erfolg ... obwohl ich nicht glaube, dass dazu viel Überredungskunst ihrerseits nötig war.«

»War sie schön?«

»Ja. Nicht nur schön, auch eine sehr starke Persönlichkeit und daran gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen.«

»Haben Sie eine Ahnung, weshalb sie sich so für die Finchs - nennen wir es - interessiert hat?«

»Sie scheint sehr neugierig bezüglich Lewis Finchs Vergangenheit gewesen zu sein, und das hat offenbar auch auf andere Familienmitglieder abgefärbt. Wissen Sie, dass Finch in den letzten Jahren alles daran gesetzt hat, William Hammonds Firmensitz und Grundstück zu kaufen?« wollte Kincaid wissen.

»Nein, aber es überrascht mich nicht. Der Lagerspeicher der Firma Hammond's ist ein Objekt, das Lewis reizen musste.«

»Offensichtlich war Annabelle ebenso erpicht darauf zu verkaufen, wie Finch zu kaufen ... In Annabelles Augen war der alte Speicher für die Zukunft der Firma eher eine Belastung. Sie wollte den Erlös aus dem Verkauf für einen moderneren und kostengünstigeren Firmensitz weiter flussabwärts einsetzen. Das Problem war William Hammond. Er wollte von einem Verkauf nichts wissen - unter keinen Umständen. Und er besitzt die nötige Aktienmehrheit, ihn zu verhindern, es sei denn, die anderen Anteilseigner würden geschlossen gegen ihn stimmen.«

Irene beugte sich vor und fischte die nächste Zigarette aus der Packung. Sie zündete die Zigarette betont langsam mit einem Zündholz an. »Man sollte annehmen, dass William irgendwann einsieht, dass eine Veränderung unvermeidlich ist ... aber was die Firma Hammond's betrifft, war er schon immer ziemlich verbohr. Schätze, er hatte Glück, dass eines seiner Kinder seine Leidenschaft für alles, was mit Tee zusammenhängt, mit ihm geteilt hat... wenn auch nicht die Bewahrung des Familienerbes. Der Tod seiner Tochter muss ein harter Schlag für ihn sein. Und für den armen Lewis, falls er sie geliebt hat.

Wer hätte gedacht, welche Prüfungen das Leben für uns alle bereithält?« Sie seufzte. »Es gab ein paar zauberhafte Jahre, in denen ich gedacht

habe, uns dreien könne das Schicksal nichts anhaben.«

»Sie meinen, während des Krieges?«

»Sie müssen die Umstände begreifen, Mr. Kincaid. Unsere Freundschaft war zu Beginn herrlich unkompliziert ... wir waren so jung und weit weg von unseren Familien und unserer Umgebung. Und in dieser Situation sind wir füreinander zur Familie geworden. Aber dann, in jenem letzten Jahr, sind wir erwachsen geworden, und die Dinge zwischen uns haben sich geändert.«

»Sie haben sich in William verliebt«, vermutete Kincaid.

»Himmel, nein! Im Gegenteil!« Irene sah aus dem Fenster, wo einige Bienen in den Rosenblüten und im Lavendel krabbelten. Sie hob den Kopf und sah ihm direkt in die Augen. »Wissen Sie, Superintendent, ich hatte mich in Lewis verliebt. Dann starben seine Eltern. Schätze, es war eine schreckliche Ironie des Schicksals. Sie hatten soviel überlebt, und dann werden sie bei der ersten Angriffswelle der V-I getötet. Wenn ich mich recht erinnere, kamen sie gerade aus dem Laden an der Ecke ... eine Alltäglichkeit, an einem Junitag wie diesem.« Sie schüttelte den Kopf und zündete die nächste Zigarette an.

»Lewis hat William nicht erlaubt, zur Beerdigung zu kommen ... mir auch nicht. Aber Edwina hat darauf bestanden, ihn zu begleiten. Später hat er nie wieder darüber gesprochen. Über seine Eltern, meine ich. Bis auf einmal.«

Kincaid wartete stumm, während sie rauchte.

»Er hat gesagt, wenn er dort gewesen wäre, wäre es vielleicht nicht passiert«, fuhr sie schließlich fort. »Er hätte die Rakete möglicherweise rechtzeitig gehört.«

»Und Sie haben sich selbst für seine Schuldgefühle verantwortlich gemacht, denn Sie hatten ihn vermutlich überredet zu bleiben«, murmelte Kincaid. Er kannte sich aus mit Schuldgefühlen, mit dem erbarmungslosen Spiel »*Was wäre gewesen, wenn?*«, das das Unterbewusstsein mit einem spielte.

»Ja. Und ich habe versucht, ihn zu trösten.« Einen Moment schien Irene in der Erinnerung verloren.

Schließlich fingen ihre blauen Augen seinen Blick auf. »Aber nichts konnte uns darauf vorbereiten, was danach passiert ist. Edwina und ihr

Cousin Freddie Haliburton, unser Hauslehrer, kamen kurz nach dem Tod von Lewis' Eltern bei einem Autounfall ums Leben.« Sie drückte die halbgerauchte Zigarette im Aschenbecher aus. »Edwinas Tod ... das war ein harter Schlag für uns alle, aber ganz besonders für Lewis, der seine beiden Brüder und schließlich die Eltern im Krieg verloren hatte. Er ging nach Edwinas Beerdigung, und es gab nichts, womit ich ihn hätte zurückhalten können.«

»Das muss sehr hart für Sie gewesen sein.«

»Ich bin zu meiner Familie nach Kilburn zurückgekehrt... Bomben oder nicht. Aber wir haben ohne weiteren Zwischenfall bis zum Kriegsende überlebt.«

»Und William Hammond?«

»William ging nach Hause nach Greenwich. Ich bekam gelegentlich einen Brief und schließlich nur noch eine Karte zu Weihnachten.«

»Und von Lewis haben Sie nie wieder gehört?«

Irene lächelte spöttisch in sich hinein, »Jahrelang habe ich mir vorgestellt, dass er mich eines Tages finden würde. Dann begann in den Sechzigern sein Name in der Zeitung aufzutauchen, und ich habe Nachforschungen angestellt. Er muss falsche Angaben bezüglich seines Alters gemacht haben, denn er ist noch in den letzten Kriegsjahren eine kurze Zeit lang Soldat gewesen. Als er Ende 1945 aus der Armee entlassen wurde, hat er sich einem Wiederaufbautrupp angeschlossen und sich im Baugewerbe hochgearbeitet. Nach dem Krieg gab es ungeahnte Möglichkeiten für Menschen mit Intelligenz und der Gabe, Chancen zu ergreifen, die sich boten ... und Lewis Finch besaß beides.«

»Aber Sie haben nie Kontakt zu ihm aufgenommen?«

»Nein. Natürlich habe ich mit dem Gedanken gespielt, aber ich hatte erfahren, dass er verheiratet war. Und masochistische Neigungen kann man mir wirklich nicht nachsagen«, fügte sie lächelnd hinzu.

Kincaid dachte einen Moment nach. »William Hammonds ältere Tochter hat uns gesagt, dass ihr Vater sie und Annabelle vor Lewis Finch gewarnt habe. Können Sie sich vorstellen, weshalb?«

»Nein, kann ich nicht«, erwiderte Irene, aber Kincaid glaubte Zweifel herauszuhören. Sie stand auf, trat an ihren Schreibtisch und ordnete geistesabwesend die Papiere, die sich dort stapelten. »Obwohl ich glaube, dass es in jenem letzten Sommer starke Spannungen zwischen

den beiden Jungen gegeben hatte.«

»War William auf Sie und Lewis eifersüchtig?«

Irene runzelte die Stirn. »Ich bin nicht sicher, ob William je gemerkt hat, was zwischen mir und Lewis passiert war. Er hatte eigene Sorgen.«

Kincaid wartete, dass sie fortfuhr. »Ich habe mir geschworen, nie eine dieser alten Jungfern zu werden, die ewig ihrer Jugend nachweinen«, sagte sie schließlich leise.

»Aber es war eine Idylle ... in der wir in jenen eineinhalb Jahren alle zusammen gelebt haben. William und Lewis und ich, trotz der Entbehrungen und Kümmernisse des Krieges. Dann ist Freddie Haliburton gekommen, und alles ist anders geworden.« Sie drehte sich zu Kincaid um. »Er hatte ein Talent, Schwächen bloßzulegen und einem das Leben zur Hölle zu machen, wie ich es nie wieder bei einem Menschen erlebt habe.«

»Sagten Sie nicht, er sei ums Leben gekommen?« fragte Kincaid.

»Ja. War schon ein Wunder, dass er nicht gestorben ist, als sein Kampfflugzeug im Krieg abstürzte, wenn er mit derselben Verachtung für sämtliche Naturgesetze geflogen ist, wie er sie hinter dem Steuer eines Wagens demonstrierte. Alle paar Wochen ist er nach London gefahren, hat sich im Offiziersclub besinnungslos besoffen, und ich vermute, dass er dort noch anderen Neigungen gefrönt hat, die ich damals noch nicht verstanden habe.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht behaupten, in meinem Leben vielen wirklich bösen Menschen begegnet zu sein, aber Freddie ... Freddie war die Schlange im Paradies.« Gordon kannte die Gewohnheiten seines Vaters: Lewis verließ sein Büro täglich um die Mittagszeit, um auf den Baustellen nach dem Rechten zu sehen, denn er traute niemandem zu, alles in seinem Sinn richtig zu erledigen. Das war einer der Gründe, die das Arbeiten mit ihm unmöglich machten. Also wartete Gordon neben dem metallic-grauen Mercedes auf dem Heron-Quays-Parkplatz, rauchte und beobachtete, wie sich der Himmel verdunkelte, als schwere Wolkenbänke vom Westen her aufzogen.

Die schwüle Luft roch leicht schwefelig.

Gordon hatte es aufgegeben, sich die Worte, die er sagen wollte, zurechtzulegen. Sein Kopf war leer, die Gedanken kreisten monoton um

Annabelle und die ständig wiederkehrende Erinnerung daran, wie sein Vater ihn aus den Wellen gehoben hatte, als er noch ein Kind gewesen war. Als er Lewis um die Gebäudeecke kommen sah, trat er seine Zigarette mit dem Absatz aus und ging auf ihn zu.

»Dad!«

Lewis sah auf, die Hand an der Tür des Mercedes. »Gordon! Was machst du denn hier?«

»Ich muss mit dir reden.«

»Wir können zurück ins Büro gehen ...«

»Nein, nicht nötig. Ich will wissen, was an dem Abend passiert ist, bevor Annabelle gestorben ist. Sie ist bei dir gewesen, stimmt's?«

»Ich habe erst an diesem Abend erfahren, dass zwischen euch was war. Ich hätte sie nie wiedergesehen, wenn ...«

»Du hast es nicht ertragen, mir zu überlassen, was du längst als dein Eigentum angesehen hast, was? Du hast immer ...«

»Nein, so ist es nicht gewesen«, widersprach Lewis resigniert, und Gordon entdeckte Spuren im Gesicht seines Vaters, die neu waren. »Ich wollte dir niemals weh tun ... genausowenig wie Annabelle

...«

»Warum wolltest du sie dann hintergehen?«

»Woher weißt du davon?« fragte Lewis leise.

»Lewis Finch, du bist ein gemeiner Heuchler! Jahrelang hast du mir eingepflegt, wie wichtig persönliche Integrität sei. Und jetzt stellt sich raus, dass du auch nicht besser bist als alle anderen.

Annabelle hat mir an jenem Abend gesagt, was du getan hast...«

»Du begreifst nichts. Es ging nicht um Annabelle. Es ging nicht mal ums Geschäft... es sei denn als Mittel zum Zweck.«

»Und welcher Zweck sollte das sein?«

»Ich wollte ihm etwas wegnehmen, etwas, das er genauso liebt wie ich Irene ... und Edwina geliebt habe. Er hat seine Firma und den Namen seiner verdamnten Familie immer mehr geliebt als Menschen. Aber das hat nichts mit dir zu tun ...«

»Redest du von William Hammond? Hast du Annabelle umgebracht, um ihm etwas heimzuzahlen?«

Gordon hatte zu brüllen angefangen. Es war ihm gleichgültig, ob sie jemand hörte.

»Was?« fragte Lewis verdutzt. »Wovon redest du überhaupt?«

»Als sie zu dir gekommen ist, hat sie dir gesagt, dass euer Geschäft geplatzt ist, stimmt's? Und sie hat dir gesagt, dass sie mich liebt - sie hat dir gesagt, sie wolle mir beweisen, dass sie mich liebt - und du hast sie umgebracht.«

»Du glaubst, ich hätte Annabelle umgebracht?« Lewis reihte bedächtig ein Wort ans andere, als versuche er, sich über ihren Sinn klarzuwerden. Und zum ersten Mal kamen Gordon Zweifel. »Aber ich dachte, dass du ... Als sie an jenem Abend gegangen ist, war ich überzeugt, sie wolle zu dir. Ich hatte Angst, dass du ...«

Gordon starrte seinen Vater an. »Willst du damit sagen, dass du die ganze Zeit geglaubt hast, dass *ich* es gewesen bin?« Eine Erleichterung, derer er sich nicht ganz sicher war, schnürte ihm die Kehle zu.

»Und ich war der Meinung ... Sie haben gesagt, es müsse jemand gewesen sein, der sie geliebt hat...

jemand, der ihre Leiche so liebevoll ins Gras gebettet hat... Und ich konnte nicht glauben, dass du sie getötet und dann einfach liegen ...«

»Jemand, der ihre Leiche liebevoll ins Gras gebettet hat?«

»Sie haben gesagt, sie habe fast heiter ausgesehen ...« Gordon merkte, dass sein Vater ihm schon nicht mehr zuhörte.

»Ich hätte es von Anfang an wissen müssen«, murmelte Lewis, den Blick in die Ferne gerichtet. Eine Brise ließ Staub und Abfall um ihre Knöchel wirbeln, und im Westen zuckten Blitze von Wolke zu Wolke.

»Was wissen müssen?«

Lewis riss die Tür des Mercedes auf. »Diesmal Sorge ich dafür, dass er nicht davonkommt.«

»Wovon redest du? Wer soll nicht davonkommen?« Als Gordon die Hand nach seinem Vater ausstreckte, streifte die zufallende Wagentür seine Fingerspitzen. »Dad!«

Aber Lewis fuhr bereits rückwärts aus dem Parkplatz, und die durchdrehenden Reifen spritzten Kies in Gordons Gesicht, während der Wagen davonraste.

Als Regentropfen gegen die Windschutzscheibe platschten, schaltete Lewis die Scheibenwischer ein und knipste die Scheinwerfer an. Er fuhr instinktiv in Richtung Süden, gefangen in den Erinnerungen, die er so lange unterdrückt hatte. Er hatte geglaubt, sie seien sein Eigentum, er könnte das Wissen um die Vergangenheit nutzen, um seinen Hass zu nähren, ohne selbst daran zu verbrennen. Doch er hatte sich geirrt, soviel war ihm jetzt klar. Und zu spät kam die Erkenntnis, dass Annabelle ihn an Irene erinnert hatte ...

Irene war in jener Nacht zu ihm gekommen, in sein Zimmer über dem Stall.

»Lewis«, hatte sie geflüstert, sich auf die Bettkante gesetzt und ihn an der Schulter gerüttelt. »Ich will mit dir reden.«

Er war sofort hellwach gewesen. »Was machst du hier? Du darfst nicht...«

»Keine Angst. Sie schlafen alle.« Sie lehnte sich bequem gegen seine Hüfte, als er sich, auf die Ellbogen gestützt, aufrichtete.

Zu seiner Schande begann Lewis zu weinen ... und all das Schluchzen, das er sich nie gestattet hatte, nicht einmal bei der Beerdigung seiner Eltern, brach aus ihm heraus. Irene saß ganz still, die Hand auf seiner Schulter, mit stummer sorgenvoller Miene, und als er seine Stimme wieder unter Kontrolle hatte, sagte er: »Ich weiß, es ist blöd, aber ich denke immer, ich hätte sie irgendwie retten können, wenn ich bei ihnen gewesen wäre ...«

»Lewis, du wärest ebenfalls umgekommen, das weißt du. Und das ist das letzte, das deine Mutter und dein Vater gewollt hätten.« Sie schlug seine Decke zurück, schlüpfte zu ihm ins Bett und schlang ihre Arme um ihn.

»Irene ...«

»Ich will bei dir sein, Lewis. Wir könnten auch bombardiert werden ... die Raketen verfehlen immer wieder ihre Ziele ... und ich will nicht sterben, ohne ausprobiert zu haben, wie es ist.«

Sie küsste ihn, presste ihren Körper gegen ihn, und einen langen Moment ließ er sie gewähren, bevor er sich atemlos losriss. »Wir können nicht...

Was würde Edwina ...«

»Das ist doch egal«, flüsterte sie, den Mund an seinem Ohr. »Nur wir sind wichtig. Jetzt. Ich will alles für dich sein... Mutter, Schwester, Geliebte ... Und ich will, dass du mich mehr brauchst als irgendjemanden auf der Welt.«

Er fühlte, wie sie bebt, und ihre Küsse schmeckten nach Tränen. Sie hatte recht... niemand hatte ihn je so geliebt. Nur das zählte. Und dann löschte eine Flut von Gefühlen jeden rationalen Gedanken in ihm aus. Lewis wachte auf wie immer, sobald das erste Licht des Morgengrauens das Viereck seines Fensters erhellte. Irene lag noch neben ihm. Ihre Brust hob und senkte sich friedlich im Schlaf. Als er sie aufweckte, setzte sie sich benommen auf und sah ihn lächelnd an.

»Schätze, ich schleich mich lieber zurück, bevor die anderen aufwachen«, murmelte sie gähmend und kuschelte sich wieder unter die Decke

»Dann beeil dich lieber«, drängte er. »Du weißt, wie früh die Köchin manchmal auf den Beinen ist.«

Obwohl die Versuchung groß war, als er ihren warmen Körper an seiner Haut spürte, war er doch zu nervös, und schob sie mit einem hastigen Kuss aus seinem Bett.

Von seinem Fenster aus beobachtete er, wie sie im fahlen grauen Licht den Hof überquerte. Und dann glaubte er plötzlich aus den Augenwinkeln zu sehen, wie sich der Vorhang hinter einem der Fenster in der obersten Reihe für einen Moment bewegte.

Obwohl Lewis sein Zimmer über dem Stall hatte, teilte er sich seit etlichen Jahren mit William ein Badezimmer im zweiten Stock.

An jenem Abend, nach dem Essen, hatte er ein Bad genommen und stieg gerade aus der Wanne, als er hörte, wie sich hinter ihm die Tür öffnete.

William kommt, war sein erster Gedanke, als er nach seinem Handtuch griff. Als er jedoch zum Spiegel aufsaß, war dieser völlig beschlagen. Dann hörte er dicht hinter sich rasselnden Atem. Arme umschlossen ihn und drückten ihn brutal mit den Knien gegen die eiserne Badewanne. Lewis fühlte jemanden an sich herumfummeln. Dann erfolgte ein stechender Schmerz.

Im ersten Augenblick begriff er gar nicht, wie ihm geschah. Dann, als Freddie sich gegen ihn presste, begann er sich mit all der Kraft seiner

Wut und Demütigung zu wehren. Freddie's Arme umschlossen ihn noch eiserner, und er zischte: »Du machst jetzt, was ich will, Bursche. Ich habe sie heute Morgen weggehen sehen ... ich weiß, was ihr treibt ...« Die Tür ging auf. Lewis drehte sich mit aller Kraft um, doch er konnte sich nicht aus Freddie's Umklammerung befreien.

Im Türrahmen stand William.

Und Freddie lächelte. »Du weißt darüber Bescheid, stimmt's, William? Du hast es auf der Schule gelernt. Und wenn du weißt, was für dich gut ist, dann verduftest du, und zwar ein bisschen plötzlich.

Sonst könnte es sein, dass ich deinen Eltern von den pazifistischen Flugblättern erzähle, die du auf dem Speicher versteckt hast. Ich schätze, dein Vater, der Feiglinge genauso hasst wie ich, wird dich dann enterben ...«

William stand wie erstarrt da. Sein Gesicht war leichenblass vor Schreck. Er hatte die Hand erhoben, seine Lippen öffneten sich in stummem Protest.

Dann traf sein Blick Lewis ... und er wandte sich ab. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss.

Gordon stand vor der Telefonzelle an der Mudchute Station und starrte auf die angeschmutzte Visitenkarte, die er in seiner Hosentasche gefunden hatte. Gemma hatte sie ihm bei ihrem ersten Besuch in seiner Wohnung gegeben - was nicht Tage, sondern eine Ewigkeit zurückzuliegen schien und sie hatte ihre Handynummer auf die Rückseite gekritzelt.

Er hatte der Polizei bereits genügend belastende Informationen gegen seinen Vater geliefert ...

machte er alles nur noch schlimmer, wenn er sie jetzt anrief? Als er sich jedoch abwandte, sah er erneut Lewis' Gesicht vor sich, wie er im Wagen davongerast war, und ein seltsam hohles Gefühl in der Magengrube trieb ihn in die Telefonzelle zurück.

Als sich Gemma meldete, begann er ohne Umschweife: »Lewis hat Annabelle nicht umgebracht.«

»Gordon?«

»Ich habe die ganze Zeit angenommen, dass er sie getötet hat, und er dachte dasselbe von mir. Als ihm klar wurde, dass ich's nicht war, hat er gesagt - es macht alles keinen Sinn -«

»Weiter«, drängte Gemma mit angespannter Stimme.

»Er hat gesagt ...« Gordon hielt inne und versuchte, sich an die exakten Worte zu erinnern. »Er hat gesagt, er hätte es wissen müssen ... und dann ... dass er ihn nicht wieder davonkommen lassen dürfe.

Dann ist er losgefahren ... Er hat ausgesehen ... Ich habe Angst, dass er eine schreckliche Dummheit begeht...«

»Gordon?«

Er antwortete nicht.

»Gordon?«

In wenigen Minuten war er vor seiner Wohnung, nahm drei Stufen auf einmal, und schreckte einen wütend kläffenden Sam auf, als er ins Zimmer stürmte. »Wird alles gut, mein Junge«, sagte er automatisch. Aber er wusste, dass nichts gut wurde, solange er die Dinge nicht selbst in die Hand nahm.

Dann sank er auf die Knie, tastete unter dem Bett, bis seine Finger die polierte Holzoberfläche des Kästchens berührten, das dort verborgen war. Ein Geschenk seines Vaters zu seinem einundzwanzigsten Geburtstag, eines der wenigen Besitztümer, die er immer und überallhin mitgenommen hatte. Er holte es heraus und öffnete den Verschluss.

»Ist ein verdammt antikes Stück«, murmelte er zu Sam gewandt.

Ein sentimentales Erinnerungsstück ... und er hatte nie im Traum daran gedacht, jemanden damit zu erschießen. Aber die Webley Mark IV seines Vaters ruhte wie ein Schmuckstück sauber und geölt in ihrem roten Samtfutteral, und daneben lag eine ungeöffnete Schachtel mit 9-mm-Patronen.

Kincaid war in gemächlichem Tempo von Surrey zurückgefahren und dachte über Irene Burne-Jones und das nach, was sie ihm erzählt hatte. Er bezweifelte, dass Irene je wieder jemanden so geliebt hatte, wie sie Lewis Finch geliebt hatte, und er hatte nicht den Mut besessen, ihr zu sagen, dass Lewis Finch möglicherweise der Mörder von Annabelle Hammond war.

Nachdem er jetzt einen guten Teil von Lewis Finchs Lebensgeschichte kannte, versuchte er sich vorzustellen, ob die Zurückweisung, die Lewis an jenem Abend von Annabelle erfahren hatte, ihn in tiefe Verzweiflung gestürzt und zum Mord getrieben haben könnte. Zum ersten Mal jedoch kamen ihm ernsthafte Zweifel. Allerdings verstand er noch immer nicht,

weshalb Lewis Finch so wild entschlossen war, William Hammond sein Familienerbe abspenstig zu machen.

Er brütete über dieser Frage, als er in den Parkplatz des Limehouse-Reviere einbog und Gemma aus der Tür kommen sah. Sie trug ein schwarzes, ärmelloses Kleid, das ihr gerade bis zu den Knien reichte, doch seine Freude über das Wiedersehen mit ihr verflog, als er ihren geistesabwesenden Gesichtsausdruck sah. Er rief ihren Namen, und sie kam sofort auf ihn zu. »Was gibt's denn?« fragte er.

»Gordon Finch hat mich gerade angerufen. Er behauptet, er sei sicher, dass sein Vater Annabelle nicht ermordet hat... und dann hat er aufgelegt.«

»Hat er aus seiner Wohnung angerufen?«

»Vermutlich aus einer Telefonzelle. Er hat kein Telefon.«

»Dann versuchen wir's zuerst bei seiner Wohnung. Steig ein!«

Sie kam um den Wagen, und als sie sich duckte, um einzusteigen, fragte er: »War das alles, was er gesagt hat?«

»Nein. Duncan, sie haben sich gegenseitig gedeckt, Gordon und Lewis, aber keiner von beiden hat es gewusst. Als Lewis kapiert hat, dass Gordon Annabelle nicht umgebracht hat, hat er zu Gordon gesagt, *er hätte es wissen müssen und er wolle ihn nicht wieder davonkommen lassen.*«

»Wen davonkommen lassen?«

»Keine Ahnung. Und Gordon weiß es, glaube ich, auch nicht.«

Kincaids Telefon klingelte, als er in die West India Dock Road einbog. Er meldete sich. Als er auflegte, wandte er sich an Gemma: »Das war Janice. Die Spurensicherung hat gerade angerufen. Sie haben eine winzige Menge von Haaren und Blut in einer Probe gefunden, die sie an einer der Teekisten in Annabelle Hammonds Büro sichergestellt hatten.«

»Sieht also ganz so aus, als sei sie in der Firma getötet worden«, murmelte Gemma. »Wen könnte sie denn dort mitten in der Nacht getroffen haben?«

Kincaid runzelte die Stirn. »Vielleicht sollten wir die Sache anders anpacken. Wer, außer Annabelle, hatte Zugang zum Lagerspeicher?«

»Reg Mortimer und Teresa, natürlich. Aber Mortimer ist der verdächtigste. Er wusste, dass Annabelle gern dorthin ging, wenn sie

Sorgen hatte, und er wollte unbedingt mit ihr reden.«

»Angenommen, er hat sie im Speicher getötet. Wie hat er sie dann in den Park gebracht?« fragte Kincaid. »Damit sind wir wieder ganz am Anfang.« Dann, als er frustriert den Kopf schüttelte, fiel ihm plötzlich etwas ein. »Teresa Robbins hat gesagt, dass William Hammond seit dem Tod seiner Frau zu den seltsamsten Zeiten im Lagerspeicher auftaucht, dass er es nicht ertragen könne, die Zügel aus der Hand zu legen... Was, wenn Annabelle gar keine Verabredung getroffen hatte ... wenn es eine zufällige Begegnung war?«

»Und du meinst, William könnte jemanden gesehen haben?«

»Möglich ist es«, antwortete Kincaid bedächtig. »Aber es ist auch möglich, dass William sie getötet hat.«

»William Hammond?« fragte Gemma ungewöhnlich laut und ungläubig.

»Ihr Vater? Der arme Mann war am Boden zerstört. Du hast ihn selbst gesehen.«

»Das bezweifle ich gar nicht. Aber ... alles scheint immer wieder auf William Hammond und Lewis Finch zurückzuführen.« Er berichtete ihr von seinem Gespräch mit Irene Burne-Jones. Als er den Wagen durch den West Ferry-Kreisverkehr lenkte und in südlicher Richtung auf der West Ferry Road weiterfuhr, rollte der Donner, und es begann zu regnen.

»Was hatte Hammond gegen Finch? Und warum war Finch so wild entschlossen, den Speicher zu kaufen, obwohl er wusste, wieviel er William Hammond bedeutete? Etwas muss in jenen letzten Monaten passiert sein, in denen die drei zusammen waren - William, Lewis und Irene -, worüber Irene nicht reden will. Nicht mal nach all den Jahren.«

»Es ergibt einfach keinen Sinn«, protestierte Gemma. »Warum sollte William Hammond Annabelle umbringen? Wo sie doch gerade beschlossen hatte, das Geschäft mit Lewis Finch platzen zu lassen?«

»Keine Ahnung. Aber wenn Lewis Finch geäußert hat, >ihn nicht wieder damit davonkommen zu lassen< - was sonst könnte es bedeuten als Mord? Jemand ist in jenen letzten Monaten getötet worden, als die drei Jugendlichen zusammen gewesen sind: Es war der Hauslehrer der Kinder. Irene hat gesagt, es sei ein Unfall gewesen ...«

»Und wenn nicht?« entgegnete Gemma. Sie schüttelte den Kopf. »Es fehlen zu viele Puzzlestücke.

Gordon muss etwas wissen, dass wir nicht...«

»Ich kann mir offen gestanden nicht vorstellen, dass er in seiner Wohnung sitzt und auf uns wartet.«

Er spähte durch die Windschutzscheibe. Der Regen hatte alles in einen grauen Schleier gehüllt. »Ruf bei William Hammond zu Hause an ... hast du die Nummer?«

»In meinem Notizbuch.« Gemma fand die Nummer und wählte auf ihrem Handy. »Meldet sich niemand.«

»Versuch's bei Lewis Finch.«

»Zu Hause?«

Kincaid sah auf die Uhr und nickte. »Ist schon nach fünf.«

Aber auch bei Lewis Finch hob niemand ab, und Gemma legte nach ein paar Minuten wieder auf.

»Falls Lewis wirklich William Hammond gemeint hat und dachte, dass er ihn im alten Lagerspeicher finden könnte ...«

»Ist einen Versuch wert«, erwiderte Kincaid, als ein Blitz die lange Schlange der Autos erhellte, die die West Ferry Road entlangkroch.

»Aber schnell kommen wir sowieso nirgendwo hin.«

Als Lewis mit dem Mercedes in die Saunders Ness einbog, war die klotzige Silhouette des Hammond-Speichers in der Ferne im strömenden Regen kaum zu erkennen. Lewis' Hände zitterten, sobald er sie vom Lenkrad nahm. Er schwitzte, und ihm war übel. Es gelang ihm jetzt längst nicht mehr, den Strom der Erinnerungen zu stoppen, der ihn mitriss, so wie er einst machtlos gewesen war, Freddie Haliburton Einhalt zu gebieten.

Die Nacht hatte er in rasender Wut und ohne die geringsten Anzeichen von Erschöpfung verbracht.

Allein der Gedanke, jemanden sehen oder sprechen zu müssen, war so unerträglich, dass er mit der Stallarbeit begann, ohne zum Frühstück ins Herrenhaus hinüberzugehen. Er wusste nicht, was er tun würde, wenn er William begegnete - er wollte nicht einmal an William denken -, aber Irene konnte er nicht so leicht aus dem Weg gehen.

Und schließlich kam sie, um nach ihm zu sehen, genau wie er vermutet hatte. Sie schlüpfte leise durch die Stalltür und blieb im Lichtstrahl stehen, der durch eines der hoch oben gelegenen Fenster fiel.

»Lewis? Was ist gestern Abend mit dir passiert? Warum bist du heute Morgen nicht zum Frühstück erschienen?«

»Hau einfach ab, Irene. Ich möchte nicht mit dir reden«, erwiderte er grob. Er fühlte, dass sie ihn beobachtete, doch sie sagte kein Wort. Kurz darauf ging sie wieder hinaus. Das Bewusstsein darüber, wie sehr er sie verletzt hatte, steigerte seine Wut ins Unermessliche. Wie konnte er sie je wieder berühren, nach dem, was Freddie mit ihm gemacht hatte? Und wie konnte er verhindern, dass es wieder passierte? Freddie hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass seine Weigerung nur die Kompromittierung Irenes zur Folge haben würde, und das war das einzige, das Lewis nicht zulassen durfte.

Es kam ihm so vor, als blieb ihm nur ein Ausweg ... und das bedeutete, sie nie wiederzusehen.

Es war mitten am Vormittag, als Freddie ihn zusammengekauert hinter dem Steinwall fand, der hinter dem Küchengarten verlief.

»Ah, da bist du ja«, sagte Freddie zuckersüß, als er um die Ecke kam.

»Sieht dir gar nicht ähnlich, Schulstunden zu schwänzen, Lewis. Was ist denn los?«

Lewis erhob sich mit geballten Fäusten, doch Freddie blieb außer Reichweite stehen.

»Die Köchin macht sich Sorgen um dich. Wenn du noch eine Mahlzeit auslässt, wird sie es für ihre Pflicht halten, Edwina zu informieren, und ich glaube nicht, dass wir das wollen, meinst du nicht?«

Freddie verzog sein Gesicht zu der Fratze, die ein Lächeln sein sollte.

»Oh, und wenn du gefrühstückt hast, kannst du meinen Wagen für mich fahrbereit machen. Sei ein braver Junge, ja? Ich will über Nacht in die Stadt fahren. Und da muss alles picobello sein.«

Er wandte sich ab, als sei damit alles gesagt. Erst als er das Ende des Steinwalls erreicht hatte, sah er über die Schulter zurück und bemerkte:

»Aber ich komme zurück ... es gibt immer ein Morgen, was, Lewis?«

Die Idee kam ihm, als er unter Freddie's Wagen lag. Es war so einfach ... ein Leck in der Hydraulik, und das ganze Bremssystem würde versagen ... Und er wunderte sich, dass er nicht längst darauf gekommen war.

Jeder wusste, dass Freddie Haliburton wie ein Wahnsinniger Auto fuhr ... sogar die Köchin prophezeite ihm ein schreckliches Ende. Niemand würde Verdacht schöpfen. Ihm konnte nichts passieren, und Irene war in Sicherheit.

Er hatte das Gefühl, plötzlich eine gesplante Persönlichkeit zu sein ... die eine konzentrierte sich auf ihre Aufgabe, die andere sah zu. Der letztere Lewis hörte zwar die Stimme seiner Mutter, doch der Lewis, der handelte, ignorierte sie. Seine Hände arbeiteten ruhig und präzise. Erst als er fertig war und unter dem Wagen hervorglitt, merkte er, dass er beobachtet wurde.

William stand direkt hinter der Scheunentür, und Lewis hatte keine Ahnung, wie lange er dort bereits ausgeharrt und was er gesehen hatte.

»Du musst verstehen«, begann William und trat einen Schritt vor.

Lewis versetzte William einen heftigen Stoß vor die Brust und rannte zur Tür hinaus.

Er rannte über den Hof und den Hügel hinunter zur Weide, dann den Fluss entlang, mit schmerzenden Beinen und klopfendem Herzen, bis er schließlich auf das weiche Moos am Ufer sank und sich die Seele aus dem Leib weinte.

Es verging eine gute Stunde, bis er zum Haus zurückkehrte. Das Weinen hatte ihn beruhigt, und er war entschlossen, ungeschehen zu machen, was er getan hatte. Dann wollte er Irene Adieu sagen und das Herrenhaus verlassen ... Es gab keinen anderen Ausweg. Er würde sein wirkliches Alter verschweigen und Soldat werden, oder irgendwo Arbeit finden ... egal, was.

Aber als er den Stallhof erreichte, hörte er Jammern und Wehklagen aus der Küche, und wusste, dass er zu spät gekommen war.

Es war Irene, von der er erfuhr, dass Edwina zusammen mit Freddie umgekommen war. Ein Bauernkarren hatte die schmale Straße versperrt, und der Wagen hatte nicht mehr rechtzeitig anhalten können. Irene war diejenige gewesen, die von einem Augenblick zum anderen erwachsen geworden war und alles in die Hand genommen hatte. Sie hatte der Köchin ins Bett geholfen und ihren Vater angerufen; Irene, die Lewis mit William in der Küche allein gelassen hatte ...

»Sie sollte doch gar nicht mit«, murmelte Lewis wie betäubt. Seine Zunge und sein Denkvermögen waren wie eingefroren. Seine Worte schienen in der Luft zu hängen wie brüchiges Eis.

»Sie ... sie hat sich in letzter Minute entschlossen.« William saß zusammengesunken am Küchentisch, das Gesicht fleckig vom Weinen.

»Er wollte sie zu meinen Eltern mitnehmen. Er hat gesagt ... er hat

gesagt, dass er ihnen alles erzählen wolle. Ich habe nicht gedacht... ich habe nicht gedacht, dass sie ...«

Erst allmählich begriff Lewis, was William da eigentlich gesagt hatte. Er schüttelte den Kopf, um das Rauschen in seinen Ohren zu unterbinden.

»Soll das heißen, dass du es gewusst hast? Du hast das mit dem Wagen gewusst? Und du hast Edwina trotzdem einsteigen lassen?«

»Ich bin nicht so blöd, wie du denkst. Du bist erschrocken, als du mich in der Scheune stehen sehen hast. Und als du weggerannt bist, habe ich nachgesehen ... Ich dachte, es würde sie nur aufhalten ...«

»Aufhalten? Du weißt, wie Freddie fährt, und lässt Edwina mit ihm fahren?« Er stürzte sich auf William, packte ihn beim Kragen und riss ihn vom Stuhl.

»Du ... du Dreckskerl!« Lewis schrie und schüttelte ihn.

»Dafür bringe ich dich um!« Als seine Faust William mitten ins Gesicht traf, machte ihn der Anblick des hellroten Blutes, das William aus der Nase schoss, nur noch wütender.

William schlug zurück, und sie rangen miteinander, suchten beide nach der Chance für den nächsten Schlag.

Dann war Irene zwischen ihnen, schrie und zerrte sie auseinander.

»Hört auf damit! Was ist in euch gefahren? Aufhören! Lewis, wie konntest du?«

Schwer atmend starrte er sie an. »Ich ... er ...« In diesem Moment wurde Lewis klar, dass er Irene nicht sagen konnte, was er getan hatte ... nicht an diesem Tag, niemals. Und als sich seine und Williams Blicke trafen, erkannte er, dass auch William es wusste.

An die Tage vor Edwinas Beerdigung hatte er keine Erinnerung mehr. Er wusste nur noch, dass Irene hinterher zu ihm in die Scheune gekommen war. Sein Koffer war gepackt. Er hatte gehen wollen, ohne ihr Lebewohl zu sagen.

»Du kannst mir nicht weismachen, dass du mich nicht liebst«, erklärte sie. »Ich würde dir sowieso nicht glauben.«

»Nein«, antwortete er. »Ich sag dir das erst gar nicht. Aber das hat jetzt keine Bedeutung mehr.

Nichts hat mehr Bedeutung. Tut mir leid.«

Danach hatte er Irene verlassen, hatte das Herrenhaus verlassen, hatte sie alle zurückgelassen.

Und er hatte nie jemandem die Wahrheit erzählt ... bis zu jener Nacht, als Annabelle ihm eröffnet hatte, dass sie seinen Sohn liebe, und ihn einen Lügner und Betrüger genannt hatte. Sie hatte gesagt, sie würde wegen ihm niemals ihrem Vater weh tun und dass sie nicht glauben könne, je mit dem Gedanken gespielt zu haben, etwas zu tun, das William Hammond so viel Schmerz zufügen würde.

Bis zu diesem Moment war ihm nicht klar gewesen, wieviel Annabelle ihm inzwischen bedeutete ...

und dass sie sich gegen ihn wandte, war für ihn unerträglich gewesen.

Die Worte waren aus ihm herausgesprudelt - er hatte sie verletzen wollen und er hatte ihr gesagt, dass ihr teurer Vater ein Feigling und ein Mörder war, und hatte ihr in allen Einzelheiten erzählt, was ihr Vater getan hatte. Lewis machte die Wagentür auf und stolperte hinaus in den Regen. Er war nass bis auf die Haut, als er den Speicher erreichte, doch er fühlte nichts. Die Tür war unverschlossen, und er betrat das Gebäude, das er seit Jahren zu zerstören versuchte, zum ersten Mal.

Als sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah er, dass das große Erdgeschoß leer war, aber unter einer Tür an der Galerie, die oben an der linken Seite des Gebäudes entlangführte, war ein Lichtstreifen zu erkennen. Er tastete sich vorsichtig bis zur Treppe vor und begann hinaufzusteigen.

Er hörte ein leises Geräusch, und als er sich dem oberen Treppenabsatz näherte, wurde der Laut hinter der geöffneten Tür zu einer menschlichen Stimme.

Dort saß William Hammond an einem der abgenutzten Eichentische in der Mitte des Raumes. Er führte Selbstgespräche, während seine Hände mit den farbenfrohen Teebüchsen auf dem Tisch hantierten. Als er aufsaß und Lewis erkannte, schien er kaum überrascht zu sein.

»Sie war wunderschön, nicht wahr?« sagte William, und sein Blick schweifte zurück zu den Teebüchsen. »Sie hat sie für mich entworfen. In meinen Lieblingsfarben Kobaltblau und Rostrot. Rostrot wie ihr Haar. Sie hat wie ihre Mutter ausgesehen. So wunderschön.«

»William.« *Lewis* trat einen Schritt weiter in den Raum. »Warum hast du das getan? Was hat Annabelle dir gesagt? Hat Annabelle dich hier gefunden, William? Sie war wütend auf dich, stimmt's?«

Einen Moment lang waren Williams Augen klar. »Annabelle hat mich

geliebt. Sie war die vollkommene Tochter.«

»Ich weiß. Aber sie hat es herausbekommen, nicht? ... Das mit Edwina.« William erstarrte mit einer Teebüchse in der Hand. »Sie hat Sachen gesagt ... schreckliche Sachen.

Sie hat gesagt, sie würde es allen erzählen ... sogar Sir Peter. Dass sie das hier ... verkaufen wolle.« Er machte eine ausladende Geste mit einer Hand, deren Haut fast durchscheinend war. »Und sie hat gesagt... sie habe ihr ganzes Leben damit verbracht, mir gerecht zu werden, und dass ich nichts als eine hohle Hülle sei. Eine leere Hülle«, wiederholte er.

»Ich wollte nicht...«

»Sie wollten sie nicht umbringen?« sagte jemand hinter Lewis, und ohne sich umzuwenden wusste er, dass es sein Sohn war.

Lewis hob eine Hand, um ihn aufzuhalten, und warnte: »Nein, Gordon, nicht.« Doch Gordon ging weiter, und als Lewis die Gewalt der Wut seines Sohnes fühlte, wurde ihm klar, dass seine Wut endlich verebbt war.

William stand auf. »Ich wollte nur, dass sie aufhört, diese Dinge zu sagen. Ich hatte nie die Absicht...« Er wirkte beängstigt gebrechlich.

»Dafür habe ich sie ... die Absicht.« Gordon hatte plötzlich eine Waffe in der Hand, und Lewis erkannte seine Pistole.

Es goss noch immer in Strömen, als sie den Lagerspeicher erreichten.

Kincaid machte den Motor aus. Er hatte den Rover hinter einem grauen Mercedes geparkt.

»Lewis' Wagen?« fragte Gemma und glaubte, den Mercedes bereits auf dem Parkplatz am Heron Quay gesehen zu haben. Kincaid nickte und fing ihren Blick auf. »Sei vorsichtig.« Sie rannte durch den strömenden Regen ins Lagerhaus. Die Tür stand einige Zentimeter offen. Kincaid schlüpfte hinein, und Gemma folgte. Neben ihm, im Halbdunkel des Gebäudes, blieb sie stehen.

Dann hörten sie Stimmen. Sie schienen aus Annabelles Büro hoch über ihnen zu kommen. Die Tür stand auf. Gemma fühlte, wie Kincaid leicht ihren Arm berührte, dann bewegte er sich auf die Treppe zu.

Sie folgte, so schnell sie konnte, und verfluchte ihre Schuhe mit den glatten Sohlen.

Auf halber Höhe der Treppe konnte sie die Stimmen unterscheiden ... die von Lewis und die von Gordon, und dann die weniger vertraute von

William Hammond, wenn sie auch die Worte nicht ganz verstand. Dann, als sie das Ende der Treppe erreichten, fiel etwas mit lautem Krach auf den Holzfußboden.

Gemma blieb nur wenige Zentimeter hinter Kincaid stehen und blickte durch die halboffene Tür.

Gordon und Lewis Finch hielten sich umschlungen wie zwei Tänzer.

Lewis hatte Gordon beim Handgelenk gepackt, aber Gordons Hand war leer. Beide starrten zum hinteren Ende des Raumes, wo William Hammond sich vorbeugte und wieder aufrichtete ... eine Waffe in der Hand.

Er hielt sie seltsam unsicher, sah sie an, als wisse er nicht genau, was er in der Hand hielt. Dann sah er zu ihnen auf, und Gemma erkannte in seinen blasblauen Augen kein Erstaunen, sondern eine so tiefe Trauer, dass sie unwillkürlich fröstelte.

Er hob die Waffe. Bevor Gemma oder Kincaid noch reagieren konnten, schrie Lewis: »William, nein!« und stürzte sich auf ihn.

Aber William Hammond hielt den Lauf des Revolvers an seine Schläfe und drückte ab.

»Er hat sie geliebt«, sagte Gemma nachdenklich. Sie saß in Janice' Büro im Limehouse-Revier und trank widerlichen Automatenkaffee.

»Annabelle war die Tochter seiner Träume, diejenige, die die Tradition für ihn fortführen und seine ehrgeizigen Pläne umsetzen sollte. Muss verdammt hart für sie gewesen sein, all dem gerecht zu werden.«

»Oder seinem Vorbild. William Hammond hat fünfzig Jahre seines Lebens eine Lüge gelebt, und das so gründlich, dass er schließlich sich selbst davon überzeugt hatte.«

Eine Woche war vergangen, und sie waren noch immer dabei, die Einzelheiten des Falles zu klären.

Lewis Finch hatte eine umfassende Aussage gemacht. Dasselbe traf auf Gordon zu. Und Gemma hatte den Eindruck gewonnen, der gemeinsam erlittene Verlust könne dazu beitragen, den Bruch zwischen Vater und Sohn zu kitten.

»Und Lewis?« fragte Janice. »Er war ebenfalls verantwortlich für den Tod von *Edwina Burne-Jones* und dem Hauslehrer. Stellt man ihn unter Anklage?«

»Das glaube ich nicht. Abgesehen von Lewis' Aussage, gibt es keine Beweise. Und ich bezweifle, dass die Staatsanwaltschaft an dem Fall interessiert ist.«

Während des Gewitters am vergangenen Freitag war der Blitz in die Oberleitungen der Dockland Light Railway eingeschlagen, doch der Schaden war inzwischen behoben, und Gemma hatte die U-Bahn und dann den Zug nach Limehouse genommen.

Das Gewitter hatte eine Woche klaren Himmel und milde Temperaturen gebracht, und als Gemma nach Dienstschluss in West Ferry in den Zug stieg, freute sie sich auf den Fußweg von der U-Bahn-Station Angel nach Hause. Die ganze Woche war von einer merkwürdigen Melancholie überschattet gewesen, die nicht einmal der Gedanke an die morgige Klavierstunde vertreiben konnte, und obwohl sie wusste, dass sie ihren Gefühlen zu sehr nachgab, vermochte sie diese nicht zu verdrängen. Sie hatte versucht, nicht mehr an Gordon Finch zu denken. Es war von Anfang an eine unmögliche Beziehung gewesen, soviel war ihr klar.

Trotzdem konnte sie sich des nagenden Gefühls einer verpassten Gelegenheit nicht erwehren, und als sie aus der U-Bahn-Station Angel trat und sah, dass die Musikalienhandlung gegenüber an der Pentonville Road noch geöffnet hatte, ging sie hinein.

Sie sah sich ein wenig um, blätterte Hefte mit einfachen Musikstücken durch, die sie glaubte, erlernen zu können, und kaufte letztendlich die Noten, die sie unterschwellig im Sinn gehabt hatte: Rodgers und Harts *Where and When*. Sie nahm sich vor, Wendy gleich morgen zu bitten, es mit ihr zu üben.

Sie steckte die Noten in ihre Tasche, bevor sie den Laden verließ, ging zur Liverpool Street zurück, an Sainsbury's vorbei, wo sie Gordon zum ersten Mal gesehen hatte, bog in die Richmond Avenue ein, von wo aus es nur noch wenige Querstraßen weiter bis zu Thornhill Gardens war.

Plötzlich blieb sie stehen, horchte und dachte zuerst an eine Sinnestäuschung. Wie von fern hörte sie die Klänge einer Klarinette. Dann sah sie ihn. Er saß auf der Schaukel in einem leeren Schulhof, die Klarinette in der Hand. Er stand auf und kam auf sie zu.

»Ich hab's einfach versucht«, sagte er.

»Aber wie ...«

»Ich habe immer beobachtet, in welche Richtung Sie nach Hause gegangen sind. Ich wollte mehr über Sie wissen.«

»Aber Sie ...« Gemma schüttelte den Kopf. Er schien nie auch nur Notiz von ihr genommen zu haben.

»Sie hatten öfter Ihren Sohn dabei. Wie alt ist er?«

»Drei«, antwortete Gemma verwirrt. »Er heißt Toby. Gordon, wegen Ihres Vaters ... Wie geht es ihm?«

»Er ist nach Surrey gefahren ... Vergangenheitsbewältigung. Aber deshalb wollte ich nicht mit Ihnen sprechen«, fügte er hastig hinzu. »Ich glaube, da ist noch was ungeklärt zwischen uns ... und ...« Er sah weg und strich geistesabwesend mit den Fingern über die Tasten der Klarinette. »Die Vergangenheit hat für meine Begriffe schon genug Schaden angerichtet. Wir sollten nicht zulassen, dass das, was geschehen ist, alles Weitere bestimmt.«

Gemma blickte ihm in die Augen, und was sie darin sah, schnürte ihr die Kehle zu und stürzte sie in einen Abgrund der Gefühle. Gordon Finch war nicht der Mensch, der zugab, einsam zu sein und jemanden zu

brauchen, und sie ahnte, welche Überwindung es ihn gekostet hatte hierherzukommen.

Und dann wurde ihr noch etwas klar. Er hatte sie vor eine Wahl gestellt, von der sie nie geglaubt hatte, dass sie sie je haben würde. Sie stellte sich auf Zehenspitzen und küsste ihn auf den Mund. Dann trat sie zurück und betrachtete ihn ernst. »Ich kann nicht«, sagte sie. »Es tut mir leid.« Und bevor sie ihre Meinung noch ändern konnte, wandte sie sich ab und ging davon.

Kincaid trotzte tapfer dem Freitagnachmittagsverkehr auf dem Rückweg von Cambridge und hielt das Steuerrad des Midget fest in beiden Händen, als auf der Überholspur ein Lastwagen an ihm vorbeiraste, und der kleine Wagen im Sog vibrierte und schlingerte. Ich muss mir mit der verdammten, alten Kiste allmählich wirklich was überlegen, dachte er fluchend. Aber er hatte Kit versprochen, das Auto zu behalten, und er lernte gerade, derartige Versprechen nicht auf die leichte Schulter zu nehmen.

Ian hatte ihn Anfang der Woche angerufen und ihn gebeten, zum frühestmöglichen Termin nach Cambridge zu kommen. Seit Ian Kit wieder in das Cottage nach Grantchester verfrachtet hatte, war der *Junge schweigsam* und widerborstig und verbrachte seine gesamte Freizeit mit dem Hund am Fluss.

Und dort hatte Kincaid ihn auch vorgefunden, auf dem Bauch liegend am feuchten Ufer unter den Kastanien, wo er mit einem Stock Löcher in den Schlamm gegraben hatte.

»Habe ich früher auch gemacht«, bemerkte Kincaid, setzte sich neben ihn und kraulte Tess hinter den Ohren. »Nach einer Weile blubbert das Wasser hoch.«

Kit warf ihm einen flüchtigen Seitenblick zu, dann konzentrierte er sich wieder auf seine Tätigkeit

»Dachte nicht, dass du kommen würdest.«

»Ich habe doch gesagt, ich komme.« Kincaid griff nach einem Stock und bohrte selbst ein Loch.

»Hast du Lust, mich nächstes Wochenende in London zu besuchen? Ich habe ein paar Tage frei.«

»Wirklich frei?«

»Ja. Ich versprech's.« Dafür wollte er sorgen, selbst wenn *er dazu* sein

Telefon und den Pieper in die nächstbeste Mülltonne werfen musste.
»Vielleicht«, antwortete Kit und bohrte heftiger. »Wie geht's mit dir und Ian?« fragte Kincaid beiläufig.

Er griff nach einem flachen Stein und ließ ihn über die Wasserfläche hüpfen. »Er macht sich Sorgen um dich.«

Kit richtete sich auf den *Knien* auf, hockte sich auf die Fersen und starrte auf den Fluss hinaus. »Ich hab ihn gefragt, ob du wirklich mein Vater bist«, begann er nach einer Weile. »Und er hat gesagt, möglich sei das schon ... aber es habe keine Bedeutung für ihn. Er sagt, er und ich, wir seien eine Familie, und er will, dass wir zusammenbleiben.«

Kincaid wartete, während Kit *seinen* Stock in kleine Stücke brach und der Strömung überließ.

Als sich das letzte Stück Holz in den Wurzeln einer Kastanie verfang, sagte Kit: »Aber das letzte Mal ist er auf und davon.«

»Ich glaube«, begann Kincaid bedächtig, »Ian braucht dich jetzt. Er hat Dinge getan, die, wie er weiß, falsch waren. Und das ist seine Art und Weise, es wiedergutzumachen. Du könntest ihm helfen.« Kit sah ihn überrascht an. »Ich?«

»Ich glaube schon. Und ich weiß, dass ihm deine Mutter fehlt, und er braucht jemanden, der das versteht.«

Kit setzte sich zurück, schlang die Arme um die Knie und tatschelte den Hund geistesabwesend mit der freien Hand. Kincaid nahm das Schweigen des Jungen als Zustimmung.

»Hast du Hunger?« fragte Kincaid nach einer Weile. Kit sah auf und lächelte.

»Ich bin am Verhungern.«

Er fand eine Nachricht von Gemma vor der Tür, und eine weitere im Eingang der Cavendishs, die ihn beide ins Wohnzimmer dirigierten. Nachdenklich folgte er ihren Wegweisern und entdeckte sie an Hazels Klavier. Sie trug ein Leinenkleid, das ihr bis zu den Knöcheln reichte, und sie hatte ihr Haar locker mit einer Muschelspange im Nacken zusammengefasst.

»Wo sind Hazel, Tim und die Kinder?« fragte er und zog einen Stuhl neben sie.

»Die sind im Kino. Freitagabendüberraschung.«

»Und du wolltest nicht mit?«

»Ich wollte hier sein, wenn du zurückkommst. Wie war's mit Kit?«

»Ganz in Ordnung«, antwortete er und stellte fest, dass das - zumindest vorübergehend - stimmte.

»Was ist das?« fragte er und deutete auf das Notenbuch auf dem Klavierständer.

Gemma hielt die Hände über die Tasten und berührte versuchsweise das mittlere C. »Ich habe angefangen, Klavierstunden zu nehmen.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?« wollte er verdutzt wissen. »Ich hatte keine Ahnung, dass du den Wunsch hattest.«

»Ich dachte, dass du mich vielleicht auslachst. Und ... Ich weiß, es ist blöd, aber ich wollte etwas im Leben haben, das nur mir gehört.«

»Das verstehe ich jetzt nicht«, murmelte er verwirrt.

»Ich weiß.« Gemma drehte sich zu ihm um. »Ich habe über Annabelle Hammond nachgedacht.«

»Was hat denn Annabelle Hammond damit zu tun?«

»Sie hat nach den Erwartungen gelebt, die andere Menschen an sie hatten - weil sie so schön war, hatten alle in ihrer Umgebung eine bestimmte Vorstellung davon, wie sie sein sollte, wie sie wollten, dass sie wäre. Und das Tragische ist wohl, dass sie schließlich eine andere, nämlich ihre eigene Wahl getroffen hat in bezug auf das, was für sie wichtig ist, aber das Ergebnis hat sie nicht mehr erlebt. Sie ist gestorben, ohne zu wissen, was für ein Mensch sie geworden wäre.«

Kincaid begriff noch immer nichts, erkannte jedoch plötzlich, welche Angst ihn die ganze Zeit über im Unterbewusstsein geplagt hatte.

»Gemma, wenn es um Gordon Finch geht - wenn du möchtest —«

»Nein. Es geht nicht um Gordon - oder nur ein ganz kleines bisschen. Es geht um mich. Ich weiß nicht, was ich will. Ich weiß nur, dass ich ein Mensch in der Entwicklung bin, und ich möchte erleben, wohin mich das führt und wer ich werden kann. Ich liebe dich, Duncan. Soviel weiß ich.«

»Na, das ist ja schon mal was«, murmelte er und versuchte, den dunklen Abgrund, der sich vor ihm auftat, leichtzunehmen.

Aber Gemma betrachtete ihn weiterhin ernst. »Das ist alles, was wir je haben werden, wirklich«, sagte sie.

